

Klaus E. Bohnenkamp

»Wir haben diesen Dichter geliebt ...«  
Hugo von Hofmannsthal und Eduard Korrodi  
Briefe und Dokumente

Der Schweizer Journalist, Essayist und Literaturkritiker Eduard Korrodi, geboren am 20. November 1885 in Zürich, ist heute, mehr als 60 Jahre nach seinem Tod am 4. September 1955, selbst in Literaten- oder Germanistenkreisen nahezu unbekannt.<sup>1</sup> Seinen Zeitgenossen hingegen galt er als wegweisender Mentor und Anreger,<sup>2</sup> als »schweizeri-

\* Für Kopien der Dokumente und Briefe (s.u. S. 93-110) sowie die Erlaubnis zu deren Abdruck sei Dr. Christa Baumberger (Schweizerisches Literaturarchiv, Bern), Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken (Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M.), Hildegard Dieke (Deutsches Literaturarchiv, Marbach a.N.), Frank Schmitter (Monacensia Literaturarchiv, München) und Elisabeth Trümpy-Burch (Allschwil, Schweiz) herzlich gedankt. Dank für lebenswürdig gewährte Hilfe und wichtige Auskünfte geht an Marianne Da Ros (Handschriftensammlung der Wienbibliothek, Wien), Curdin Ebnetter (Sierre), Dr. Konrad Heumann (Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M.), Dr. Katja Kaluga (Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M.), Dr. Franziska Kolp (Schweizerisches Literaturarchiv, Bern), Stephanie Märchy (Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung), Dr. Helen Münch-Küng (Zufikon, Schweiz), Yannique Richard (Redaktionsarchiv der Neuen Zürcher Zeitung, Zürich), Bettina Zimmermann (Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M.) und nicht zuletzt an die Mitarbeiterinnen der Fernleiherstelle der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart für ihre Geduld und Umsicht bei der Beschaffung der in Stuttgart nicht vorhandenen Ausgaben der »Neuen Zürcher Zeitung«.

<sup>1</sup> Zum Folgenden vgl. die bei Peter von Matt angefertigte Dissertation von Helen Münch-Küng, *Der Literaturkritiker Eduard Korrodi (1885-1955)*. Bern u.a. 1989 (Zürcher Germanistische Studien 18; künftig zit. als: Münch-Küng), vor allem das Kapitel »Leben und Werk Eduard Korrodís« (S. 17-68); ferner die »Biografie« und den Essay der Herausgeberin »Eduard Korrodi als Literaturkritiker und Feuilletonchef« in: *Eduard Korrodi, Ausgewählte Feuilletons*. Hg. von Helen Münch-Küng. Bern/Stuttgart/Wien 1995 (künftig zit. als: Korrodi, Feuilletons), S. 11-38 und 301-325.

<sup>2</sup> Eduard Korrodi war von 1916 bis 1948 Mitglied des Schweizerischen Schriftstellervereins, engagierte sich in mehreren leitenden Funktionen im Zürcher »Lesezirkel Hottingen« und dem ihm angegliederten »Literarischen Club«, als dessen Präsident er von 1923 bis 1926 amtierte. Von 1924 bis 1942 wirkte er im Aufsichtsrat der Schweizerischen Schillerstiftung, war Mitbegründer und bis zum Lebensende Kurator des 1921 von Martin Bodmer gestifteten »Gottfried-Keller-Preises« und 1926 Gründungsmitglied und Präsident der Zürcher Sektion des PEN-Clubs (vgl. Helen Münch-Küng, *Die Gründungsgeschichte des PEN-Clubs in der Schweiz*. Bern 2011) sowie von 1938 bis 1939 Mitglied der Kantonalen und von 1938 bis 1942 der Städtischen Literaturkommission Zürich.

Hugo von Hofmannsthal und Eduard Korrodi 7

scher Geisteswörter«,<sup>3</sup> als »das literarische Bundesgericht« der Schweiz<sup>4</sup> und allmächtiger »Literaturpapst«.<sup>5</sup> Diese einzigartige Position eines »Entdeckers«<sup>6</sup> und »Erweckers«, »Richters« und »Vernichters« hat er in der Feuilletonredaktion der »Neuen Zürcher Zeitung« zwischen 1915 und 1950 über 35 Jahre hin behauptet – »geliebt, geehrt«<sup>7</sup> und »ange-

<sup>3</sup> Carl Selig, Abschied von Eduard Korrodi. In: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich, Dienstag, den 6. September 1955, Nr. 208. Bl. 1f. Unter diesem Aspekt war Korrodi zuerst 1918 mit seiner wegweisenden Schrift »Schweizerische Literaturbriefe« (Frauenfeld 1918) hervorgetreten. Im ersten Brief »Seldwylergeist und Schweizergeist« hatte er seine Zeitgenossen zur radikalen Abkehr vom als allzu idyllisch und provinziell empfundenen »Seldwylergeist« in der Nachfolge Gottfried Kellers aufgefordert und sie beschworen: »Die Weltänderung ist da! Um unserer neuen Gesinnung willen lasset die Seldwyler gewesen sein! [...] Sagt es auch ruhig, dass der Seldwylergeist nicht mehr in unserer Dichtung umgehen soll, denn er verkleinert die Schweiz« (S. 1–25, Zitat S. 5; Korrodi, Feuilletons, S. 47–58, Zitat S. 48). Eine ähnliche Tendenz verfolgt er mit seinem 1924 in Leipzig veröffentlichten Buch »Schweizerdichtung der Gegenwart«.

<sup>4</sup> Max Frisch, Partei ergriffen. In: National-Zeitung, Basel, 11. November 1972: nz am Wochenende, Nr. 420, S. III: Jakob Bühler zu Ehren (Münch-Küng [wie Anm. 1], S. 102, und dies. in: Korrodi, Feuilletons, S. 27, bietet das falsche Datum: »11.9. 1972«, ungeprüft übernommen von Thomas Bodmer, Der Sammler und die Seinigen. Martin Bodmer [1899–1971] und der Gottfried Keller-Preis. Zürich 2010, S. 41 mit S. 178, Anm. 88). Frisch fügt seinem Diktum freilich schon damals ein »heute vergessen« hinzu. Der kurze Text ist nachgedruckt in: Jakob Bühler zu Ehren. Eine Dokumentation. Hg. von Dieter Zeller. Basel 1975, S. 42.

<sup>5</sup> Münch-Küng (wie Anm. 1), S. 15; diese häufig angeführte Wendung findet sich auch bei Erwin Jaeckle (Zeugnisse zur Freitagrunde. Zürich 1984, S. 60f.) und zuletzt bei Tobias Hoffmann-Allenspach (Eduard Korrodi. In: Andreas Kotte [Hg.], Theaterlexikon der Schweiz. Zürich 2005. Bd. 2, S. 1022f.) oder Thomas Bodmer (wie Anm. 4, S. 41).

<sup>6</sup> Hohe Aufmerksamkeit erregte 1920 seine Entschlüsselung des Pseudonyms »Emil Sinclair«, unter welchem Namen Hermann Hesses »Demian. Die Geschichte einer Jugend« im Juni 1919 bei S. Fischer in Berlin erschienen war. Nicht wenige Spekulationen zielten schon bald in diese Richtung, und so forderte Korrodi im Artikel »Wer ist der Dichter des »Demian«?« in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 24. Juni 1920 (Nr. 1050) Hesse zu einem öffentlichen Bekenntnis auf (s. auch Korrodus bestätigenden Artikel vom 4. Juli 1920, Nr. 1112: »An Hermann Hesse, den Dichter des »Demian«). Hesse selbst bekennt sich zur Autorschaft in der Zeitschrift »Vivos voco« (1. Jg., 1919/20, Heft 10; vgl. insgesamt: Hermann Hesse. 1877–1977. Stationen seines Lebens, des Werkes und seiner Wirkung. Katalog der Gedenkausstellung zum 100. Geburtstag im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N., S. 234–221) und äußert »kurz vor seinem Tod«: »Dann wurde mein Geheimnis mir entrisen. Es tauchte in der Presse da und dort die Vermutung auf, ich könnte der Autor des Demian sein. Daraufhin stellte mich Korrodi in der Neuen Zürcher Zeitung auf eine etwas bruske Art, und ich sah mich zur Antwort und zur Lüftung des Geheimnisses gezwungen. Ich war längere Zeit deshalb gegen Korrodi verstimmt, doch bin ich nicht nachträglich, und unser Verhältnis war bis zu K.s Zoller gut kollegial« (Peter de Mendelssohn, S. Fischer und sein Verlag. Frankfurt a.M. 1970, S. 811f.).

<sup>7</sup> 1935 erhält er die Ehrengabe der Literaturkommission der Stadt Zürich und 1943 die Erste Ehrengabe der Schweizerischen Schillerstiftung. 1949 wird er wegen seiner »außerordentlichen Verdienste [...] um die Künste und namentlich um die Literatur« zum Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (Wilhelm Hausenstein an Eduard Korrodi, 31. Oktober 1949. In: Wilhelm Hausenstein, Ausgewählte Briefe. 1904–1957. Hg., eingeleitet und kommentiert von Hellmut H. Rennert. Oldenburg 1999, S. 239f.) und zum Vorstandsmitglied der »Gesellschaft der Freunde René Schickeles« gewählt (vgl. Münch-Küng [wie Anm. 1], S. 59; dies. in: Korrodi, Feuilletons, S. 22–24, 37f.). Am 20. November 1935

griffen«, immer aber »ernst genommen«,<sup>8</sup> so dass kaum ein Schweizer Schriftsteller der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihn nicht in Tagebüchern oder Memoiren »erwähnt« oder »in gereizter Weise ›behandelt‹«<sup>9</sup>.

Als jüngster Sohn des angesehenen Lehrers, Schulbuchautors und Lyrikers »für den Hausgebrauch« Johann Heinrich Korrodi (1834–1910) und der Marie Zurgilgen (1852–1950), die der Vater 1882 in dritter Ehe geheiratet hatte, besucht Korrodi die Schule in Zürich und ab Oktober 1898 das Kollegium »Maria Hilf« in Schwyz. Ab dem Wintersemester 1905/06 studiert er deutsche Philologie, Alt-Isländisch und Kunstgeschichte in seiner Heimatstadt und wird hier, nach einem Berliner Auslandssemester im Winter 1907/08 bei Erich Schmidt und Richard Moritz

bringt die »Neue Zürcher Zeitung« (Nr. 2019) Fritz Ernsts Gratulation »Dr. Eduard Korrodi. Zu seinem 50. Geburtstag«, während am Vortag Thomas Manns improvisierte Rede den Höhepunkt eines Festbanketts gebildet hatte, das im Zürcher Zunfthaus zur Zimmerleuten von Freunden und Verehrern ausgerichtet worden war: »Allzuviele Reden, an deren Ende die meine« (Thomas Mann, *Tagebücher 1935–1926*. Hg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a.M. 1978, S. 207, 209; vgl. Manns Brief vom 29. November 1935 an Korrodi. In: Thomas Mann, *Briefe 1889–1936*. Hg. von Erika Mann. Frankfurt a.M. 1961, S. 445). Zehn Jahre später erscheint in Zürich neben Martin Bodmers im Selbstverlag herausgebrachter Rede »Eduard Korrodi zum sechzigsten Geburtstag« die nahezu dreihundertseitige »Freundesgabe für Eduard Korrodi zum 60. Geburtstag« mit Beiträgen von Martin Bodmer, Carl J. Burckhardt, Robert Faesi, Hermann Hesse, Ernst Howald, Max Rychner, Emil Staiger, Werner Weber und anderen. Zudem gewährt die Bodmer-Stiftung dem Jubilar »zwar keinen offiziellen Preis, aber immerhin die damalige volle Preissumme von Fr. 6000,- zur Aufstockung der bevorstehenden, kärglichen Pension, die Korrodi von der NZZ erwarten durfte« (Thomas Bodmer [wie Anm. 4], S. 43).

<sup>8</sup> Die Zitate bei Werner Weber, Eduard Korrodi gestorben. In: *Neue Zürcher Zeitung*, Montag, 5. September 1955. Fernausgabe. Bl. 1, Nr. 244. Am folgenden Tag würdigt Weber den Verstorbenen in einem weitausholenden Essay »Eduard Korrodi. Bildnis und Leistung eines Zeitgenossen« (*Neue Zürcher Zeitung*, Dienstag, 6. September 1955. Fernausgabe. Bl. 2, Nr. 245). Am 24. September schreibt er »in Wochen, da mir lauter Tod und Verabschiedungen zugemutet waren«, nachdenklich und ratlos an Max Rychner: »Unser E.K.! Ein solches Leben, voller Siege und am Ende ohne ein Reich: für mich kann ich es nur bedenken, hin und her drehen; aber völlig verstehen nicht. Muss man so schwer bezahlen, wenn einer als Jüngling und junger Mann mit Blitzstrahl ›das Rechte‹ traf. Sie wissen es, lieber Max Rychner, wie es traf. Ich ahne es und bin umso schwerer von der Spätzeit betroffen. Das gehörte nicht nur ihm; da trug er an seiner Generation und für diese« (Werner Weber, *Briefwechsel des Literaturkritikers aus sechs Jahrzehnten*. Hg. und mit einer biografischen Einleitung versehen von Thomas Feitknecht. Zürich 2009, S. 97f.).

<sup>9</sup> Münch-Küng (wie Anm. 1), S. 69: »Dort, wo der Dichter weniger wagemutig war, wo sein Verleger vielleicht zur Vorsicht mahnte, taucht Korrodi unter Pseudonymen auf«, zum Beispiel als »Der beleidigte Korridor«, als »Krokodilowkj« und »Krokodilödeli« bei Robert Walser oder als »Cesario« in Max Frischs *Tagebuch von 1946* (*Die Tagebücher. 1946–1949. 1966–1972*. Frankfurt a.M. 1985, S. 11–16); die Belege bei Münch-Küng (wie Anm. 1), S. 102–107 (Max Frisch) und 108–111 (Robert Walser); s. auch Münch-Küng. In: Korrodi, *Feuilletons*, S. 24–30.



Abb. 1: Eduard Korrodi, nach einem Ölbild von Hans Sturzenegger (aus: Korrodi, Feuilletons, S. 25; das dort »um 1930« datierte Bild dürfte nach Korrodis Dankschreiben an den Maler vom Ende Januar 1924 bereits 1923/24 entstanden sein; freundlicher Hinweis von Frau Monika Ley, Stadtarchiv Schaffhausen).

Meyer,<sup>10</sup> im Januar 1910 mit der von Adolf Frey (1855–1920) betreuten Dissertation »Stilstudien zu C.F. Meyers Novellen« zum Dr. phil. promoviert.<sup>11</sup> Anschließend wirkt er als Lehrer in St. Gallen und am

<sup>10</sup> Korrodi erinnert sich, nach einer Vorstellung von Hofmannsthal's »Großem Welttheater« im März 1933 im Berliner »Deutschen Theater«, jener Zeit: »Als ich als Student im Olymp des Theaters stundenlang stand, nicht saß, sah ich unten ein einigeres Kultur-Deutschland. Der schöne, Goethen auf den oberflächlichen Blick geborgte Ordinarius für deutsche Literaturgeschichte erschien: Erich Schmidt« (K30). Und dem am 8. Oktober 1914 in Berlin verstorbenen Richard Moritz Meyer, dessen »Deutsche Literatur im XIX. Jahrhundert« er »trotz allem« für »den klügsten Versuch einer neueren Literaturgeschichte« hält (Das konservative Herz der deutschen Literatur; in: Neue Zürcher Zeitung, 14. Januar 1923, Nr. 58: Korrodi, Feuilletons, S. 170–192), widmet er einen einfühlsamen Nachruf (Neue Zürcher Zeitung, 13. Oktober 1914, Nr. 1411).

<sup>11</sup> Gedruckt 1912 im Haessel-Verlag zu Leipzig. Eine erweiterte Fassung erscheint, ebenfalls 1912, im selben Verlag unter dem Titel »C.F. Meyer-Studien«. Schon als Student war Korrodi mit Vorträgen und Zeitschriftenbeiträgen hervorgetreten, zudem mit einer Monografie über die österreichische Schriftstellerin Enrica von Handel-Mazzetti (1871–1955) (Enrica von

Gymnasium Zürich, wo Max Rychner und Martin Bodmer<sup>12</sup> zu seinen Schülern zählen. Nach wiederholten Demütigungen und Enttäuschungen, die er wegen seiner katholischen Konfession<sup>13</sup> in der protestantisch dominierten Stadt zu dulden hat, übersiedelt er im Sommer 1913 erneut nach Berlin und arbeitet an der Habilitationsschrift »Die Darstellung der deutschen Literaturgeschichte. Ein historiographischer Versuch«, welche allerdings über das bei der Zürcher Fakultät eingereichte Kapitel »Die Darstellung der Literaturgeschichte in der Romantik und dem Jungen Deutschland« nicht hinaus gediehen ist.<sup>14</sup> Obwohl sein Plan, sich in Zürich als Privatdozent niederzulassen, am harschen Einspruch Emil Ermatingers (1873–1953), des Zweitgutachters an der dortigen Philosophischen Fakultät, scheitert, versucht Korrodi, das ehrgeizige Vorhaben auf anderem Wege voranzutreiben, und gibt es erst auf, als er sich im Oktober 1914 um die Stelle eines »Feuilletonredaktors« an der »Neuen Zürcher Zeitung« bewirbt, die durch den Tod Fritz Martis (1866–1914)

Handel-Mazzetti. Die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk. Münster 1909) und mit dem Buch: Gottfried Keller. Ein deutscher Dichter (Deutsche Lyriker Bd. IX. Leipzig 1910). Vgl. die Auswahlbibliografien in: Münch-Küng (wie Anm. 1), S. 213–215, und in: Korrodi, Feuilletons, S. 329–334; s. ferner die bibliografischen Angaben im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig und Frankfurt a.M., s.v. Korrodi, Eduard.

<sup>12</sup> Max Rychner (1897–1960), seit 1922 Redakteur der Zürcher Halbmonatszeitschrift »Wissen und Leben«, die er als »Neue Schweizer Rundschau« weiterführt, äußert sich mehrfach zu Wesen und Wirken seines Gymnasiallehrers und späteren Kollegen: Eduard Korrodi – Ein Kapitel Zürcher Literatursoziologie (Die Tat. 16. Jg., Nr. 1, 3. Januar 1951), Erlebte Literatur (Die Tat. 17. Jg., Nr. 291, 25. Oktober 1952), Eduard Korrodi † (Die Tat. 20. Jg., Nr. 244, 6. September 1955), Frühe Erfahrungen (Zürich 1957, S. 43–45), Unvergessene Lehrer: Eduard Korrodi (Die Tat. 27. Jg., Nr. 143, 28. Mai 1962), »Vorwort« zu: Eduard Korrodi, Aufsätze zur Schweizer Literatur (Bern/Stuttgart 1962, S. 9–16); s. auch Rychners u., S. 13f. mit Anm. 21, zitierten Brief an Carl J. Burckhardt. – Zu Martin Bodmer (1899–1971) s.u. Anm. 195 und 196. Zum Verhältnis Bodmer/Korrodi vgl. »Eduard Korrodi und Martin Bodmer. Mentor und Ziehsohn«. In: Thomas Bodmer (wie Anm. 4), S. 27–48.

<sup>13</sup> Max Wehrli gibt im Artikel »Korrodi, Eduard« in der »Neuen Deutschen Biographie« (Bd. 12. Berlin 1980, S. 598f.) als Religionszugehörigkeit irrtümlich »ref[ormiert]« an. – Korrodi ist seit 1905 als Student Mitglied der Zürcher »Renaissance«, des »Verbands Schweizerischer Katholischer Akademiker-Gesellschaften«, zu deren Altherrenschaft er nach seiner Promotion 1910 überwechselt. Ab 1909 leitet er die Literarische Sektion des »Schweizerischen Katholischen Volksvereins«. Derlei Aktivitäten finden durch seine Berufung an die »Neue Zürcher Zeitung« ein Ende: »Die politische Gegenleistung für die Anstellung des Katholiken Korrodi an der liberalen NZZ war, dass er sich in keiner katholischen Organisation mehr zu exponieren hatte« (Christoph Baumer, Die »Renaissance«. Verband Schweizerischer Katholischer Akademiker-Gesellschaften. 1904–1996. Freiburg/Schweiz 1996, S. 185f.). Zu Korrodīs schwieriger Situation als »Vertreter einer jungen katholischen Intelligentsia« vgl. Bernhard Wigger, Die Schweizerische Konservative Volkspartei. 1903–1918. Freiburg/CH 1997, S. 228f.

<sup>14</sup> Vgl. Münch-Küng. In: Korrodi, Feuilletons, S. 19: »Die Darstellung der deutschen Literaturgeschichte« ist nie entstanden, die eingereichte Habilitationsschrift nicht auffindbar.«

frei geworden war – Konkurrenten sind Konrad Falke (1880–1942) und Robert Faesi (1883–1972). Im November wird er gewählt. Der Antritt im Januar 1915 markiert den Beginn einer geradezu legendären Tätigkeit, in deren Rahmen er zunehmend an Einfluss und Bedeutung gewinnt, vor allem seit er ab dem 30. Oktober 1928 als Nachfolger Hans Trogs (1864–1928) die Feuilletonredaktion leitet, und, sich dieser »herrlichen Machtstellung« durchaus bewusst<sup>15</sup> als »ungewöhnliche[r] Geist [...] den literarischen Teil der größten Schweizer Zeitung mit einem ruhelosen Feuer belebt«.<sup>16</sup>

Das Kürzel »E.K.« zu Anfang einer Rezension oder Anzeige – je nach Wichtigkeit zeichnet Korrodi seine Beiträge auch mit »K.«, »e.k.« oder »k.« – wird für junge und etablierte Autoren gleichermaßen zum erstrebten wie gefürchteten Sigel, das über Erfolg oder Misserfolg zu entscheiden vermag.<sup>17</sup> Ende 1950 übergibt er das Amt an Werner Weber (1919–2005), den jungen Freund, der schon 1941 als freier Mitarbeiter seine »Rezensiertätigkeit [...] aufgenommen« hatte und seit dem 15. Juli 1946 der Redaktion angehört.<sup>18</sup> Fünf Jahre später, am 4. September 1955, »entschläft« er, fast 70-jährig, »nach schwerer Krankheit«, vereinsamt

<sup>15</sup> Korrodi an Werner Weber, 15. Juli 1944. In: Werner Weber. Briefwechsel (wie Anm. 8), S. 47f.

<sup>16</sup> Rudolf Borchardt, *Handlungen und Abhandlungen*. Berlin 1928, S. 207; Ders., *Prosa I*. Hg. von Marie Luise Borchardt. Stuttgart 1957, S. 525.

<sup>17</sup> Die Fülle seiner Texte und Themen dokumentiert die von Helen Münch-Küng 1995 »anhand der Jahresregister im Archiv der NZZ« maschinenschriftlich zusammengestellte Liste: Eduard Korrodi. Gesamtverzeichnis NZZ-Feuilleton-Beiträge 1914–1950 (nicht im Handel; ein Exemplar im Deutschen Literaturarchiv, Marbach a.N.). Ihr zufolge hat Korrodi schon 1914 im Mai, Juli und Oktober sowie vermehrt im Dezember Beiträge für die »Neue Zürcher« geliefert. Berücksichtigt werden die Artikel bis zu Korrodis Rückzug aus der Feuilletonredaktion, nicht aber spätere Arbeiten, zu denen ihn seine angespannte finanzielle Lage drängt. So klagt er enttäuscht dem Nachfolger Werner Weber am 5. September 1954: »Nie hätte ich mir nach 3½ Jahren der Entfernung von der Feuilletonredaktion träumen lassen, dass Du Deine ursprünglichen und so mannigfach »verbrieften« Gefühle der Dankbarkeit mir gegenüber je in eine gewisse Verhärtung verkehren würdest. / Ich muss betteln bei Dir, um ein Buch von Dir zu bekommen, das ich besprechen könnte. [...] Ich bin überzeugt, dass Dir nicht ganz bewusst ist, dass meine Existenz in Zürich von Deinem Wohlwollen abhängt; denn wenn dieses ausbleibt, wie soll ich da von Chefredaktor [Willy] Bretscher die 400 Frk Zulage zu meiner Rente anmahnen können?« (Werner Weber. Briefwechsel [wie Anm. 8], S. 83f.); vgl. dazu auch Thomas Bodmer (wie Anm. 4), S. 43 (zit. o. Anm. 7).

<sup>18</sup> Werner Weber. Briefwechsel (wie Anm. 8), S. 45 (Korrodi an Weber, April 1943) und 362. Am 19. Februar 1951 bekennt Werner Weber dem Manesse-Verleger Walther Meier: »Sie können sich denken, dass für mich der Weggang meines verehrten Freundes und Lehrers Eduard Korrodi menschlich und beruflich ein nicht eben leichtes Erlebnis war. Was haben wir doch der faszinierenden Anregung durch diesen Menschen zu verdanken!« (Ebd., S. 55)

im Kantonsspital Zürich und wird am 7. September auf dem Friedhof Enzenbühl bestattet.<sup>19</sup>

\*

Korrodi war eine »einnehmende, aber auch zuweilen verstörende Persönlichkeit«. <sup>20</sup> Vielsagend bekennt er in einem undatierten Brief an Herbert Steiner aus den 1920er Jahren (DLA): »Mich interessieren nur die Menschen in den Werken. Die andern liebe ich aus der Ferne.«

Als Max Rychner ihm im Dezember 1952 in Zürich begegnet –

Gestern traf ich unterwegs in der Stadt einen Mann, der auf verschneiter Straße greisenhaft zögernd und ängstlich mit kleinen Schritten daherkam, den Mund halb offen vor Aufmerksamkeit, eine gelbe Mappe am Griff haltend: es war Korrodi, der mich nicht erkannte und den ich vor vierzig Jahren als Lehrer am Gymnasium hatte –,

erinnert er sich jener früheren Zeit:

er war 27jährig, pechschwarze Haare auf einem schmalen Schädel, blaue Augen darunter; er liess sich vom besten Schneider kleiden und hatte Neigung zum Dandysm, aber auch zu edlen Dingen, die sich in der Sprache offenbaren, zum Jugendwerk Hofmannsthals, zu Gerhart Hauptmann, und er war von einer Lebendigkeit, die uns 15jährige auf nie gekannte Weise mitriss. [...] damals noch ganz heiter im Boshaften: Rasch wechselnde Zuteilung von Gunst, den einen gegen den andern vorschickend, heute das Gegenteil von gestern verfechtend – aber in allem stets auf eine eigene, von allen Klischees entfernte Beobachtung und Formulierung drängend. [...] Er konnte auch herzlich sein, für einen Augenblick, denn alles in ihm war in beständiger rascher Drehung und jagte ihn weiter. War er in guter Form, so ergab das

<sup>19</sup> Vgl. die Todesanzeige der »Anverwandten« in: Neue Zürcher Zeitung, 6. September 1955. Fernausgabe Nr. 245. Bl. 2. Zu Korrodis quälend sich hinziehender Zungenkrebskrankung hatte Werner Weber am 11. August 1955 Ernst Howald berichtet: »Es ergeht ihm schrecklich. Er leidet am ganzen Leib; sein Antlitz ist nur noch Blick, keine Wangen mehr. Und er ist, was wir doch nach seinen Wehleidigkeiten in kleinen Dingen gar nie erwarten wollten – er ist erschütternd geduldig, ruhig, tapfer, und wenn er je etwas Eitles hatte (kein Schneider auf der Welt machte ihm die Revers recht und die Hosenaufschläge angemessen), so hält er sich jetzt in stillem, großartigem Stolz: Ihr sollt mich entstellt nicht sehen ... Man kann nur an ihn denken« (Werner Weber. Briefwechsel [wie Anm. 8], S. 86); ähnlich Max Rychner an Walther Meier, 9. September 1955, zit. in: Erwin Jaeckle (wie Anm. 5), S. 64.

<sup>20</sup> Thomas Bodmer (wie Anm. 4), S. 41. Ähnlich die bei Erwin Jaeckle zitierten »unsicheren und bisweilen bösen Urteile«, die »Korrodi über seinen Tod hinaus« begleiteten (wie Anm. 5, S. 59–64).

etwas Sprühendes, denn er hatte Talent in die Wiege mitbekommen; aber später, an der Zeitung, vergab er sich ganz an zahllose kleine Absichten.<sup>21</sup>

Hier treten die widersprüchlichen Charakterzüge deutlich ans Licht: Liebenswürdig und verletzlich zugleich, nachtragend im persönlichen Verkehr, Streitbar und kompromisslos in den Wertungen und Urteilen, berühmt und berüchtigt wegen seines schwankenden, nicht selten anfechtbaren und polemischen Umgangs mit zeitgenössischen Autoren – all das trägt dazu bei, dass sich im Laufe der Jahre die Bedenken und Angriffe gegen ihn und seine als allzu beherrschend empfundene Position mehren. Robert Faesi, der langjährige Freund und Weggefährte, fasst zusammen:

Eduard Korrodi hat das Zeug zum führenden Kritiker der deutschen Schweiz in sich. Und das trotz seiner ängstlichen Nervosität! Sie ist vielmehr die Kehrseite oder gar die Voraussetzung für die verfeinerte Impressionabilität, den Spürsinn, die geistige Behendigkeit und Wendigkeit, die ihn mehr als jeden andern zum Vertreter einer kommenden Generation prädestiniert. Allzeit auf dem Quivive, stößt er ein neues Talent auf, als wäre es ein kostbares Wild, spitzt seine Pfeile, und von ihnen getroffen zu werden, ist eine Auszeichnung. Aber selbst ist er Pfeilen ausgesetzt wie ein St. Sebastian, als das Ziel aller, die ihm ein Manuskript anhängen oder für ein abgelehntes sich an ihm rächen wollen. [...] Im Vergleich zu meiner Geradlinigkeit empfand ich seinen Stil als graziös geschwungenes Arabeskenwerk voll unerwarteter, bisweilen kapriziöser Wendungen und Windungen. Und hat all das nicht auch dem Literaturkritiker E.K. seine unverkennbare Note gegeben?<sup>22</sup>

Auch der um ein Vierteljahrhundert jüngere und in seinen Anfängen von Korrodi geförderte Manuel Gasser (1909–1979) zeichnet aus der Rückschau der 1970er Jahre ein zwischen »Charme« und »Eifersucht« oszillierendes Bild:

<sup>21</sup> Carl J. Burckhardt – Max Rychner, Briefe 1926–1965. Hg. von Claudia Mertz-Rychner. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1970, S. 144f. Vgl. Rychners Schilderung in »Frühe Erfahrungen« (wie Anm. 12), S. 44: »[...] da zum ersten Mal der siebenundzwanzigjährige Eduard Korrodi als unser Deutschlehrer hereinkam, wieselflink, gut angezogen, in rascher Folge Widersprüchliches befehlend. [...] Mit ihm zog eine Beschwingtheit bei uns ein, von deren Vorhandensein unter Menschen wir nichts geahnt hatten, bis sie uns leichter, empfänglicher, allbeweglicher macht. Unvoraussehbarkeit, Sprunghaftigkeit seiner Einfälle gehörte zu ihr, unsere beständige leichte Bangnis vor einem möglichen Umschlag der Stimmung ebenfalls.«

<sup>22</sup> Robert Faesi, Erlebnisse, Ergebnisse. Erinnerungen. Zürich 1963, S. 144f. Vgl. Münch-Küng (wie Anm. 1), Kapitel II: Polemik um Eduard Korrodi (S. 69–132) und Kapitel III: Korrodis Persönlichkeit aus der Sicht seiner Zeitgenossen (S. 133–135).



Eduard Korrodi war ein Mann von kleiner, unersetzter Statur. Seine körperliche Beschaffenheit war nicht zuletzt schuld an den Komplexen, von denen er mehr hatte als ein Hund Flöhe. [...] Er konnte sich, in Briefen vor allem, zu übertriebenem Lob und zu rückhaltlosen Geständnissen hinreißen lassen und [...] gleich darauf, ohne Grund, die kalte Schulter zeigen und sich wochenlang in Schweigen hüllen. Talente zu entdecken, war seine Leidenschaft, und bei der Lancierung eines Neulings erwies er sich von ingenieuser Großzügigkeit. Sobald er aber am Ziel war und die ersten Komplimente über seine Entdeckung zu hören bekam, sah er in dieser auch schon einen Konkurrenten und entzog ihr seine Sympathie. Ich war nicht der einzige, der diese seltsame, aus Großzügigkeit und Neid gemischte Haltung zu spüren bekam. [...] Die mit E.K. bezeichneten Kritiken fielen ins Gewicht; ihr Autor zählte zu den Fixsternen am deutschen Literaturhimmel. [...] er besaß eine Faszinationskraft, der man unwillkürlich verfiel. In entscheidenden Dingen war sein Urteil unbestechlich und gerecht, und ich kann sagen, daß ich spätere nie wieder einen kritischen Geist von einem Feingefühl traf, das sich mit dem seinigen hätte messen können.<sup>23</sup>

Internationales Aufsehen erregt das, was im Januar 1936 als literarische Kettenreaktion abläuft: Gegen Leopold Schwarzschilds aus der Pariser Emigration geführten Angriff auf den Verleger Gottfried Bermann-Fischer als »Schutzjuden<sup>24</sup> des nationalsozialistischen Verlagsbuchhandels«<sup>25</sup> hatte Thomas Mann, auf Bitten des Verunglimpften, in der »Neuen Zürcher Zeitung« einen von Hermann Hesse und Annette Kolb mitunterzeichneten »Protest« erhoben,<sup>26</sup> auf den Schwarzschild umgehend scharf

<sup>23</sup> Manuel Gasser, *Erinnerungen und Berichte*. Hg. von Klara Obermüller. Zürich 1981, S. 57–65; die Zitate auf S. 57, 58 und 64f.

<sup>24</sup> »Schutzjuden« genießen bis ins 18. Jahrhundert aufgrund des mittelalterlichen Judenregals gegen Abgaben und Leistungen landesherrlichen Schutz und gewisse Privilegien; vgl. Michael Demel, *Gebrochene Normalität. Die staatskirchenrechtliche Stellung der jüdischen Gemeinden in Deutschland*. Tübingen 2011, bes. S. 46–86.

<sup>25</sup> Leopold Schwarzschilds (1891–1950) persönlicher Angriff mit dem Eingangssatz: »Samuel Fischer's Erbe, Herr Bermann, hat sich mit dem Dritten Reiche überraschend gut abzufinden gewußt« erscheint im Rahmen seines wöchentlichen Leitartikels »Die Woche« in der von ihm seit 1933 im Pariser Exil herausgegebenen Zeitschrift »Das Neue Tage-Buch« (4. Jg., Heft 3. Paris, 11. Januar 1936, S. 30f.). Mit ihr führte er die 1920 von Stefan Grossmann in Berlin gegründete und von ihm ab 1922 (mit-)herausgegebene Wochenschrift »Das Tage-Buch« fort, in der auch Hofmannsthal zwischen 1920 und 1928 mehrere Beiträge veröffentlicht hatte (s. Weber, S. 755; Register: Periodika, s.v. Tage-Buch, Das).

<sup>26</sup> Thomas Mann, *Ein Protest*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 18. Januar 1936; nachgedruckt in: Ders., *Gesammelte Werke in zwölf Bdn.* Bd. XI: *Reden und Aufsätze 3*. Frankfurt a.M. 1960, S. 787; Ders., *Essays*. Bd. 4. Hg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt a.M. 1995, S. 168 (Erläuterungen ebd., S. 383f.).

reagiert.<sup>27</sup> In dieses öffentliche Streitgespräch schaltet sich Korrodi am 26. Januar mit dem Beitrag »Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel« ein und wirft Schwarzschild vor, »die deutsche Literatur mit derjenigen jüdischer Autoren zu identifizieren«. Er diffamiert Schwarzschilds »Äußerungen« als »Aberwitz« und »Ghetto-Wahnsinn« und ist sich sicher, Thomas Mann werde »diese Emigrantensprache als eine Unverschämtheit empfinden«.<sup>28</sup> Klaus Mann beschwört den Vater telegrafisch, auf den »verhängnisvollen« Aufsatz, »wie und wo auch immer«, zu erwidern;

<sup>27</sup> Schwarzschild erweitert und vertieft in seiner »Antwort an Thomas Mann« (Das Neue Tage-Buch (Paris). 4. Jg., Heft 4, 25. Januar 1936, S. 82–86; vgl. Thomas Mann, Essays 4 [wie Anm. 26], S. 384) die Argumente des ersten Artikels und fordert Thomas Mann auf, sich zur Exilliteratur zu bekennen.

<sup>28</sup> E.K., Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel. In: Neue Zürcher Zeitung, 26. Januar 1936, Nr. 143; nachgedruckt in: Korrodi, Feuilletons, S. 192f. Der Text bestätigt Korrodis streng national-konservative Haltung, die er nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland verschiedentlich zum Ausdruck gebracht hatte. Bereits am 8. Mai 1933 hatte er in der »Neuen Zürcher Zeitung« (Nr. 833) in seiner »Literarische[n] Chronik. Deutsche Dichter-Akademie« die Umwandlung der »Sektion für Dichtkunst an der Preussischen Akademie« in Berlin in eine »Deutsche Akademie der Dichtung« begrüßt und den erzwungenen Rücktritt des seit 1926 amtierenden Präsidenten Heinrich Mann sowie die Aufnahme »national gesinnter« Autoren wie Emil Strauß, Wilhelm Schäfer oder Erwin Guido Kolbenheyer mit Genugtuung verzeichnet. Sieben Monate später, am 31. Dezember 1933 (Nr. 2394), kommt er im irrlichternden Jahresrückblick »Das Schrifttum Deutschlands 1933« darauf zurück, protokolliert staunend den Erfolg von Hitlers »Mein Kampf« als »irrrationales Ereignis« und interpretiert die »trotzige Abschließung« des »deutschen Schrifttums« »von der Welt« als einen »von Notwendigkeiten der Stunde eingegeben[en]« Vorgang. Zwar verwahrt er sich gegen das »ernste« Spiel« der Bücherverbrennung, zeigt aber Verständnis, dass sich »mit Plötzlichkeit ein Akt vollzogen« habe, »der in der Geschichte der neueren deutschen Literatur kein Analogon kennt«, nämlich die »Ausschaltung des Judentums und jener Schriftsteller aus der deutschen Literatur, deren Gesinnung zersetzend gescholten wurde und es zweifellos in manchen Fällen war« (Korrodi, Feuilletons, S. 185–187). Noch eindeutiger formuliert er seinen Standpunkt, wenn er am 9. Februar 1936 – zwei Wochen nach dem ominösen Artikel »Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel« – Hermann Hesse »in der Offenheit, die uns verbindet,« erklärt: »[W]as mich selbst betrifft, ekeln mich alle diese Linksemigranten an. [...] Sie werden zweifellos spüren, dass etwas nicht stimmt, wenn plötzlich die Schweiz durch einen Zudrang befremdender und anationaler Talente in eine Gefährdung kommt, wo wir denn lieber auf die Literatur als auf unsere helvetische Konstitution verzichten möchten.« Und er setzt, aus Angst vor »Überfremdung«, hinzu: »Wie! wenn ich nun einmal konsequent wäre und all den Juden, die bei uns antichambrieren, sagen würde: Geht in die Zeitungen, die sich nicht aus der nationalen Substanz nähren!« (Schweizerisches Literaturarchiv, Bern, Nachlass Hesse; zit. bei: Helen Münch-Küng, Der PEN-Club in der Deutschschweiz. In: Dorothee v. Bores/Sven Hanuschek [Hg.], Handbuch PEN. Geschichte und Gegenwart der deutschsprachigen Zentren. Berlin 2014, S. 563–581, hier S. 573) Vgl. insgesamt Ursula Amrein, Los von Berlin. Die Literatur- und Theaterpolitik in der Schweiz und das Dritte Reich. Zürich 2004, S. 46f. und 190f. Demgegenüber führen persönliche Erlebnisse und Erfahrungen während einer Deutschlandreise im Februar und März 1933 zu durchaus kritischen Berichten über die Atmosphäre in Berlin, Potsdam, Weimar und München, wo er einer Rede Hitlers beiwohnt: »Man muß diese Stimme gehört haben, wie sie malte, sich heiser schrie und wie die Stimme schließlich den Redner vergewaltigte« (Korrodi, Feuilletons, S. 172–181, das Zitat auf S. 173).

denn »diesmal« gehe »es wirklich um eine Lebensfrage für uns alle«. <sup>29</sup> Am 31. Januar schließt Thomas Mann, der sich nach wechselnden Exilstationen im Spätherbst 1933 im schweizerischen Küsnacht niedergelassen hatte, seine Entgegnung ab. Er zerpfückt und relativiert Korrodiss anfechtbare Darlegung und wendet sich entschieden gegen die fragwürdige Scheidung in jüdische und nichtjüdische Literatur oder die »nicht eben vorsichtig[e]« Behauptung, ausgewandert sei letztlich doch nur die »Romanindustrie«. Vor allem aber bezieht er zum ersten Mal öffentlich Stellung gegen das nationalsozialistische Regime in Deutschland, in der »Überzeugung, daß aus der gegenwärtigen deutschen Herrschaft nichts Gutes kommen kann, für Deutschland nicht und für die Welt nicht«. »Ich bin mir«, notiert er im Tagebuch, »der Tragweite des heute getanen Schrittes bewußt. Ich habe nach 3 Jahren des Zögerns mein Gewissen und meine feste Überzeugung sprechen lassen. Mein Wort wird nicht ohne Eindruck bleiben.« <sup>30</sup> Das Dokument erscheint als »Ein Brief von

<sup>29</sup> Klaus Mann, *Briefe und Antworten. 1922–1949*. Hg. von Martin Gregor-Dellin. Reinbek bei Hamburg 1991, S. 243; 26. Januar 1936; s. auch Klaus Manns fünfseitigen handschriftlichen Entwurf einer »geharnischten« »Antwort an E. Korrodi.« im Literaturarchiv der Monacensia, München: Nachlass Klaus Mann, Manuskripte KM M 41 (online unter <http://www.monacensia-digital.de/content/titleinfo/31936> [Zugriff: 31.10.2017]).

<sup>30</sup> Thomas Mann, *Tagebücher 1935–1936*. Hg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a.M. 1976, S. 250. Im gleichen Sinn eröffnet er am 2. Februar 1936 Annette Kolb, er habe diesen »Angriff Korrodi's auf das Neue Tage-Buch und die Emigration« – gegenüber Heinrich Mann spricht er am 11. Februar 1936 von »Korrodi's Mesquinerien und Schnödigkeiten gegen die Emigration« (Briefwechsel 1900–1949. Hg. von Hans Wysling [1984]. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1995, S. 262) – notwendig beantworten« müssen, »um nicht in eine schiefe Stellung zu geraten. Mein Brief wird am Dienstag Morgen erscheinen. Ich rette darin endlich meine Seele und spreche unverhüllt aus, daß meiner tiefen Überzeugung nach aus der gegenwärtigen deutschen Herrschaft weder für Deutschland noch für die Welt etwas Gutes kommen kann. Das war fällig und mußte einmal sein, welche Folgen es auch unmittelbar nach sich ziehen möge« (Thomas Mann, Briefwechsel mit Autoren. Hg. von Hans Wysling. Frankfurt a.M. 1988, S. 283f.). Die befürchteten Folgen – im Brief an René Schickele vom 16. Februar 1936 heißt es: »Was weiter kommt, muß ich abwarten. Bermann, der gerade hier ist, vertritt aufs Bestimmteste die Meinung, das Verbot der Bücher zum Mindesten, wenn nicht die offizielle Ausbürgerung werde prompt erfolgen« (Jahre des Unmuts. Thomas Manns Briefwechsel mit René Schickele. 1930–1940. Hg. von Hans Wysling und Cornelia Bernini. Frankfurt a.M. 1992 [Thomas-Mann-Studien 10], S. 96f.) – lassen freilich auf sich warten. Erst nach zehn Monaten, am 2. Dezember 1936, wird Thomas Mann die deutsche Staatsangehörigkeit mit der Begründung entzogen: »Anlässlich einer Diskussion in einer bekannten Zürcher Zeitung über die Bewertung der Emigranten-Literatur stellte er sich eindeutig auf die Seite des staatsfeindlichen Emigrantentums und richtete öffentlich gegen das Reich die schwersten Beleidigungen, die auch in der Auslandspresse auf starken Widerspruch stießen« (Völkischer Beobachter, München, 3. Dezember 1936). Am 4. Dezember erreicht ihn »telephonisch die nun doch überraschende und ärgerlich zuvorkommende Nachricht von meiner Ausbürgerung durch die deutsche Regierung«, ein »Akt«, der, wie er in einer auch in der Morgenausgabe der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 5. Dezember gedruckten Mittei-

Thomas Mann« an den »Lieben Herrn Dr. Korrodi« in der »Neuen Zürcher Zeitung vom 3. Februar 1936«.<sup>31</sup> Korrodis langatmige Entgegnung an den »Hochverehrten Herrn Thomas Mann«<sup>32</sup> legt der Adressierte als »schwach, tückisch und gleichgültig« zur Seite<sup>33</sup> und nennt den Schreiber, dazu passend, »eine ganz tückische kleine Madame«.<sup>34</sup>

\*

Ganz anders hatte Hofmannsthal neun Jahre früher, im Februar 1927, Eduard Korrodi für den »Einzigen« gehalten, »der die litterarischen Din-

lung an die Presse unterstreicht, »jeder rechtlichen Bedeutung entbehrt, da ich schon seit 14 Tagen tschechoslowakischer Staatsbürger bin und damit automatisch aus dem deutschen Staatsverband ausgeschieden bin.« Am 19. November hatte im »tschechoslowakischen Konsulat« in Zürich seine »Vereidigung auf die Staatsangehörigkeit« stattgefunden; vgl. Thomas Mann, Tagebücher 1935–1935 (wie o.), S. 396 und 403f.; Thomas Mann, Eine Chronik seines Lebens. Zusammengestellt von Hans Bürgin und Hans-Otto Mayer. Frankfurt a.M. 1965, S. 118f. und 123.

<sup>31</sup> Neue Zürcher Zeitung, 3. Februar 1936, Nr. 193; nachgedruckt in: Thomas Mann, Gesammelte Werke XI (wie Anm. 26), S. 788–793; Ders., Essays 4 (wie Anm. 26), S. 169–174 (Kommentar ebd., S. 385–390); Korrodi, Feuilletons, S. 193–196.

<sup>32</sup> E.K., Vom deutschen Literaturschicksal. In: Neue Zürcher Zeitung, 8. Februar 1936, Nr. 220; nachgedruckt in: Korrodi, Feuilletons, S. 196–200. – Vgl. insgesamt Klaus Mann, Briefe und Antworten (wie Anm. 29), S. 711–714; Erika Mann, Briefe und Antworten. Bd. I: 1922–1950. Hg. von Anna Zanco Prestel. München 1984, S. 55–92; Thomas Manns Briefwechsel mit René Schickele (wie Anm. 30), S. 320–324 (»Der Fall Fischer«); Thomas Mann – Erich von Kahler, Briefwechsel 1931–1955. Hg. und kommentiert von Michael Assmann. Hamburg 1993, S. 14, 194f.; Gottfried Bermann-Fischer, Bedroht, bewahrt. Weg eines Verlegers (1967). Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1971, S. 85–87.

<sup>33</sup> Thomas Mann, Tagebücher (wie Anm. 30), S. 255: 8. Februar 1936.

<sup>34</sup> Hermann Hesse – Thomas Mann, Briefwechsel. Hg. von Anni Carlsson und Volker Michels. 3. erw. Ausg. Frankfurt a.M. 1999, S. 148: 16. Februar 1936. In diesem Sinn bestätigt auch der befreundete Robert Faesi, Korrodi habe »seine Launen wie eine verwöhnte präzöse alte Jungfer« (Erlebnisse – Ergebnisse [wie Anm. 22], S. 145). Mit ähnlich spitzem Unterton bezeichnen ihn Erika Mann als »die Züri-Marie« oder »die Korrodische« (Erika Mann an Klaus Mann, 1. Dezember 1934; an Thomas Mann, 29. Januar 1936. In: Erika Mann, Briefe und Antworten. Bd. I [wie Anm. 32], S. 61, 90) und Klaus Mann als »unser süßer Korrodi« oder »Frau Marie« (an Katia Mann, 7. Oktober 1933 und 8. Februar 1936. In: Klaus Mann, Briefe und Antworten [wie Anm. 29], S. 145, 250). Alle diese Epitheta zielen auf Korrodis Homosexualität, die, obwohl allgemein bekannt, öffentlich beschwiegen wurde (vgl. Münch-Küng [wie Anm. 1], S. 34–36; Bernd-Ulrich Hergemöller [Hg.], Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte der Freundschaft und mann-männlichen Sexualität im deutschen Sprachraum. Neubearb. und ergänzt. Berlin 2010. Teilbd. 1, S. 685f.). Klaus Mann reagiert dabei gewiss auch auf die scharfe Kritik, die Korrodi am 7. September 1933 in der »Neuen Zürcher Zeitung« (Nr. 1609) an seiner von Heinrich Mann »patronisierter« Zeitschrift »Die Sammlung« geübt hatte, deren Herausgeber sich »eine Art Hybris, die eine Exilkrankheit ist,« »bemächtigt« habe und der nun »allen Ernstes [glaube], sozusagen die orthodoxe deutsche Literatur in persona zu sein«. Das infame Fazit: »In ihrer jetzigen Verfassung demonstriert die Zeitschrift unbewußt Rassentheorien, indem sie selbst *einem* Geist- und Arttypus den Vorzug gibt«, belegt er mit einer alphabetischen Aufzählung der deutschen Mitarbeiter von Max Brod bis Stefan Zweig, die sämtlich Juden sind (Korrodi, Feuilletons, S. 181).

ge heute noch mit dem Ernst und der Freude behandelt mit der sie in der deutschen publicistischen Welt vor vier oder fünf Jahrzehnten behandelt worden sind, aber heute nicht mehr behandelt werden.« Und er hatte in ihm den »einzig[e] Redacteur einer Tageszeitung« gesehen,

der für sein Publicum und über den unmittelbaren Kreis noch weit hinaus eine wirkliche Autorität erworben hat, was ja weit mehr ist als Notorietät des persönlichen Namens – und was kaum mehr vorkommt. Sie haben ein Publicum, das sich richtig von Ihnen führen lässt – das ist unendlich viel in einer so zersetzten Welt wie die heutige ist.<sup>35</sup>

Über die Verbindung beider Männer ist, laut Helen Münch-Küng, »wennig bekannt«, und so widmet sie dem Thema nur knappe 13 Zeilen ihrer freilich andere Aspekte in den Vordergrund rückenden 334-seitigen Monografie.<sup>36</sup> In der Tat ist die Quellenlage äußerst bescheiden. Einen öffentlichen oder privaten schriftlichen Nachlass Korrodis gibt es nicht.<sup>37</sup> Die vermutlich zahlreichen an ihn gerichteten Briefe von Vertretern der Weltliteratur sind vielfach verloren.<sup>38</sup> Im glücklichen Fall hat er einzelne

<sup>35</sup> Brief 5 vom 22. Februar 1927: s.u. S. 104–108. Werner Weber hat diese Sätze aus dem ihm von Korrodi geschenkten Brief im Nachruf »Eduard Korrodi. Bildnis und Leistung eines Zeitgenossen« (wie o. Anm. 8) wörtlich zitiert. – Nüchterner hatte Rudolf Borchardt, durchaus vertraut mit den Kontroversen, Ende April 1926 im Brief an Rudolf Alexander Schröder geurteilt: »Korrodi ist ein sehr gescheuter Mensch, und so weit ich ihn erprobt habe anständig sovieler auch anderer Ansicht zu sein scheinen« (Rudolf Borchardt – Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1919–1945. Text. In Verbindung mit dem Rudolf Borchardt-Archiv bearb. von Elisabetta Abbondanza. München/Wien 2001, S. 93; BW Borchardt. Kommentar, S. 545). Allerdings kündigt er im Januar 1931 aus Ärger über Korrodis unberechenbar schwankende Urteile zwischenzeitlich die Mitarbeit an der »Neuen Zürcher Zeitung« auf (ebd., S. 267f.: 8.1.1931) und klagt im Frühjahr 1936 über »Corrodis« »Versuchung den grossen Mann zu machen und zu chicanieren« (Rudolf Borchardt, Briefe. 1936–1945. Text. Bearb. von Gerhard Schuster in Verbindung mit Christoph Zimmermann. München/Wien 2002, S. 73f.).

<sup>36</sup> Münch-Küng (wie Anm. 1), S. 61.

<sup>37</sup> »Gerüchte besagen, daß er seine privaten Dinge vor dem Tode vernichtet habe«, und dass er »Briefsammlungen, die der privaten Sphäre Angehöriges mitteilen«, mit einer »eingestanden Hemmung« begegnete (Münch-Küng. In: Korrodi, Feuilletons, S. 21). Auch Thomas Feitknecht notiert, Korrodi habe »seinen ganzen Nachlass offenbar vernichtet« (Werner Weber. Briefwechsel [wie Anm. 8], S. 39, Anm. 2). So finden sich etwa im 157 Stücke umfassenden Konvolut »Korrodi – Martin Bodmer« (Bibliotheca Bodmeriana) nur zwei Nachrichten von Bodmers Hand (Thomas Bodmer [wie Anm. 4], S. 43f.).

<sup>38</sup> Eine Sammlung von Schreiben an und von Korrodi verwahrt die Zentralbibliothek in Zürich, darunter Nachrichten von Thomas Mann, Annette Kolb, Elsa Lasker-Schüler sowie Briefe an Robert Faesi, Adolf Frey, Emil Ermatinger, Eugen Rentsch sen., Emil Staiger, Siegfried Trebitsch, ferner 122 Briefe und Karten an Werner Weber (vgl. Werner Weber. Briefwechsel [wie Anm. 8], S. 39, Anm. 2). Nachweise weiterer Dokumente bietet das Suchportal »Kalliope« der Staatsbibliothek Berlin.

Dokumente verschenkt, wie etwa jene beiden Hofmannsthal-Briefe, welche im Nachlass Werner Webers auf uns gekommen sind.<sup>39</sup> Nachrichten Korrodis an Hofmannsthal fehlen ganz.<sup>40</sup> Gleichwohl hat sich Korrodi früh schon mit Werk und Gestalt des Dichters befasst, »dem als Zauberingling goldene Süße der Verse aus den Waben troff«.<sup>41</sup> Max Rychner jedenfalls weiß, dass der junge Korrodi »eine Neigung« zu Hofmannsthal und dessen Jugendwerk gepflegt habe,<sup>42</sup> und Korrodi selbst bekundet rückblickend seine »dauernde Verehrung« für diesen »geliebten« Autor,<sup>43</sup> zu dessen fruchtbarsten Vermittlern er mit mehr als 40 zwischen 1917 und 1952 entstandenen Beiträgen gehört, die stets von stupender Werkkenntnis und einem ganz eigenen Zugriff geprägt sind.

Erstes journalistisches Dokument ist die Anzeige »Hugo v. Hofmannsthals prosaische Schriften«, die Korrodi im Frühjahr 1917 zwar nicht im angestammten Feuilleton der »Neuen Zürcher«, sondern in der Zeitschrift »Der Lesezirkel« veröffentlicht, dem Vereinsorgan des in Zürich ansässigen »Lesezirkels Hottingen«, dem er als Mitglied in verschiedenen Führungspositionen angehört.<sup>44</sup>

<sup>39</sup> S.u. Brief 1 und Brief 5 sowie S. 93 und 104.

<sup>40</sup> Zum Sonderfall des Begleitschreibens zur Umfrage »Verkannte Dichter unter uns?« s. Brief 2 und S. 95f.

<sup>41</sup> K45, S. 79, mit Anspielung auf die Schlusszeilen aus Hofmannsthals »Ballade des äußeren Lebens«: »Und dennoch sagt der viel, der ›Abend‹ sagt, / Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt / Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben« (SW I, S. 44). Die Verse werden von Korrodi mehrfach zitiert; s.u. S. 60 mit Anm. 181 und 70f. mit Anm. 217; ebenso im Aufsatz über den frühverstorbenen Schweizer Dichter »Karl Stamm« (1890–1919); in: Eduard Korrodi, *Erlebte Literatur*. Olten MCMLII, S. 26. Zu Hofmannsthals Person und Werk nimmt er immer wieder beiläufig vergleichend oder ausführlich Stellung; vgl. Korrodi, *Feuilletons*, S. 69f., 71, 132, 159, 182f., 229, 240, 278, 295, 296 u.ö.

<sup>42</sup> Carl J. Burckhardt – Max Rychner, *Briefe* (wie Anm. 21), S. 144; zit. o., S. 13f.

<sup>43</sup> So in der Vorbemerkung zum Privatdruck: In Memoriam Hugo von Hofmannsthal (K48, S. [4]). – In Korrodis Verantwortungsbereich fallen naturgemäß sämtliche Hofmannsthal-Beiträge anderer Autoren, die während seiner Zeit als Feuilletonchef in der »Neuen Zürcher Zeitung« erscheinen; vgl. dazu Horst Weber, *Hugo von Hofmannsthal. Bibliographie des Schrifttums 1892–1963*. Berlin 1966, S. 246: Register, s.v. Neue Zürcher Zeitung.

<sup>44</sup> Der 1882 von Hans Bodmer und Wilfried Treichler gegründete Verein »Lesezirkel Hottingen« bleibt bis zur Auflösung im Jahre 1941 ein bestimmendes Element im Kulturleben Zürichs, vor allem seit ab 1886 zu den »Abenden für Literatur« namhafte Autoren wie Hofmannsthal, Rilke, Hauptmann, Hesse, Thomas Mann, Rudolf Kassner oder Rudolf Alexander Schröder eingeladen werden. Vgl. insgesamt Conrad Ulrich, *Der Lesezirkel Hottingen*. Zürich 1981 – Zu Korrodis Verbindungen zum »Lesezirkel« s. Münch-Küng (wie Anm. 1), S. 52f.; dies. in: Korrodi, *Feuilletons*, S. 24; Conrad Ulrich, S. 38, 49 und 134.

Er beginnt seine Besprechung (K1)<sup>45</sup> mit der überraschenden Frage:

Ob ich wählerisch genug bin, wenn ich die prosaischen Schriften Hugo von Hofmannsthals mit den edlen, in Watte verzärtelten Dessertbirnen vergleiche?<sup>46</sup> Exklusiv und rar wie diese, und von einer fraulichen Milde und Güte, begehrt man sie, wie wohl gesättigt, dennoch, weil in ihrer Reife irgendwie sich Natur vollendet zu einem Letzten, einem süßen Ende.

Unverzüglich jedoch ruft er sich zur Ordnung: »Aber genug von Birnen und mehr von diesen und nur diesen Schriften.« Er greift die »Unterhaltung über die Schriften Gottfried Kellers« heraus, die Festrede »Shakespeares Könige und große Herren«, die »Unterhaltungen über den ›Tasso‹ von Goethe« und zitiert aus dem Gespräch »Über Charaktere im Roman und im Drama« als »eine kostbare Seite deutscher Prosa« Hofmannsthals Schilderung des sterbenden »Benvenuto Cellini im tiefsten Verließ der Engelsburg, zerfallen, in Todesträumen.«<sup>47</sup> »Das ist die Illusionskraft des absoluten Künstlers«, lautet sein Fazit, und flugs nimmt er »den Notbehelf von dem Vergleich mit den Birnen beschämt zurück,

<sup>45</sup> Die redaktionelle Fußnote lautet: »Hugo von Hofmannsthal, Die prosaischen Schriften. Gesammelt in vier Bänden. Berlin, S. Fischer, 1907. Bisher sind nur die ersten zwei Bände erschienen, denen wir als Probe den nachfolgenden schönen Aufsatz über ›Französische Redensarten‹ [...] entnommen haben. Die Redaktion.« Hinter ihr steht Hans Bodmer, der »von der ersten bis zur letzten Nummer, eine Zeitlang unterstützt von Herbert Steiner«, »für den Inhalt [verantwortlich] zeichnet« (Conrad Ulrich [wie Anm. 44], S. 114). Hofmannsthals früher Essay (Erstdruck am 6. November 1897 in der Wiener Wochenschrift »Die Zeit«, XXXI. Bd., Nr. 162, S. 89–90) war in den Zweiten Band der »Prosaischen Schriften« (S. 103–115: SW XXXII, S. 209–213) eingegangen, der, ein Halbjahr nach dem im Mai 1907 ausgelieferten Ersten Band, im November 1907 erschienen war. Der Dritte Band folgt erst zehn Jahre später im November 1917 unter dem geänderten Haupttitel »Die Prosaischen Schriften gesammelt in drei Bänden« (vgl. BW Fischer, S. 1014); Korrodi wird ihn am 18. November 1917 in K5 besprechen; s.u. S. 35f.

<sup>46</sup> Möglicherweise klingt hier Hofmannsthals Bild vom Beginn der »Unterhaltung über die Schriften von Gottfried Keller« (1906) nach, wo einer der Gesprächsteilnehmer zum »Grünen Heinrich« anmerkt: »Wie schön wäre das Buch, wenn es nur seinen Anfang hätte [...]. Wie ist das schön, [...] wie ausgesuchtes Obst in einem Korb liegen da die jugendlichen Glückstage aufeinander« (Die prosaischen Schriften gesammelt. Zweiter Bd., S. 21–38, hier S. 23f.; SW XXXI, S. 99–106, hier S. 99).

<sup>47</sup> Korrodi bezieht sich, neben der »Unterhaltung über die Schriften von Gottfried Keller«, auf »Shakespeares Könige und große Herren« (1905: Die prosaischen Schriften gesammelt. Erster Bd., S. 105–145: SW XXXIII, S. 76–92), »Unterhaltung über den ›Tasso‹ von Goethe« (1906: Bd. II, S. 127–151: SW XXXI, S. 107–117), »Über Charaktere im Roman und im Drama. Ein imaginäres Gespräch« (1902: Bd. II, S. 161–187: SW XXXI, S. 27–39; die zitierte Cellini-Stelle auf S. 177: SW XXXI, S. 33f.).

aber eben um zu sagen: Die prosaischen Schriften des Herrn Hugo von Hofmannsthal sind – unvergleichlich.«

Der Beitrag, umrahmt von Proben Hofmannsthalscher Lyrik und Prosa, ist, wie das ganze März-Heft der Zeitschrift, dem kommenden Auftritt Hofmannsthals gewidmet,<sup>48</sup> der, eingeladen vom Lesezirkel Hottingen, am 29. März 1917 über »Österreich im Spiegel seiner Dichtung« sprechen wird.<sup>49</sup> Korrodi hatte, noch unter dem frischen Eindruck der »Prosaischen Schriften«, am Morgen in der »Neuen Zürcher Zeitung« auf den Autor, dessen Werke und die zu erwartende Rede hingewiesen (K2):

Wenige leben so inmitten einer Weltliteratur wie Hugo von Hofmannsthal. Er könnte darum, zur Rede sanft genötigt, niemals um das Thema verlegen sein. Er fände in seinen prosaischen Schriften die unvergleichlichen Seiten über die Märchen von Tausend und eine Nacht, das wohlklingende, reich figurierte Gespräch über die Harmonia mundi in Gottfried Kellers Werk, oder den vornehmen gesellschaftlichen Dialog über Goethes Tasso. Er wäre einer der ganz wenigen, die Gedichte mit dem Goldfinger berühren; er wüßte wie ein feiner Hofmann über die Könige und großen Herren in Shakespeares Dramen zu denken, er könnte im Element der »toten Sprachen« zum Salamander im Feuer werden.<sup>50</sup> [...] Dieser Dichter endlich könnte Verse

<sup>48</sup> Hofmannsthal reist von Berlin, wo ihn Anfang März eine fiebrige Krankheit zeitweilig ans Bett gefesselt hatte, am Abend des 25. März, »noch nicht ganz gesund, aber fieberfrei«, nach München und weiter nach Zürich, das er wohl am 27. März erreicht (so die Vorausdatierung an seine Frau Gerty, 23. März 1917; vgl. Heinz Lunzer, Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Jahren 1914–1917. Frankfurt a.M./Berlin 1981, S. 226 und 383 mit Anm. 36.13). Den äußeren Rahmen zum Vortrag bilden am Vorabend eine »zu Ehren« des Dichters ange-setzte Aufführung seiner »Elektra« sowie einige Tage später das erste Auslandsgastspiel des Wiener Burgtheaters zwischen dem 1. und 4. April in Zürich, dem sich je ein weiterer Abend in Basel und Bern anschließt. Am 31. März durch einen »geist- und gehaltvollen Vortrag Felix Saltens« über das Burgtheater [...] glücklich eingeleitet«, steht am 1. April Grillparzers »Medea« auf dem Programm (Fremden-Blatt. Wien, 2. April 1917, S. 6). Es folgen am 2. April Hofmannsthals »Der Tor und der Tod«, Grillparzers »Esther«-Fragment und Schnitzlers Ein-akter »Literatur«, am 3. Schnitzlers »Zwischenspiel« und am 4. April Karl Schönherr's Drama »Der Weibsteufel« (Neue Freie Presse, 4. April 1917, S. 8, und 5. April 1917, S. 9). Hofmannsthal besucht keine dieser Aufführungen, da er bereits am 30. März zu seinem nächsten Vortrag nach Bern abreist.

<sup>49</sup> In das 1916 konzipierte und seither an verschiedenen Orten wiederholte Vortragskonzept fügt Hofmannsthal einige auf die Schweiz gemünzte Passagen ein: SW XXXIV, S. 182–192; zur Entstehung ebd., S. 811–814; die Schweizer Notate N 12 bis N 14 ebd., S. 835–837.

<sup>50</sup> Vielleicht spielt Korrodi hier auf Hofmannsthals epochemachenden »Brief des Lord Chandos« (1902) an, der nach dem Erstdruck vom 18. und 19. Oktober 1902 in der Berliner Zeitung »Der Tag« als »Ein Brief« in den Ersten Band der »Prosaischen Schriften« aufgenommen worden war (wie Anm. 45, S. 53–76) und zu dem sich Korrodi, soviel ich sehe, erstaunlicherweise sonst nie geäußert hat. – Das Bild vom Salamander im Feuer benutzt Hofmannsthal im Gedicht »Zum Gedächtnis des Schauspielers Mitterwurzer« (1892): »Sein ganzer Leib war



aus seiner Gymnasiastenzeit vorlesen, die zwanzig Jahre älter und vollendeter als der dichtende Jüngling selber waren. [...] Aber viele Gedanken in Hofmannsthals Werk weisen darauf hin, daß in ihm, dem Künstler, menschlich-bildnerische Kräfte zunehmen, die ihn nicht mehr als den Nur-Künstler gelten lassen. [...] nicht von Goethe und nicht von Gottfried Keller und nicht von sich, sondern von »Oesterreich im Spiegel seiner Dichtung« will Hugo von Hofmannsthal als Gast des Lesezirkels Hottingen in Zürich sprechen. Seine Wahl ist wohl begreiflich, weil doch den repräsentativen literarischen Persönlichkeiten eines jeden Landes das eigene Vater- und Mutterland zum Erlebnis wie nie zuvor in dieser Zeit geworden ist. Uns wird es künstlerisch und menschlich interessieren, wie Hofmannsthal Dichtung und österreichisches Leben eins ins andere wirkt und schlingt [...] Wir dürfen uns freuen, ein Stück deutscher Literaturgeschichte durch das Medium einer Stilkunst zu empfangen, die sich selbst in der Kritik in »gebundener« Form fühlt, aber freilich nur gebunden an die von innen wirkenden Schönheitsgesetze des Sprachgeistes.

Nach dem Vortrag, der vom Publikum als etwas »vom Schönsten und Tiefsten« aufgenommen wird, »was man je vom Lesezirkel-Podium aus vernommen« habe,<sup>51</sup> lernen beide Männer einander in der üblichen »kleinen Runde« persönlich kennen,<sup>52</sup> und zum Abschied schreibt der

glühend / [...] Und sah auf uns [...] / Mit jenem undurchdringlich fremden Blick / Des Salamanders, der im Feuer wohnt« (SW I, S. 82f.), sowie im »Zweiten Aufzug« von »Der Abenteurer und die Sängerin« (1899): »Geh' jung an einen Hof und wenn du dort / herauskommst, bist du wie der Salamander, / der auch Feuer atmet« (SW V, S. 167). Korrodis vorangehende Hinweise gelten, außer den in Anm. 47 genannten Texten, der »Einleitung zu dem Buche genannt die Erzählungen der Tausendundein Nächte« (1906: Bd. II, S. 1–12: »Tausend und eine Nacht«; SW XXXII, S. 121–126). Zum Gespräch über die »Harmonia mundi« in der Nachfolge des Johannes Kepler s. Bd. II, S. 32 (SW XXXI, S. 104f.).

<sup>51</sup> Conrad Ulrich (wie Anm. 44), S. 52. Auch Hans Trog, als damaliger Feuilletonchef der »Neuen Zürcher Zeitung« Korrodis unmittelbarer Vorgesetzter, liefert am 14. April 1917 im Feuilleton der »Neue Freien Presse« (Morgenblatt, S. 1–3) einen ausführlichen Schlussbericht »Das Burgtheater in Zürich« und würdigt es als »herrlichen Zufall«, »dass wenige Abende vor den Wiener Schauspielern ein Vortrag Hugo v. Hofmannsthals von österreichischer Art und Kultur ein Bild von wahrhaft bezaubernder Schönheit und beglückender Höhe und Weite des Standpunkts und des Ausblicks entrollt und die dichtgedrängte Hörserschaft zu einem Beifall begeistert hat, wie er kaum je einem Redner im [sic!] Zürich zuteil geworden ist. Und für den inneren Zusammenhang und Zusammenklang österreichischen und deutschschweizerischen Wesens hatte der Dichter [...] Worte gefunden, wie sie verständnisvoller, feinfühlig, wohlthuender nicht zu denken sind«, ein »tostreiches Zeichen der völkerverbindenden friedlichen Kultur«.

<sup>52</sup> Conrad Ulrich (wie Anm. 44), S. 76. Die Angabe »Bekanntschaft seit 1922« im Register zu SW XXXIX, S. 1512, s.v. »Korrodi, Eduard«, ist in diesem Sinn zu berichtigen; sie folgt vermutlich der irrigen Erläuterung zu Max Rychners Brief vom 17. November 1924 (Hugo von Hofmannsthal – Max Rychner, Briefwechsel 1922–1929. Hg. von Claudia Mertz-Rychner. In: Almanach 87. Hugo von Hofmannsthal, Briefwechsel mit Max Rychner, mit Samuel und Hedwig Fischer, Oscar Bie und Moritz Heimann. Frankfurt a.M. 1973, S. 7–42 [künftig zit. als BW Rychner], hier S. 11 mit S. 34; s.u. Anm. 11x und Anm. 112.

Hugo von Hofmannsthal und Eduard Korrodi 23

Redner ins Gästebuch: »In herzlicher Dankbarkeit für den schönen Abend 29 III 1917 / Hugo v. Hofmannsthal«. <sup>53</sup>

Korrodi beeilt sich, das Gehörte<sup>54</sup> in einem ungewöhnlich breiten, mit wörtlichen Zitaten untermauerten Referat zusammenzufassen, um den Lesern seines Blattes einen angemessenen Eindruck zu vermitteln von

dieser edlen, und was man selten sagen darf, vollendeten Rede, über der der Geist von Anbeginn schwebte und darin jeder Gedanke wie eine erwartete schöne Woge kam und glitt [...]. Die Rede Hugo von Hofmannsthals warf am Ende einen leidvollen Blick in diese Zeit vor dem Kriege, in der auch deutsches Wesen in allen geistigen Dingen so maßlos und verzerrt geworden und alle Begriffe nur am Kommerzwesen und am Ziffernwesen und nicht mehr an den Menschen selber gemessen wurden: Wenn aber diese Zeit ausgelebt hat, wenn in einer reineren Zeit wieder die Imponderabilien der Seele und die zarten ewigen Werte wieder gelten dürfen, dann lassen Sie mich hoffen, daß auch die Stimme Oesterreichs über die nahen Berge wieder an Ihr Ohr herüberklingen darf. So ungefähr klang die Rede aus. Und es war in Wahrheit ein Ausklingen von einer beseelten und vornehmen Art und Schönheit, die uns immer im Ohr verweilt, wie uns der Dichter Hugo von Hofmannsthal immer im Auge bleiben wird als der große Künstler und Gestalter, der sich eines ganz außergewöhnlichen Beifalls erfreuen durfte.<sup>55</sup>

<sup>53</sup> Gästebuch, Bd. 1: Stadtarchiv Zürich VII 198; s. SW XXXIV, S. 857. Möglicherweise wird Hofmannsthal bei diesem Anlass jenes in Ganzleder gebundene Exemplar der von Robert Faesi und Eduard Korrodi 1913 herausgegebenen kulturhistorischen Skizzen »Das poetische Zürich. Miniaturen aus dem 18. Jahrhundert« (Zürich: Verlag des Lesezirkels Hottingen) überreicht, das als Vorzugsausgabe Nr. 467 in seiner Bibliothek erhalten geblieben ist: SW XL, S. 201: Nr. 802.

<sup>54</sup> Mit Blick auf den Vortrag wird Korrodi fünf Wochen später bei einem Gespräch mit dem Wiener »Fremden-Blatt« betonen, wie »freundlich« man »Herrn Hugo v. Hofmannsthal« in Zürich begrüßt habe, »der im Rahmen der vom Lesezirkel Hottingen veranstalteten literarischen Abende über »Oesterreich im Spiegel seiner Dichtung« gesprochen hat. Herr v. Hofmannsthal begann mit einer Charakterisierung der schweizerischen Literatur, und es gelangen ihm hier so ausgezeichnete, treffende Feststellungen, daß das Züricher Publikum sofort Vertrauen gewann und gefangen genommen wurde und mit dem intensivsten Interesse den weiteren Ausführungen des Vortragenden folgte. Wir lieben die Oesterreicher und ihre Literatur« (K46: Gespräch mit Dr. Eduard Corrodi; zur Namensschreibung mit »C« s.u. Anm. 86).

<sup>55</sup> K3: SW XXXIV, S. 857f. und 860. Korrodi referiert den Schluss der Rede, wie ihn Hofmannsthal für die Schweiz konzipiert hatte, s. SW XXXIV, S. 835–837: N 12–N 14. – An anderer Stelle paraphrasiert er Hofmannsthals Bemerkung: »Auf dem Schoße der Wärterin, aus dem Textbuche zur »Zauberflöte«, lernt Grillparzer lesen. Es gibt keine Zufälle, weder weltgeschichtliche noch individuell-biographische« (SW XXXIV, S. 182f.), mit den Worten: »Es kann kein Zufall sein, daß Grillparzer auf dem Schoß seiner Amme das Textbuch der Zauberflöte kennen lernte« (SW XXXIV, S. 858). Diese Koinzidenz greift er 1929 im Hofmannsthal-Nachruf noch einmal auf: »Er hat notiert, wie das Kind Grillparzer auf dem Schoß der Amme als Erstes den Text der »Zauberflöte« vernahm und wie auf diese Weise das Zauberstück und österreichische Melodie im kindlichen Gefühl sich verankerte« (K20: s.u. S. 113: Anhang). Vgl.

Der Bericht erscheint am 31. März. Am selben Abend folgt Korrodi mit gleich gespannter Aufmerksamkeit im Burgerratssaal zu Bern Hofmannsthals zweitem Schweizer Vortrag »Über die europäische Idee«. <sup>56</sup> »Man sah unter seinen Zuhörern Figuren von diplomatischem Schnitt, einige geistig interessierte Herren, zu wenige, wollte mir scheinen.<sup>57</sup> Dafür viel grünes Holz, Jugend mit blauen Mützen – wertvolle Zukunft!« Seinem abermals überaus detaillierten Bericht für die Zürcher Leserschaft (K4) schickt er voraus: »Aus Hugo von Hofmannsthals vergeistigter Elegie, reich an seinen Zwischentönen und Obertönen, sei versucht, einige Gedanken festzuhalten. Man möge aus der Aehrenlese auf das Kornfeld schließen!« Diese »Ährenlese« wird Hofmannsthal dann einem ungenannten Interessenten als »nicht schlechte, wenn auch die Accente etwas verschiebende Wiedergabe« empfehlen.<sup>58</sup>

Nur einen Monat später (3. Mai 1917) trifft man erneut zusammen, diesmal in Wien<sup>59</sup> bei einem Bankett des Schriftstellervereins »Concordia« zu Ehren des Zürcher Stadttheaters, das, auf Einladung der »Concordia«,<sup>60</sup>

dazu Grillparzers »Selbstbiographie«. In: Sämtliche Werke. Hg. von Peter Frank und Karl Pörnbacher. Vierter Bd. München: Hanser 1960, S. 13.

<sup>56</sup> Notate und Aufzeichnungen zum frei gehaltenen Vortrag, dessen erster Teil maßgeblich auf einem Exposé Rudolf Borchardts beruht. In: SW XXXIV, S. 324–335; zur Entstehung ebd., S. 1268–1270; Borchardts Exposé ebd., S. 1270–1276.

<sup>57</sup> Auch der anonyme Berichterstatter des Berner »Bunds« (Nr. 155, 2. April 1917, Abendblatt, S. 2: SW XXXIV, S. 1282f.) bedauert, dass »der bekannte Dichter Hugo von Hofmannsthal« »vor leider nicht allzu zahlreichem Publikum« gesprochen habe. Dazu mag freilich nicht zuletzt die eher abschreckende Vorankündigung im Morgenblatt vom 31. März 1917 (Nr. 152, S. 4) beigetragen haben: »Heute abend wird im Burgerratssaal zu Bern Hugo von Hofmannsthal einen Vortrag halten über »Die europäische Idee«. Daß es sich dabei nicht um Politik, sondern lediglich um Literatur handelt, wird man bei einem Dichter als selbstverständlich voraussetzen.«

<sup>58</sup> SW XXXIV, S. 1285, Anm. 23.

<sup>59</sup> Über diese »Drei Wiener Tage« vom 3. bis 6. Mai veröffentlicht Korrodi ein launiges Feuilleton mit den Zwischenüberschriften »Gothelf als Reisebegleiter« und »Ein oberflächlicher Tag«. Ohne den Anlass der Reise, seinen Vortrag oder die Begegnung mit Hofmannsthal zu erwähnen, schildert er kurze Visiten in der Hofbibliothek und der Spanischen Reitschule, ein opulentes Mittagmahl mit Felix Salten und am 4. Mai den Besuch einer Aufführung des »tränenreichen Schmarren« »Mein Leopold« von Adolph L'Arronge (1838–1908) mit dem bewunderten Alexander Girardi (1850–1918) im »Josephstädtertheater« (Neue Zürcher Zeitung, 20. Mai 1917. Erstes Sonntagblatt, Nr. 898, S. 1–2); vgl. die Schilderung seiner Wiener Eindrücke im »Gespräch« mit dem »Fremden-Blatt« vom 6. Mai 1917 (K46).

<sup>60</sup> Zum 1859 in Wien gegründeten Journalisten- und Schriftstellerverein »Concordia« s. Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien in 6 Bänden. Bd. 1. Wien 2004, S. 589. – Die Einladung an das Zürcher Stadttheater hatte die »Concordia« während des Burgtheater-Gastspiels in Zürich ausgesprochen; vgl. Neue Freie Presse, 14. April 1917. Morgenblatt, S. 3.

am folgenden 4. Mai im Wiener Stadttheater<sup>61</sup> sein mehrtägiges Gastspiel mit Shakespeares »Wie es euch gefällt« eröffnen wird.<sup>62</sup> Als Einleitung hält um »halb 7 Uhr abends im kleinen Konzerthaus« »der Schweizer Schriftsteller Dr. Eduard Korrodi einen Vortrag über das Thema: »Das Schweizerische in der deutschen Literatur«.<sup>63</sup> Die »Neue Freie Presse«<sup>64</sup> berichtet am folgenden Tag:

Dr. Korrodi, der Feuilletonredakteur und Kritiker der »Neuen Züricher Zeitung« ist, gehört trotz seiner Jugend zu den namhaftesten literarischen Erscheinungen der deutschen Schweiz. Wer seine gehaltvollen kritischen Essays über die Neuerscheinungen verfolgt hat, ist immer sympathisch davon berührt worden, daß dieser Schweizer Kritiker sich auch der deutschen Literatur gegenüber immer einer wohlwollenden und herzlichen Neutralität befleißt. Das zeigte auch sein heutiger Vortrag, der in gründlicher und interessanter Weise die Beziehungen zwischen der schweizerischen und der deutschen Dichtung darstellt. Diese Beziehungen reichen ins achtzehnte Jahrhundert zurück. Die »Alpen« des Schweizer Haller haben Goethes Aufmerksamkeit und Interesse für dieses Land geweckt, dem er die Treue bewahrte. In dem literaturhistorischen Streit zwischen dem Literaturstabe Gottscheds und dem Züricher Bodmer hat dieser auf die Größe des Nibelungenliedes hingewiesen. Korrodi erzählte auch sehr hübsch von der ersten künstlerischen Berührung zwischen der Schweiz, die allerdings keine literarische, sondern eine musikalische war: Im Hause des Züricher Idyllendichters Salomon Geßner musizierten im Jahre 1766 der achtjährige Mozart und seine Schwester. Die stärkste Wirkung auf die schweizerische Dichtung übten Goethe und Schiller aus. Goethe war durch die innige und enthusiastische Freundschaft mit dem

<sup>61</sup> Das »Wiener Stadttheater« war 1913 in der Josefstadt, Ecke Laudongasse/Skodagasse, eröffnet worden. Bis zu seiner Schließung im Jahre 1960 wird es vor allem als Operntentheater genutzt.

<sup>62</sup> Neue Freie Presse. Wien, 3. Mai 1917. Morgenblatt, S. 8: Theater- und Kunstmeldungen: »Das Zürcher Stadttheater ist die hervorragendste deutsche Bühne in der Schweiz, die ob ihrer hohen künstlerischen Leistungen auch in Deutschland einen bedeutenden Ruf sich erworben hat. In gesellschaftlichen Kreisen und in der Kunstwelt Wiens sieht man daher dem Gastspiele – dem ersten einer Schweizer deutschen Bühne in Oesterreich – mit besonderem Interesse entgegen.« Entsprechend positiv liest sich eine erste Aufführungskritik in der »Neuen Freien Presse« vom 5. Mai 1917, S. 9, die am 6. Mai (S. 12) um eine weitere wohlwollende Besprechung ergänzt wird. Eine ähnliche redaktionelle Meldung und vergleichbar positive Rezensionen bringt das Wiener »Fremden-Blatt« in den Morgenausgaben vom 3. Mai S. 10, und 5. Mai 1917, S. 9.

<sup>63</sup> Neue Freie Presse. Wien, 3. Mai 1917. Morgenblatt, S. 8: Theater- und Kunstmeldungen. – Vorträge gleichen Themas wird Korrodi im Frühjahr 1921 in Bonn und Heidelberg halten; vgl. den Bericht »Schweizergeist in der deutschen Literatur« im Zweiten Morgenblatt der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 3. Mai 1921, Nr. 650: Kleine Chronik.

<sup>64</sup> Vortrag Dr. Eduard Korrodi über das Schweizerische in der deutschen Literatur. In: Neue Freie Presse, 4. Mai 1917. Morgenblatt, S. 7.

Physiognomiker Lavater dem Schweizer Wesen nahegekommen. Er lenkte auch zuerst Schillers Aufmerksamkeit auf die Tellsage, und das Schillersche Drama wurde die Nationaldichtung der Schweizer, die auf ihre eigene Literatur anregend wirkte. Im weiteren Verlaufe seines Vortrages charakterisierte Dr. Korrodi das literarische Dreigestirn der Schweiz: Jeremias Gotthelf, der bäurisch-strenge, Gottfried Keller, der milde und bürgerliche, und Konrad Ferdinand Meyer, der ganz in der Vergangenheit untertaucht. Durch die Werke geht ein Zug von Resignation in Hinsicht erotischer Leidenschaften, durch die Gottfried Kellers auch ein erzieherischer Zug, der überhaupt für die Schweizer Literatur charakteristisch ist. Die stille Sehnsucht Kellers und Meyers nach dem Drama ist bis heute unerfüllt geblieben. Noch die heutige Schweizer Dichtergeneration ist undramatisch, ihre Stärke liegt noch immer im Epischen. Und vielleicht hat die Schweiz deshalb kein Drama, weil sie keine großen politischen Erlebnisse hatte, weil sie ein zu glückliches Land ist... Namentlich jetzt, im Weltkrieg, gilt die Schweiz als ein glückliches Seldwyla, aber sie trägt auch schwer genug an dieser Zeit. – Am überraschendsten hat auch in der Schweiz die Stärke Oesterreichs gewirkt, das früher dort, nach dem Grillparzer-Wort, als der Jüngling unter den Nationen gegolten<sup>65</sup> und sich jetzt als ein reifer Mann erwiesen hat. Die wohl lautende Stimme der österreichischen Dichtung wird auch die erste sein, die nach dem Kriege Brüderlichkeit und Menschlichkeit predigen wird. Mit den Worten eines jungen Oesterreichers, Franz Werfel, schloß Korrodi seinen Vortrag: »Die Welt fängt im Menschen an.«<sup>66</sup> Die gediegenen und klugen Ausführungen, die Dr. Korrodi in gewinnend einfacher und natürlicher Art vortrug, wurden vom Publikum, in dem sich der Unterrichtsminister Dr. Freiherr v. Hussarek befand, mit starkem Interesse angehört. Der Beifall für den Schweizer Gast war laut und herzlich.

Mit leicht verschobenem Blickwinkel meldet das Wiener »Fremden-Blatt«:<sup>67</sup>

Herr Dr. Eduard Corrodi,<sup>68</sup> seines Zeichens Feuilletonredakteur der Neuen Zürcher Zeitung, hat gestern als Gast der »Concordia« im kleinen Konzert-haussaal vor einem überaus distinguierten Publikum, das den geistvollen und formvollendeten Ausführungen des Vortragenden mit intensivstem In-

<sup>65</sup> Vgl. Franz Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende, Dritter Aufzug, Vers 1700f.: »O gutes Land! o Vaterland! Inmitten / Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland, / Liegst du, der wangenrote Jüngling, da« (Sämtliche Werke. Hg. von Peter Frank und Karl Bernbacher. Erster Bd. München: Hanser 1960, S. 1037).

<sup>66</sup> Drittlezte Zeile aus Franz Werfels Gedicht »Lächeln Atmen Schreiten« in: »Einander. Oden, Lieder, Gestalten. Leipzig: Kurt Wolff 1915.

<sup>67</sup> Schweizer Geist in der deutschen Literatur. In: Fremden-Blatt, 4. Mai 1917. Morgen-Ausgabe, S. 9.

<sup>68</sup> Zur Schreibung des Namens mit »C« s.u. Anm. 86.

teresse folgte, über den »Schweizer Geist in der deutschen Literatur« gesprochen. Herr Dr. Corrodi betonte, daß es vorerst eine Harmonie des Schweizer Geistes mit dem österreichischen gewesen ist und daß sich damals eigentlich der Geist der Musik mit dem der Literatur verbunden hat, als die Geschwister Mozart, der achtjährige Wolfgang Amadeus und seine kleine Schwester, im Jahre 1766 in Zürich im Salon Solomon Geßners Musik machten. Auch die Verbindung Gottscheds mit den Schweizern und die gar nicht dauerhaften Verbindungen Bodmers mit Wieland und dem Messiasdichter Klopstock wurden berührt. Hierauf sprach Dr. Corrodi von der Goethefreundschaft zu Lavater, mit dem der große Deutsche das menschliche Antlitz zu ergründen versucht und mit dem er Tisch und Bett geteilt hat. In seiner dritten Schweizer Reise kann man über Goethes Beziehung zu Lavater nachlesen, die der Vortragende eine Sternenfreundschaft im Sinne Nietzsches<sup>69</sup> nennt. Die Schweiz hat Goethe die Treue immer gehalten und diese Treue hat sich auch gelohnt, da Schiller sonst wohl niemals seinen »Tell« geschrieben hätte, zu dem er ja, wie jederman<sup>70</sup> weiß, die Anregung von Goethe erhalten hat. Es ist ein Beweis für Schillers Genie, wie er die Keimzelle des Tell-Stoffes zu entwickeln verstanden hat. Die Gesellschaft des Zürcher Stadttheaters, die heute abends im Wiener Stadttheater ihre erste Vorstellung gibt, wird ja im Verlauf ihres Hierseins auch das alte Urner Spiel vom Tell<sup>71</sup> vorführen. Hiebei wird man sinnfällig sehen, wie sehr Schiller den Stoff zu verändern gewußt hat. Hierauf geht der Vortragende auf die große Schweizer Trias Gotthelf-Keller-Meyer über. Jeremias Gotthelf hat nach Dr. Corrodis fein gefaßter Prägung das Weltall verbaut, Gottfried Keller hat es verbürgerlicht und Konrad Ferdinand Meyer hat es in ferne Jahrhunderte entrückt. Geht man von Gotthelf zu Keller über, so ist es, als ob man aus sauren Wochen in frohe Feste fiele. Während Gotthelfs Bauern Landedelleute, eher Aristokraten als Bauern sind, zeichnet Keller die ausgeprägten Bürger. Auch den erzieherischen Zug in den Büchern Kellers betonte Dr. Corrodi, die Vorliebe dieses Dichters selbst für ein staatsbürgerliches Pensum. Wie seltsam eigent-

<sup>69</sup> Mit Bezug auf den 279. Abschnitt »Sternen-Freundschaft« im Vierten Buch von Nietzsches »Die fröhliche Wissenschaft«: »Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden. Aber das ist recht so, und wir wollen's uns nicht verhehlen und verdunkeln, als ob wir uns dessen zu schämen hätten. Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat ...« (Friedrich Nietzsche. Werke in drei Bänden. Hg. von Karl Schlechta. Zweiter Bd. München 1966, S. 163). S. auch S. 65 mit Anm. 197.

<sup>70</sup> Zur altertümlichen Schreibweise – wenn nicht Druckfehler statt »jedermann« – s. Grimm, Deutsches Wörterbuch. IV. Bd., 2. Abtheilung. Leipzig 1877, Sp. 2291f.

<sup>71</sup> Am Samstag, dem 5. Mai 1917, wird im Wiener Stadttheater zusammen mit zwei weiteren altschweizerischen Bühnenspielen »Das Urner Spiel vom Wilhelm Tell« aufgeführt. »Ein Volksschauspiel der Schweiz aus dem 16. Jahrhundert. Erneuert von Ernst Leopold Stahl« (so die Theateranzeige der »Neuen Freien Presse« vom 5. Mai 1917, S. 16); vgl. die Besprechungen »Gastspiel der Zürcher im Stadttheater« von »f. s.« (Felix Salten) im »Fremden-Blatt« und »Gesamtgastspiel des Zürcher Stadttheaters« von »A.« (Raoul Auernheimer) in der »Neuen Freien Presse«, jeweils am 6. Mai 1917, S. 10 bzw. S. 12.

lich, daß der grüne Heinrich als Staatsmann endigt, anstatt ein Künstler, in der üblichen und wohlbeliebten tragischen Fassung zu enden. Eine große Ähnlichkeit zwischen Keller und Meyer sieht Dr. Corrodi in der Distanz, die beide dem Eros gegenüber einnehmen. Noch eine gemeinsame Liebe verbindet jedoch diese beiden Großen: ihre ungestillte Sehnsucht zum Drama. Gottfried Keller hat bekanntlich ein Staatsdiplom erhalten, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es ihm dazu verhelfen möge, ein schweizerischer Dramatiker zu werden. Johann Gottfried Keller sah seine Lieblingsidee beinahe verwirklicht; er träumte von einem großen, nationalen, helvetischen Theater, von tausend Mitwirkenden... aber das Drama hat er der Schweiz, die er einmal ein »Vaterländchen« genannt und die er doch so geliebt hat, nicht gegeben. Die Schweiz hat das Drama weder von ihm, noch von einem andern ihrer großen Söhne bekommen. Und diese Merkwürdigkeit hat Dr. Corrodi am Schluß seiner Ausführungen überraschend fein und voll Geist zu erklären versucht. »Die Schweiz,« sagte er, »ist vielleicht zu glücklich gewesen; aber sie war auch zu klein zur tragischen Fallhöhe.« Hierauf sprach Dr. Corrodi über die Schweiz und diesen fürchterlichen Krieg und zum Beschluß von jenem jungen Oesterreich, das Grillparzer einmal den Jüngling in der Dichtung genannt hat. Dieses junge, erneute Oesterreich aber ist der Jüngling dieser Gegenwart geworden.<sup>72</sup> Das Publikum spendete den überaus interessanten Ausführungen des Schweizer Gastes lebhaften Beifall.

Deutlich andere Schwerpunkte setzt Paul Stefan (1879–1943) im Gesamt-rückblick für die »Neue Zürcher Zeitung« am 15. Mai 1917:<sup>73</sup>

Menschlichkeit, Versöhnung, Duldung und eine Sonderart aus alledem innerhalb der deutschen Literatur, ist auch das Wesen des österreichischen Schrifttums. Von Grillparzer über Lenau und Raimund, über Anastasius Grün und den großen Stifter zu Saar, Marie Ebner-Eschenbach und Hofmannsthal führen gerade Wege; zornige Propheten einer höhern Liebe, wie Kürnberger, Nestroy und Kraus, sind doch von ihrer Heimat nicht zu trennen, Trakl und Werfel sind nicht zufällig Oesterreicher, und es ist durchaus nicht zu vernachlässigen, daß mancher große Mensch aus dem nichtösterreichischen Norden hier sein Italien gefunden hat. Besonders in der Musik, deren österreichisches Wesen das Wesen der deutschen Musik geradezu bestimmt hat. Von österreichischer Malerei und Plastik, von Kunstgewerbe, von der Volkskunst, von den Wissen-

<sup>72</sup> S.o. Anm. 65.

<sup>73</sup> Paul Stefan, Zürich in Wien. In: Neue Zürcher Zeitung, 15. Mai 1917. Zweites Morgenblatt, Nr. 868. Die Angabe bei Helen Münch-Küng, Gesamtverzeichnis (wie Anm. 17), S. 5, in der »Neuen Zürcher Zeitung« Nr. 797 (4. Mai 1917) sei der Vortrag (V.) »Dr. Ed. Korrodi: Vortrag in Wien« abgedruckt, ist nicht zu belegen. Paul Stefans Beitrag ist offenbar der einzige, der sich in dieser Zeitung zum Thema ermitteln lässt (freundliche Auskunft von Frau Yannique Richard, Redaktionsarchiv der Neuen Zürcher Zeitung).

schaften und von der besondern Wissenschaft des Lebens und Formens gar nicht zu reden, auch davon nicht, daß es einen schier unendlichen Reichtum der nichtdeutschen Stämme Oesterreichs gibt, der noch zu heben wäre. Wahrlich, es ruht nicht nur viel Vergangenheit, es schwebt noch viel Zukunft in diesem allem. Das ist nicht »gewesen«, es ist und wird sein. – So etwa durfte man den Ausgang des schönen Vortrags nachtönen lassen, den Dr. Eduard Korrodi als Prolog des Schweizer Gastspiels gehalten hat.

Später, bei einem kleinen Empfangsabend der »Concordia« nach dem Vortrag, zeigten die Reden des österreichischen Unterrichtsministers und des Schweizer Gesandten in Wien eine ungesuchte und desto reinere Harmonie.

Dieser »kleine Empfangsabend« im Wiener »Grand Hotel« am Kärtner Ring 9 erweist sich – immerhin im dritten Kriegsjahr – als hochpolitisches und gesellschaftliches Ereignis, über das die Wiener Presse am Sonntag, dem 6. Mai, in gebührender Breite berichtet.<sup>74</sup> Anwesend sind, neben »dem Schweizer Schriftsteller Dr. Eduard Korrodi« und »Dr. Hugo v. Hofmannsthal«, der Direktor des Züricher Stadttheaters Dr. Alfred Reucker,<sup>75</sup> der schweizerische Gesandte Dr. C.D. Bourcart,<sup>76</sup> der Minister für Kultus und Unterricht Freiherr v. Hussarek,<sup>77</sup> der Wiener Vizebürgermeister Heinrich Hierhammer (1857–1936), der Direktor des Burgtheaters Max von Millenkovich (1866–1945) mit seinen Hausregisseuren, der Präsident der »Concordia« Dr. Siegmund Ehrlich (1853–1932), die Schriftsteller Björn Björnson, Raoul Auernheimer, Felix Salten, Paul Zifferer und

<sup>74</sup> Am 6. Mai 1917 bringen die »Neue Freie Presse« (Morgenblatt, S. 11f.: »Begrüßung der Schweizer Gäste«) und das Wiener »Fremden-Blatt« (Morgen-Ausgabe, S. 3f.: »Die Schweizer Gäste in Wien. Empfangsabend der »Concordia«) nahezu wortgleiche ausführliche Referate der einzelnen Reden.

<sup>75</sup> Alfred Reucker (1868–1958) wirkt, nach frühen Engagements als Schauspieler und Regisseur in Wien, Zoppot, Danzig und Prag, von 1901–1921 als Direktor des Züricher Stadttheaters, das unter seiner Führung eine der fruchtbarsten Epochen erlebt. Von 1921–1933 ist er Generalintendant der Sächsischen Staatstheater in Dresden; vgl. Paul Suter. In: Andreas Kotte (Hg.), Theaterlexikon der Schweiz. Zürich 2005, Bd. 3, S. 1483–1484.

<sup>76</sup> Charles Daniel Bourcart (1860–1946) amtiert von 1915 bis 1939 als Schweizer Gesandter in Wien und ist damit zeitweise »Chef« Carl Jacob Burckhardts, der ihn in seinen Erinnerungen liebevoll porträtiert: Carl J. Burckhardt, Memorabilien. Erinnerungen und Begegnungen. 5. Aufl. München 1984, S. 318–320: »Charles Daniel Bourcart«.

<sup>77</sup> Max Hussarek von Heinlein (1865–1935), Professor für Kirchenrecht an der Universität Wien und langjähriger Mitarbeiter im dortigen Ministerium für Kultus und Unterricht. Von 1911 bis 1917 Unterrichtsminister und vom 25. Juli bis 27. Oktober 1918 k.k. Ministerpräsident des Kronlands Cisleithanien (vgl. Neue deutsche Biographie. Bd. 10. München 1974, S. 86f., mit dem falschen Todesdatum: 6. März 1936 statt 1935; Österreichisches Biographisches Lexikon. Bd. III. Wien 1961, S. 16f.).



Arthur Schnitzler sowie der »Leiter des literarischen Bureaus im Ministerium des Aeußern Sektionsrat Dr. v. Wiesner«, <sup>78</sup>

Arthur Schnitzler, um dessen Begleitung Hofmannsthal gebeten hatte, <sup>79</sup> notiert lakonisch: »Concordiabankett Schweizer Gastspiel [...], Kritiker Korrodi. [...] Husarek der Minister sprach gar nicht übel; Hugo gewandt«. <sup>80</sup> In der Tat beschließt Hofmannsthal die Reihe der offiziellen Wortmeldungen. <sup>81</sup> Nach den Ansprachen Siegmund Ehrlichs, des Gesandten Bourcart, des Ministers von Hussarek sowie Alfred Reuckers Erwiderung »namens der Schweizer Gäste« begrüßt er die Zürcher im Namen »der österreichischen Literaten«: »Mit einer tiefdurchdachten Rede, deren erster Teil sich mit der Eigenart der Schweizer Literatur befaßte, bezeichnete er dieselbe als eine eigentümliche Mischung von Realismus und Idealismus. Er fuhr fort«:

Dieses eigentümlich Goldige <sup>82</sup> und dabei doch Reale, was ist es denn anderes als der Abglanz Ihrer politischen Eigenart, dessen nämlich, daß Sie, auf der Wirklichkeit ihrer historischen militärisch-politischen Kraft fußend, ein

<sup>78</sup> Friedrich Ritter von Wiesner (1871–1951), Sektionsrat und seit 18. Februar 1917 Pressechef im Ministerium des Äußeren; vgl. Brigitte Schagerl, Im Dienst eines Staates, den es nicht mehr geben sollte, nicht mehr gab, nicht mehr geben durfte. Friedrich Ritter von Wiesner. Diplomat, Legitimist und NS-Verfolgter. Diss. phil. Wien 2012 (online unter [http://othes.univie.ac.at/20786/1/2012-05-31\\_8103858.pdf](http://othes.univie.ac.at/20786/1/2012-05-31_8103858.pdf) [Zugriff: 31.10.2017]).

<sup>79</sup> BW Schnitzler, S. 281: »[...] ich weiß nicht, ob Sie nicht vielleicht ohnedies die Absicht haben, zu der Concordia-Veranstaltung für die Schweizer zuzusagen u. zu kommen – jedenfalls finde ich es – abgesehen von meiner persönlichen Freude, Sie dann dort zu sehen und in einem gewissen Sinn nicht *allein* zu sein – so überaus nützlich und *richtig* wenn Sie kämen, denn es handelt sich ja nicht so sehr um den mehr minder trivialen Abend, den wir da verbringen werden, sondern um die Rückwirkung nach der Schweiz hin [...]«

<sup>80</sup> Arthur Schnitzler, Tagebuch 1917–1919. Wien 1985, S. 40.

<sup>81</sup> Gleichsam als Satyrspiel läßt der Schriftsteller und Journalist Julius Bauer (1853–1941) noch »eine gereimte Tischrede« folgen, die »voll Geist und Humor« »die Erlebnisse des Tages mit treffender Satire« behandelt (wie Anm. 74).

<sup>82</sup> Wohl diese improvisierte Rede hat Korrodi im Gedächtnis, wenn er sich am 1. Januar 1944 erinnert (K39), »wie Hofmannsthal 1917 in einer ganz der Eingebung des Augenblicks anvertrauten Rede an der Welt Gottfried Kellers »das Goldige« rühmte und dies bis auf die Sonnenkringeln ausmalte, die auf dem Weinglas spielten. Der Dichter kam mir doch etwas seltsam vor, als ob er von Barockaltären seiner oberösterreichischen Heimat mütterlicherseits ein wenig Gold hinzugegeben hätte, um den Zürcher Dichter zu schmücken.« Hofmannsthals Ahnen mütterlicherseits stammen allerdings nicht aus Ober-, sondern aus Niederösterreich. Seine Mutter Anna Maria Josefa Fohleutner (1852–1904) war Tochter des Wiener Richters und Notars Laurenz Fohleutner (1809–1882), »der ein niederösterreichischer Bauernsohn war; die Familie ist seit ungezählten Jahrhunderten im gleichen Dorf ansässig«. So Hofmannsthal an Willy Haas, 4. Juni 1922: BW Haas, S. 46; vgl. Hofmannsthals ebd., S. 93 zitierte Bemerkung gegenüber Otto Forst de Battaglia: »Unter meinen vier, zu Anfang des XIX. Jahrh. geborenen Großeltern war ein Teil jüdischer Herkunft, die drei anderen jeweils niederösterreichisch-bäuerlicher, süddeutscher (schwäbischer) u. italienischer (altlombardischer)«.

völliges Ideal, Ihre Eidgenossenschaft, gebunden durch die goldenen Bande ihrer Freiheiten, durch Jahrhunderte durchgetragen haben. Es gibt ein spezifisch schweizerisches Wesen, und dieses ist überall zu erkennen. Wer zu lesen versteht, wird auch in den Figuren der schweizerisch-französischen Literatur, wird in der Konfession des Genfer Jean Jacques Rousseau das spezifisch Schweizerische erkennen ebenso wie in Keller und Jakob Burckhardt. Das Besondere Ihres historischen Daseins in den vielen Jahrhunderten glorreicher Geschichte war nicht das bloße Sichausleben, es war das fortwährende kluge, feste, sittliche Kompromiß, es war das Leben für eine Aufgabe. Wenn es nicht vermessen wäre, unser österreichisches Dasein mit einem Wort bezeichnen zu wollen, so wäre es dieses Wort: Auch wir haben uns nicht bloß auszuleben, sondern haben einer Aufgabe zu leben. Der Krieg hat uns einander kennen und einer auf den anderen hinschauen gelehrt. Schon das wäre ein ungeheurer Gewinn dieses unentwirrbaren Komplexes von fürchterlichen und wohltätigen, von erschreckenden und furchtbaren Tatsachen, in dem wir jetzt stehen. So hat er auch Sie gelehrt, auf uns, auf das Besondere unserer Mission aufmerksam zu sein. Es sind Gäste aus der deutschen Schweiz, die uns die Freude machen, hier zu sein. Aber wir sehen in Ihnen die Repräsentanten der ganzen Schweiz, und so hoffen wir, daß auch Sie in uns die Repräsentanten des ganzen Oesterreich sehen, daß in Ihnen die ganze Schweiz gekommen ist, ganz Oesterreich zu suchen und zu besuchen, und ich möchte bitten, mit mir auf die Schweizer Gäste und auf die Schweizer Kunst, auf die Kunst der ganzen Schweiz anzustoßen. (Lebhafte Hochrufe.)<sup>83</sup>

Während des »Empfangsabends«, der »pünktlich um 11 Uhr« endet, nimmt Korrodi eine Einladung Hofmannsthals ins Rodauner »Zauberschloßlein« entgegen,<sup>84</sup> wo, wie er nach 15 Jahren bei einem neuerlichen Besuch hervorhebt, der Dichter »Goldiges und faszinierend Lächelndes wie den ›Rosenkavalier‹ und todwärts Träumendes wie ›Jedermann‹«ersonnen habe. »Da hinter den dunkelgrünen Jalousien erfreute mitten in der lieblichen, anspruchslos schönen Landschaft milder Töne ein herb-

<sup>83</sup> Neue Freie Presse, 6. Mai 1917. Morgenblatt, S. 11.

<sup>84</sup> Zu Hofmannsthals Wohnhaus in Rodaun, Badgasse 5 (heute Ketzergasse 471) vgl. die mit Abbildungen versehene Darstellung von Katja Kaluga und Katharina J. Schneider »Rodaun. Ein unglaubliches kleines Haus«. In: Hofmannsthal. Orte. Hg. von Wilhelm Hemecker und Konrad Heumann in Zusammenarbeit mit Claudia Bamberg. Wien 2014 (künftig zit. als Hofmannsthal. Orte), S. 199–223 und 458–460; ferner Katja Kaluga und Katharina J. Schneider, »Die Legende vom ›Fuchs-Schloßsek. Zur Geschichte von Hofmannsthals Haus in Rodaun«. In: HJb 24, 2016, S. 153–167.

herrlicher Hodler.<sup>85</sup> Da brachte er dem Besucher sein Gästebuch« – und als der sich mit »Eduard Corrodi | 6. Mai / 1917« einträgt,<sup>86</sup> fällt ihm »der Schelmenspruch« auf,<sup>87</sup> den der Hausherr den losen Seiten als Motto vorangestellt hat:

<sup>85</sup> Hofmannsthal hatte im Spätherbst 1912 in der Münchner »Modernen Galerie« von Heinrich Thannhauser neben dem großen Bildnis »Yo Picasso« diese »Seelandschaft« von Ferdinand Hodler erworben. Als er das Gemälde verkaufen will, bestätigt er Carl J. Burckhardt am 27. März 1919: »Es ist eines seiner bedeutenden Landschaftsbilder, ohne Zweifel, wenn er deren auch viele gemacht hat. Ich kaufte es vor 8–9 Jahren aus einer großen Collection heraus, um den damals nicht niedrigen Preis von 12 000 Mark (=15 000 francs)« (BW Burckhardt, S. 12f.). Die mit »Ferd. Hodler 1909« bezeichnete Version aus der zwischen 1904 und 1913 geschaffenen Gemäldeserie vom »Thunersee mit Stockhornkette« (BW Burckhardt, S. 311; vgl. Ferdinand Hodler, *Catalogue raisonné der Gemälde*. Bd. 1: Die Landschaften. Teilbd. 2. Hg. von Oskar Bätschmann und Paul Müller. Zürich 2008, Nr. 309–312 und Nr. 472–488) wird im Zürcher Kunsthause 1919 für sFR. 20.000 angeboten. Laut Auskunft des Schweizerischen Instituts für Kunstwissenschaft vom März 1991 ist »über den Ausgang aus dem Kunsthause und das weitere Schicksal des Bildes« nichts bekannt (BW Burckhardt, S. 315); es fehlt auch im oben genannten neuesten »Catalogue raisonné der Gemälde«.

<sup>86</sup> FDH. Nachlass Hofmannsthal. Rodauner Fremdenbuch. – Die Schreibung des Namens mit »C« ist angesichts der eindeutig zu unterscheidenden »K«s und »C«s in Korrodís faksimilierten Briefen gesichert (Korrodi, Feuilletons], S. 26, 30, 33). Offenbar kokettiert er gelegentlich mit dieser älteren Form des Familiennamens (vgl. dazu Katja Hürlimann, Art. »Corrodi«. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, online unter <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D23789.php> [Zugriff: 31.10.2017]). Hatten die »Neue Freie Presse« und das »Fremden-Blatt« in ihren redaktionellen Mitteilungen noch »Korrodi« geboten, schreibt das »Fremden-Blatt« in den folgenden Artikeln durchgängig »Corrodi« und folgt damit wohl einer beim »Concordia«-Bankett ausgesprochenen Vorgabe des Redners. Diese Form bieten auch manche Zeitgenossen, so beispielsweise Rudolf und Marie Luise Borchardt (Briefwechsel mit Rudolf Alexander Schröder [wie Anm. 35], S. 267 [»Corrodi« neben »Korrodi«] und 471; Briefe 1924–1930. Text. Bearb. von Gerhard Schuster. München/Wien 1995, S. 28, 288, 307 und 403 [später wechselt Borchardt zu »Korrodi«, ebd., S. 460, 509 u.ö.]; BW Borchardt. Kommentar, S. 593) oder Jakob Wassermann (Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren. Hg. von Dierk Rodewald und Corinna Fiedler. Frankfurt a.M. 1989, S. 501). In Franz Bleis »Das grosse Bestiarium der Literatur« (6.–8. Aufl. Berlin 1924, S. 25) erscheint der Name als »Corrody«: »Das ist der Name des distinguiertesten Zoologen der schweizerischen literarischen Fauna. Sehr elegant hält er sich oft bei seinen Untersuchungen ein Spitzentaschentuch vor die Nase. Dieses zeigt über dem Monogramm etwas wie eine Krone. Er trägt ein Einglas, aber seiner Landsleute wegen nur des Nachts im Schlaf.«

<sup>87</sup> So im Rückblick vom Mai 1932: »Tristia ex Vindobona« (Trauerlieder aus Wien). Dem Text (K27) ist die redaktionelle Bemerkung vorangestellt: »Am 15. Mai hat in Budapest der zehnte internationale PEN-Kongress begonnen. An die 300 Autoren aller Herren Länder nehmen daran teil. Den folgenden Aufzeichnungen mag der Kongress den Rahmen geben.« Korrodi hatte auf dem Weg nach Budapest in Wien Station gemacht. Die lateinische Überschrift spielt gleichzeitig auf Ovids und Grillparzers »Tristia ex Ponto« an, d.h. auf die späten poetischen Briefe in elegischer Form, die der alternde römische Dichter in den Jahren 9 bis 12 n. Chr. aus seinem trostlosen Verbannungsort Tomis am Schwarzen Meer geschrieben hatte, sowie auf Grillparzers Zyklus von 17 zwischen 1824 und 1833 entstandenen Gedichten, die 1835 veröffentlicht wurden.

Kommen immer mehr herein ?  
Gräßliches Gelichter !  
Keiner will ein Schuster sein,  
Jedermann ein Dichter !  
Goethe:

Edward Korrodi

6. Mai 1912

Abb. 2: Fremdenbuch, Rodaun (FDH)

Diese Verse, leicht umgeformt, macht sich Korrodi als »boshaften Redaktionspruch« zu eigen:

Kommt nur immer mehr herein,  
Gräßliches Gelichter!  
Keiner will ein Schuster sein,  
Jedermann ein Dichter<sup>88</sup>

und noch nach Jahren wird er Carl Selig bestätigen, der Spruch sei »aber von Goethe und ich las ihn im Fremdenbuch bei Hugo von Hofmannsthal in Rodaun.«<sup>89</sup>

<sup>88</sup> FDH, wie Anm. 86. Es handelt sich um die abgewandelte dritte Strophe aus Goethes Gedicht »Auf den Kauf«: »Jung und Alte, groß und klein, / Gräßliches Gelichter! / Niemand will ein Schuster sein, / Jedermann ein Dichter.« Die weggefallene erste Zeile hat Hofmannsthal aus dem Eingangsvers der vierten Strophe »Alle kommen sie gerennt« frei entwickelt (»Epigrammatisches«: Johann Wolfgang von Goethe. Gedichte 1800–1832. Hg. von Karl Eibl. Bibliothek deutscher Klassiker 34. 1. Abt.: Sämtliche Werke. Bd. 2. Frankfurt a.M. 1988, S. 530).

<sup>89</sup> So Korrodi in einer für Carl Selig geschriebenen kleinen »Autobiografie«, mitgeteilt von Carl Selig (wie Anm. 3; das Originalmanuskript befindet sich in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich). Korrodi hat Spruch und Herkunft auch seinem ehemaligen Schüler Max Rychner anvertraut, der inzwischen als Redaktor der Zeitschrift »Wissen und Leben« (später: »Neue Schweizer Rundschau«) zum Kollegen geworden war. Der zitiert

Ein gutes Halbjahr später, am 18. November 1917, bespricht Korrodi, in Ergänzung seines »Lesezirkel«-Artikels vom März dieses Jahres,<sup>90</sup> den Dritten Band der »Prosaischen Schriften gesammelt«,<sup>91</sup> welcher »gleichzeitig« mit Alfred Kerrs »Gesammelten Werken«<sup>92</sup> erschienen war (K5). In dieser gewagten Zusammenstellung stellt er die Prosa beider Männer klug einander gegenüber und resümiert:

Wie die Namen Kerr und von Hofmannsthal zusammenstehen, so ihre Prosa; die eine ist einsilbig, die andere vielsilbig; des einen Prosa geht in sich, hält in der Nußschale eines Wortes die Welt, die andere schwärmt aus, kennt keine Entsagung, ist jene Wohlhabenheit, die Goethe bis zum Schaugepräge steigerte. Kerr läßt Hofmannsthals Wort nicht gelten, und doch steht es so über allem fest, daß gerade diese grenzenlose, geballte Härte Kerrs, dieser norddeutsche, aus der Pistole geschossene Satz, diese dichterische Verklärung des Stechtrittklopfens, diese zur Vollendung gediehene Uebung des Staccatos nicht ein und alles sein kann. Er läßt den weicheren Rhythmus, das über den Dingen Schweben und Verbeben Hofmannsthals nicht gelten, zeigt es nicht die Grenze seiner norddeutschen Art, daß zweifellos der Oesterreicher – ihn gelten läßt, aus Duldsamkeit, die doch nicht immer Charakterlosigkeit, sondern auch Milde des Geistes sein kann?

Den Vergleich weiter bohren, taugt nicht, außer daß man ihn zur blendenden Erkenntnis führt: Der eine (Kerr) schreibt eine Prosa, die nicht ihresgleichen hat, die Zukunft entscheide, was an ihr bleibt – das Rechthaben dieser Kritiken, oder der Stil dieser Kritiken. Hofmannsthals Prosa ist gut, obwohl sie erlauchte Ahnen hat,<sup>93</sup> ist sehr gut, selbst wenn es jetzt schon erwiesen wäre, daß ihre schöpferische kritische Erkenntnis nirgendwo ins Faßbare ginge. Sie ist wahrscheinlich eben darum so gut in einem sehr strengen Wortsinne,

am 10. Dezember 1927, mit Blick auf seine Arbeitsüberlastung – »Die Manuskripte kommen während des Winters wie Heuschreckenschwärme« –, die Verse in ihrer Hofmannsthal-Korrodischen Form im Brief an Ernst Robert Curtius und fügt hinzu: »Von Goethe ausgeheckt, von Hofmannsthal als Motto in sein Gästebuch gesetzt« (Aus dem Briefwechsel Max Rychner/Ernst Robert Curtius. Bearb. von Claudia Mertz-Rychner. Marbacher Magazin 41/1987. Beiheft. Marbach a.N. 1987, S. 16).

<sup>90</sup> K1; s.o. S. 21 mit Anm. 45.

<sup>91</sup> Hugo von Hofmannsthal, Die Prosaischen Schriften gesammelt. Dritter Bd. Berlin: S. Fischer 1917.

<sup>92</sup> Alfred Kerr, Die Welt im Drama. 5 Bde. Berlin: S. Fischer 1917: Gesammelte Schriften. Erste Reihe.

<sup>93</sup> In einem Nachruf auf den »im Alter von 81 Jahren gestorben[en]« »bekanntesten Berliner Theaterkritiker in den drei Jahrzehnten vor Hitler« wird Korrodi daran erinnern, dass Kerr »den goethesierenden Hugo von Hofmannsthal als »Wolfgang Hofmannsthal« angeredet habe (Neue Zürcher Zeitung, 1. Oktober 1948, Nr. 2141; Korrodi, Feuilletons, S. 296). Das Zitat zur »goethischen« »Sprache Wolfgang Hofmannsthals« findet sich in Kerrs Artikel vom 21. Februar 1913 »Schutz für Ariadne«: Alfred Kerr, Gesammelte Schriften. 1. Reihe. Die Welt im Drama. Bd. II: Der Ewigkeitszug. Berlin 1917, S. 338–340, hier S. 339.

weil sie in ihrem Wesen ahnungslos unkritisch bildet, oder doch so bildet, daß sie ganz aus dem Gefühl und Unbewußten verwundert über sich selbst in die Sphäre der Sprache schwebt. Daher denn der kultivierte Leser bei Hofmannsthals Prosa, so möchte man mit den Meistern des 18. Jahrhunderts sagen, mehr empfindet als denkt, so wie er bei Kerrs Prosa zuerst denkt und nach der Gedankenpause – empfindet.

»Dieser dritte Band von Hofmannsthals Prosaischen Schriften«, so Korrodi weiter, habe »wieder seine denkwürdig schönen Seiten«, etwa die über Wilhelm Dilthey<sup>94</sup> oder über Grillparzer.<sup>95</sup> Und möchten die »Porträte« Maria Theresias und des Prinzen Eugen<sup>96</sup> »uns« Schweizern auch »unvertraut« anmuten –: »Wer aber könnte so über ›die Farben‹<sup>97</sup> in dieser Welt, die unsere Vorstellung ist, schreiben, so Kunst und Leben ins eins schlingen wie Hofmannsthal?«

Schriftliche Zeugnisse aus den folgenden Jahren sind spärlich. In der Rückschau auf die Tage vom 27. bis 31. Mai 1920, die Hofmannsthal mit Carl J. Burckhardt im Basler »Ritterhof« und auf dem Gut »Schönenberg« bei Pratteln verbracht hatte,<sup>98</sup> fällt am 6. Oktober beiläufig der Name des »fesche[n] Korrodi«,<sup>99</sup> ohne dass es zu einem Treffen gekommen wäre. Anders jedoch im Winter desselben Jahres, als Hofmannsthal auf Einladung des »Lesezirkels Hottingen«<sup>100</sup> Anfang Dezember erneut

<sup>94</sup> Der Nachruf auf »Wilhelm Dilthey«. In: Hofmannsthal, Prosaische Schriften III (wie Anm. 91), S. 27–32.

<sup>95</sup> »Grillparzers politisches Testament« in: Ebd., S. 107–119.

<sup>96</sup> »Worte zum Gedächtnis des Prinzen Eugen« und »Maria Theresia« in: Ebd., S. 67–83 und 85–106.

<sup>97</sup> »Die Farben. (Aus den Briefen des Zurückgekehrten)« in: Ebd., S. 121–143.

<sup>98</sup> Vgl. Martin Stern, Schweiz. Asyl fremder Nähe. In: Hofmannsthal. Orte (wie Anm. 84), S. 375–395, hier S. 378f.

<sup>99</sup> Hofmannsthal an Burckhardt: BW Burckhardt, S. 50. – Hofmannsthals Bekanntschaft mit Korrodi setzt Josef Nadler voraus, wenn er am 16. Februar 1921 mutmaßt: »Korrodi, den Feuilletonredakteur der ›Zürcher Zeitung‹ dürften Sie ja wohl kennen. Wir haben mancherlei gute Briefe miteinander gewechselt«; auch im Brief vom 28. Juli 1922 erwähnt Nadler »mein[en] Freund Korrodi in Zürich« (Hugo von Hofmannsthal und Josef Nadler in Briefen. Mitgeteilt von Werner Volke. In: JbDSG XVIII, 1974, S. 37–88, hier S. 68 und 75).

<sup>100</sup> Im zitierten Brief an C. J. Burckhardt (wie Anm. 99) hatte Hofmannsthal erklärt: »[...] ich habe die Einladung von den Zürichern angenommen, dort die Beethovenrede zu halten! [...] Ich weiß gar nicht wie es gekommen ist, ich hatte schon das ablehnende Telegramm aufgesetzt, auf einmal gefiel mir die Idee wieder, über den armen Beethoven etwas Neues zu sagen, d.h. nicht über ihn, sondern über das achtzehnte Jahrhundert, und das Ganze irgendwie ›anders‹ anzupacken« (BW Burckhardt, S. 50). Nach dieser Zusage hatte das »Programm« der kommenden »Abende für Literatur und Kunst« im Oktober 1920 angekündigt: »Zu Ehren des 150. Geburtstages von Beethoven rüstet sich auch der Lesezirkel zu einer würdigen Gedächtnisfeier, die neben den vielen rein musikalischen Veranstaltungen einen besonderen Charakter tragen wird, dank dem Umstand, daß der österreichische Dichter Hugo von Hofmannsthal über Beethoven

zu einer Vortrags- und Lesereise in die Schweiz aufricht und am 10. Dezember in Zürich bei der »Beethoven-Feier« »zur Erinnerung an Beethovens 150. Geburtstag (18. Dez.)«<sup>101</sup> im großen Tonhalleaal vor einem »Auditorium von über zweitausend Menschen« seine große »Weiherede« hält, »deren dichterischer Schwung, Gedankenfülle und Sprachschönheit die Zuhörer auf das tiefste ergriffen hat«. <sup>102</sup> Korrodis Bericht vom 12. Dezember (K6) setzt mit einer Hofmannsthal-Eloge ein:

Feiert man den Großen nicht durch sein eigenes Werk, bleibt nur die Magie des Wortes, die zur Evokation Beethovens berufen wäre. Wer besäße sie wie Hugo von Hofmannsthal unter den heute das deutsche Sprachgut Verwaltenden und mit ihm Schaltenden? Gilt es, den Menschen ganz mit der Ahnung des Unaus-sagbaren und auch Unausdeutbaren des Klangleibes Beethovenschers Kunst zu erfüllen, gilt es, die absolute Größe nicht durch scheinbares Auf-den-Grund-erkennen zu schmälern, gilt es, Beethoven vor der sachlichen Umgrenzung im Sinne einer Einzelkunst zu behüten, gilt es, ihn ganz in der Kategorie der schlechthin größten Menschen zu erfassen; dann muß es ein Dichter sein, dem allein das Wort anvertraut werden durfte. Was wir am Freitagabend im große Tonhalleaal hörten, wollte nicht Prunkstück deutscher Prosa sein, obwohl die deutsche Sprache sich selber feierte und vollendete – oft in den unbeschreiblich schön sich bildenden Zauberformeln der Improvisation. Was war es dann? Eine Weiherede, in der das Wort liebkosend die schwersten Dinge der Kunst berührte und der Tiefe mit Anmut sich näherte, dennoch nicht so, daß das Schwere leicht wurde – aber leicht wurde das so feierlich und zart Berührte. [...] Als ein wahrhaft musischer Charakter – und auch ich nehme das Wort in der höchsten Anspannung – hat Hugo von Hofmannsthal sein Gedenkwort an Beethoven gesprochen – zu Ergriffenen. In anderem Zusammenhang werden unsere Leser die Rede noch kennen lernen zu dauerndem Besitz.

Dieser Ankündigung gemäß veröffentlicht Korrodi in Absprache mit dem Autor den mitstenografierten Text am 19. Dezember 1920 in der

spricht. »Darf ich mich als Nichtmusiker dessen unterwinden, vor Ihren Zürichern eine solche Rede zu halten?« schrieb Hofmannsthal und gab selbst die Antwort: »Aber vielleicht darf ich es und darf es gerade als Nichtmusiker«. Er hat über Mozart herrliche, dichterisch beschwingte Worte gesprochen. Beethoven im goldenen Spiegel Hofmannsthal: wer möchte nicht schauen! Die Rede wird eingerahmt von einem Zyklus aus Beethovens Schottischen und Irischen Gesängen« (Der Lesezirkel. 7. Jg. 11./12. Heft. Zürich, Oktober 1920, S. 146f.; vgl. Conrad Ulrich [wie Anm. 44], S. 52f.). – Eine gediegene Inhaltsangabe der Rede bringt die rückblickende »Chronik« in: Der Lesezirkel. 8. Jg. 1920/21. 5. Heft, S. 74f.

<sup>101</sup> So das Umschlagsblatt zum Vierten Heft des »Lesezirkels« (8. Jg., Dezember 1920) mit dem falschen Geburtsdatum; der genaue Tag ist unbekannt, allein das Taufdatum vom 17. Dezember 1770 ist überliefert.

<sup>102</sup> Telegramm der »Neuen Freien Presse« vom 12. Dezember im »Nachmittagsblatt« vom 13. Dezember 1920, S. 7.

Hugo von Hofmannsthal und Eduard Korrodi 37

»Neuen Zürcher Zeitung«. <sup>103</sup> Fast zwei Jahrzehnte später, im Dezember 1937, ruft er sich anlässlich eines von Willi Schuh besorgten Neudrucks <sup>104</sup> die waltenden Umstände noch einmal ins Gedächtnis (K32):

Wenige Stunden vor der denkwürdigen Rede Hugo von Hofmannsthal an der Beethoven-Feier des Lesezirkels Hottingen – am 10. Dezember 1920 – erklärte der Dichter in großer Erregung, er werde in seiner Rede vieles der Eingebung der Feierstunde überlassen, die Zuhörer würden einem Redner mehr Vertrauen schenken, der, überwältigt von der hohen Aufgabe, mit der Sprache ringe und die Gedanken nicht als schon geformte reproduziere, sondern als ein Werdendes kreierte. Wir werden den Eindruck nicht vergessen, wie großartig Hofmannsthal die Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts aufriß, die europäische Atmosphäre in kühnen Bildern schuf, den Sturm Rousseau und den Sturm Schiller in der Brust von Menschen aufeinanderstoßen, Wirbel, Zyklone bilden ließ, um dann in dieses von Blitzen schwangere Kräftefeld Beethoven einzuführen – Beethoven als Stellvertreter des Menschengeschlechtes. Unbeschreiblich groß sah der Redner den Genius in der

<sup>103</sup> Beethoven. Von Hugo von Hofmannsthal. (Rede, gehalten an der Beethovenfeier des Lesezirkels Hottingen am 10. Dezember). In: Neue Zürcher Zeitung. Sonntag, 19. Dezember 1920, Nr. 2099. Fünftes Blatt (GW RA II, S. 69–81: [Zürcher Rede auf Beethoven]). Wenn Martin Stern (Schweiz [wie Anm. 98], S. 380) anmerkt, die Rede sei »bereits am 12. Dezember [1920] in der Wiener *Neuen Freien Presse* gedruckt« worden, verwechselt er die »Zürcher Rede« mit den Gedenkworten »Beethoven. 1770–1920. 16. Dezember« (GW RA II, S. 82–86), die, von Hofmannsthal auf »Wien, 11. Dezember 1920« datiert, am genannten 12. Dezember in der »Neuen Freien Presse« erschienen waren und seit ihrer Übernahme in den dritten Band der »Gesammelten Werke« von 1924 (S. 30–35) von Fall zu Fall den irreführenden Titel »Rede auf Beethoven« tragen (vgl. Weber X 167). – Hofmannsthal's Hinweis auf den »16. Dezember« gilt Beethovens erschlossenem Geburtstag nach dem überlieferten Taufdatum vom 17. Dezember 1770; s.o. Anm. 101.

<sup>104</sup> Hugo von Hofmannsthal, Beethoven. Rede, gehalten an der Beethovenfeier des Lesezirkels Hottingen in Zürich am 10. Dezember 1920. Wien, Leipzig, Zürich: Herbert Reichner Verlag 1938. Das mit »Zürich, im September 1937« datierte »Nachwort des Herausgebers« Willi Schuh (ebd., S. 23–27) eröffnet mit der Feststellung: »Dem Leser, der die Reden und Aufsätze Hugo von Hofmannsthal's aus dessen »Gesammelten Werken« oder aus dem Auswahlbändchen der Insel-Bücherei [s.u. Anm. 105] kennt, wird die Verbindung der Namen Beethoven und Hofmannsthal unwillkürlich die Erinnerung an die dort bewahrte »Rede auf Beethoven« heraufzurufen. Denn es ist so gut wie unbekannt geblieben, daß jene gewaltige Evokation Beethovens nicht die einzige ist, die Hofmannsthal hinterlassen hat. Im selben Gedächtnisjahr 1920, in dem die bekannten Gedenkworte der »Gesammelten Werke« niedergeschrieben wurden, hat der Dichter als Gast des Lesezirkels Hottingen in Zürich eine andere Beethoven-Rede gehalten, die in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 19. Dezember 1920, seither jedoch nicht wieder gedruckt worden ist. [...] Die zürcherische weit mehr als die andere ist Rede, wirkliche, frei gesprochene Rede, die sich (wie Eduard Korrodi in seiner Rezension anmerkte) zuweilen auch »der unbeschreiblich schön sich bildenden Zauberformeln der Improvisation« zu bedienen [...] wußte« (vgl. K6, s.o. S. 38). – Die abschließende Note (S. 28) bestätigt: »Nach dem Stenogramm wiedergegeben erschien sie [die Rede] am 10. [richtig: 19.] Dezember 1920 in der »Neuen Zürcher Zeitung«. Der vorliegende Neudruck folgt – mit Richtigstellung einiger sinnstörender Druckfehler – dem Text der »Neuen Zürcher Zeitung.«



Erfüllung der klassischen Epoche, indem Beethoven, der musische Mensch, in der höchsten Potenz erscheint, als Goethes Prophetendrang erloschen, das Titanische Schillers geglättet war. Nur Beethoven erfüllt den Dichtertraum des Heroisch-Prophetischen, er wird »Schöpfer einer Sprache über der Sprache«. Ein einziger Zyklon brauste diese Rede über uns dahin. In vielem war sie »über die Köpfe hinweg« gesprochen, denn sie redete schon in die Zukunft hinein, und dies macht uns die Rede teuer.

Damals rangen, soweit ich mich erinnere, zwei Stenographen, um den Wortlaut aufzubewahren. Es ging über unsere Kraft. Der Dichter half nach, ohne die Merkmale der souveränen Improvisation zu zerstören [...].

Wenn Korrodi – im Sinn seines Feuilletonstitels »Die zweite Rede Hugo von Hofmannsthal« – darlegt, es gebe »eine bekanntere Beethoven-Rede Hofmannsthal« als die in Zürich gehaltene,<sup>105</sup> folgt er Willi Schuhs Hinweis auf »jene andere, ungewöhnlich dichte und straff zusammengefaßte« Rede, als die Schuh, von der falschen Überschrift in den »Gesammelten Werken« fehlgeleitet, den Aufsatz in der »Neuen Freien Presse« betrachtet. Vor diesem Hintergrund zieht Korrodi den Schluss:

[...] man wird bald bemerken, wo sich die Schwesterreden berühren und entfernen. Es lag Hofmannsthal daran – und W. Schuh belegt es – andere Gedankengänge über Beethoven auf schweizerischem Boden zu äußern, »diesem alten Bollwerk der Freiheit, dieser alten Kampfstätte der Geister, wo immer das aus der Menschenbrust offenbarte Ewige zuhöchst gegolten hat« (Eintrag Hofmannsthal in das Stammbuch des Lesezirkels Hottingen).

Damit freilich unterläuft ihm eine Verwechslung der bei Schuh vorgefundenen Zeugnisse, denn nicht diese Sentenz hatte Hofmannsthal ins Gästebuch des Lesezirkels eingetragen, sondern die bei Schuh unmittelbar folgende:

<sup>105</sup> In der Tat war die Zürcher Rede bis zu diesem Neudruck durch Willi Schuh nicht wieder veröffentlicht worden, während die Gedenkworte nach dem Erstdruck in der »Neuen Freien Presse« vom 12. Dezember 1917 weitere Verbreitung gefunden hatten, so in: Das Tagebuch. Jg. 1, 2. Halbjahr. Heft 51. 31. Dezember 1920, S. 1626–1629; Das Inselschiff. 2. Jg. Bd. 3. Heft. Februar 1921, S. 97–103; Hugo von Hofmannsthal, Reden und Aufsätze. Leipzig 1921. Insel-Bücherei Nr. 339, S. 3–8; Gesammelte Werke. Dritter Bd. Berlin 1924, S. 30–35 (»Rede auf Beethoven«); posthum in: Gesammelte Werke in drei Bänden. Dritter Bd. Berlin 1934: Dritter Teil: Reden und Aufsätze, S. 30–35 (»Rede auf Beethoven«); vgl. Weber X 167 und I 9.

Denn auf schweizerischem Boden [...] sah Hofmannsthal – und so schrieb er es dem Lesezirkel ins Stammbuch ein – patrizischen Geist (der stark ist im Ablehnen) und demokratischen Geist (der stark ist im Aufnehmen) einander das Gleichgewicht halten.<sup>106</sup>

Der vorangehende Satz, von Schuh ebenfalls in Anführungszeichen gesetzt und von Korrodi aufgenommen, stammt hingegen vom Ende der im März 1917 gehaltenen Berner Rede »Über die europäische Idee«. Ihn hatte Willi Schuh sich seinerzeit vermutlich notiert; denn weder im anonymen Referat des Berner »Bunds« noch in Korrodīs Zusammenfassung in der »Neuen Zürcher Zeitung«<sup>107</sup> hätte er diese Wendung finden können, die Hofmannsthal im Notat »Schluss B[ern]«<sup>108</sup> skizziert hatte:

Wo könnte eine Hoffnung dieser Art laut werden, wenn nicht auf Schweizerischem Boden auf dieser hochgespannten Brücke zwischen Nord u. Süd und West u. Ost, in diesem alten Bollwerk der Freiheit, dieser alten Kampfstätte der Geister.

Zwölf Jahre später, im Juli 1949, bringt Korrodi im »Gedenken an Hugo von Hofmannsthal« (K42) noch einmal dessen »Aufregung« zur Sprache, »die alle Begriffe von Lampenfieber hinter sich« gelassen habe:

Wenn er so aufgeregt sei, fragte ich ihn, warum er sie [die Rede] nicht sorgfältig niedergeschrieben habe. Eine solche Memme sei er nicht, eine Rede sei ein Abenteuer, zu bestehen oder zu versagen. Die Angst zwingt zur Tapferkeit, und der Hörer nehme die Improvisation gerne an als einen wonnevollen Kampf ums Wort.

Gleichzeitig zieht er jetzt, zwei Jahrzehnte nach des Dichters Tod, kritisch und einfühlsam, eine lebens- und werkgeschichtliche Bilanz:

In jener Zeit erlebte Hofmannsthal seine innere Wandlung. Die Haut des Ästheten war abgestreift. Seine gesammelten Dichtungen hatte er herausgegeben. Nun sollte ein solches dichterisches Frühwunder sterben. Diese Grausamkeit las er Schwarz auf Weiß, von Ästhetenhand geschrieben. Je stiller es um den Dichter wurde, je mehr dieses zweite Leben gegen den frühen

<sup>106</sup> »Der patrizische Geist ist stark im Ablehnen, der demokratische stark im Aufnehmen; möge den alten Schweizer Städten noch lange beides einander das Gleichgewicht halten. / Hugo von Hofmannsthal / Zürich XII. 1920« (Der Lesezirkel. Blätter für Literatur. 19. Jg. 10./12. Heft. November 1932, Tafel [4] nach S. [166]; GW RA II, S. 505; SW XXXVIII, S. 834; in gekürzter Form aufgenommen ins »Buch der Freunde«: SW XXXVII, S. 21).

<sup>107</sup> S.o. S. 24f. mit Anm. 57 und Anm. 55 (K4).

<sup>108</sup> SW XXXIV, S. 334: N 9.

Glanz des ersten nicht zu bestehen schien, um so mehr wuchs der Vorrat des Erzählers und Dramatikers und in welcher einzigen Weise der Goldwascher aus dem Strom der Weltliteratur, der dann durch Martin Bodmers mutig beharrende Zeitschrift »Corona« zog. Hofmannsthal aber, der für sein »Deutsches Lesebuch« kaum ein Dutzend nennenswerter Kritiken empfing, über seine Komödie »Der Schwierige« von Oberflächlichen hören mußte, sie sei ein vollendeter Spiegel der Oberfläche, mochte es ihn schmerzen, doch nicht beirren, er ging weltlich und transzendierend einen äußerlich theatralischen Weg vom »Jedermann« zum »Großen Welttheater« und zum »Turm«, wie Grillparzer von Calderon tief berührt. Er ließ die dramatischen Denkmuster seiner Zeit gelten, aber die Tiefendimension der Tradition, der stärksten geistigen Untergrundbewegung sich nicht nehmen und konnte von sich nur sagen wie sein Held im »Turm«: »Ich habe gezeugt.«<sup>109</sup>

Im Zuge der knappen Zürcher Dezembertage 1920 ist Hofmannsthal nicht nur bei Martin Bodmer und dessen Mutter zu Gast,<sup>110</sup> sondern auch im Hause Korrodi in der Hottingerstraße 27.<sup>111</sup> Hier begegnet er dem jungen Max Rychner, der aus dem Abstand vierer Jahre das »Glück« dieses »hold bestirnten Abend[s]«<sup>112</sup> beschwört, welcher auch dem Dichter »in einer sehr lebendigen und freundlichen Erinnerung« geblieben war: »Indem ich Sie, so jung, und Korrodi und Trog beisammen sah, ergab sich das Bild eines ernsten litterarischen Wesens und Strebens, gleichsam auf drei Generationen aufgeteilt.«<sup>113</sup>

<sup>109</sup> Freie Reminiszenz an des Sigismunds Wort am Schluss des »Turms«: »Gebet Zeugnis: ich war da. Wenngleich mich niemand gekannt hat« (SW XVI.1, S. 139). Bei dem vorangehenden Zitat aus »Ästhetenhand« denkt Korrodi wahrscheinlich an Hermann Bahrs Diktum über Hofmannsthal: »Ich kann ihm nur nicht verzeihen, daß er nicht mit zwanzig Jahren starb; er wäre dann die schönste Gestalt der Weltliteratur« (Hermann Bahr, Selbstbildnis. Berlin 1923, S. 279; BW Bahr II, S. 823). Zur Rolle der »Corona« s.u. Anm. 276.

<sup>110</sup> S.u. Anm. 195.

<sup>111</sup> Vgl. die Liste der Zürcher Wohnungen Korrodis in: Münch-Küng (wie Anm. 1), S. 211, Anm. 35. Unter dieser Adresse ist Korrodi mit seiner Mutter bis 1930 gemeldet.

<sup>112</sup> Max Rychner an Hofmannsthal, 17. November 1924: BW Rychner (wie Anm. 52), S. 11. Zu korrigieren ist die Erläuterung, ebd., S. 34: »Der Abend muß Anfang 1922 stattgefunden haben, denn als ersten Beitrag« Hofmannsthals habe Max Rychners Zeitschrift »Wissen und Leben« im 14. Heft vom 1. Juni 1922, S. 650–663, dessen »Rede auf Grillparzer« (GW RA II, S. 87–101) gebracht. In diesem Sinn merkt auch Brief-Chronik II, Sp. 2318, unter Berufung auf Hofmannsthals Brief vom »17. [recte: 24.] 11. 24«, fragend an: »Anfang des Jahres [1922] Zusammentreffen mit Max Rychner bei Eduard Korrodi (wann? wo?)«. Allerdings hält sich Hofmannsthal 1922 nicht in der Schweiz auf; s. Martin Stern, Schweiz (wie Anm. 98), S. 380: »Bis zum nächsten Schweizbesuch [seit 1920] vergingen drei Jahre.«

<sup>113</sup> Hofmannsthal an Rychner, »Bad Aussee den 24. XI. 24«: BW Rychner (wie Anm. 52), S. 13. Rychner ist 1897 geboren, Korrodi 1885, Hans Trog 1864.

Von Zürich eilt Hofmannsthal, in Begleitung des jungen Martin Bodmer, nach Bern und spricht am 12. Dezember 1920 vor der »Freistudentenschaft« »über Maria Theresia und Beethoven«,<sup>114</sup> liest eigene Gedichte, wie das »wundersame, den letzten Dichter Alteuropas geistig porträtierende ›Manche freilich ...‹«, dessen Schlusstrophe er ins »Goldene Buch« der Freistudentenschaft einschreibt,<sup>115</sup> sowie Gedichte von Max Mell und Richard Billinger, die ihn als lyrische »Ernte« dieser Zeit beglücken.<sup>116</sup> Ob Korrodi anwesend ist, wissen wir nicht; journalistisch hat er sich jedenfalls nicht dazu geäußert.

Eine Begegnung beider Männer während der Salzburger Festspiele im August 1922 sowie Korrodīs Besuch einer Aufführung des »Großen

<sup>114</sup> Die 1906 gegründete Freistudentenschaft der Universität Bern veranstaltet vielbeachtete und für das kulturelle Leben der Stadt richtungweisende Lesungen und Vorträge bedeutender Schriftsteller und Gelehrter. Am 19. Juni 1990 endete »die Vortragstätigkeit ohne grosses Aufsehen« mit einem Vortrag von Walter Jens und »versickerte inmitten der Kulturlandschaft der Stadt Bern sang- und klanglos« (Andrea Martin Christen, »Das Ohr am Puls der Zeit«. Die öffentliche Vortragstätigkeit der Freistudentenschaft der Universität Bern. 1906–1990. Zürich 2013, S. 346). Die »Vortragschronik 1906–1956« in »Die Freistudentenschaft der Universität Bern 1906–1956. Festschrift zur Fünfzigjahrfeier« (Bern 1956, S. 92) verzeichnet: »Hugo von Hofmannsthal: Studien über Maria Theresia und Beethoven; Gedichte« (so auch Andrea Martin Christen, S. 369; allerdings nennt er als Vortragsdatum irrtümlich den 13. statt 12. Dezember 1920). Bei den »Studien« dürfte sich Hofmannsthal auf seine Zürcher Beethoven-Rede und den Beethoven-Aufsatz in der »Neuen Freien Presse« sowie auf den Essay über »Maria Theresia« zum 200. Geburtstag der Kaiserin am 13. Mai 1917 (SW XXX-VIII, S. 195–203) gestützt haben.

<sup>115</sup> Der vierzeilige Eintrag »Viele Geschicke weben neben dem meinen ...« (SW I, S. 54, Z. 19–22) im »Goldenen Stammbuch« (GB I) ist eigenhändig unterzeichnet: »In Erinnerung an den 12 XII 1920« (freundliche Auskunft von Herrn Lukas Dettwiler, Schweizerisches Literaturarchiv, Bern). Vgl. Hans Erhard Gerber, Die Stellung der Freistudentenschaft im kulturellen Leben Berns 1906–1956. In: Die Freistudentenschaft der Universität Bern (wie Anm. 114), S. 25–78, hier S. 58. Er weist kritisch darauf hin, dass die Aufnahme Hofmannsthals, ebenso wie die Gerhart Hauptmanns oder Rilkes, »in Bern recht gemessen und kühl« gewesen sei. »Sie erweckten wohl den Eindruck des Außergewöhnlichen und Inkommensurablen. Doch wäre zu viel gesagt, wollte man behaupten, das Berner Publikum hätte durch besonderes Verständnis oder durch Erkenntnis der Größe am Ruhm dieser Dichter bauen helfen. [...] Über Hofmannsthal vernehmen wir, daß der Eindruck bei den Hörern sehr verschieden gewesen sei.«

<sup>116</sup> Hofmannsthal unterrichtet Erwin Lang am 28. Dezember 1920: »[...] ich habe in Bern vor der Freistudentenschaft ein paar Gedichte von Mell und 8 von Billinger gelesen und sie haben großen Eindruck gemacht, besonders die von Billinger« (Agathon. Almanach auf das Jahr 47 des zwanzigsten Jahrhunderts. Wien 1947, S. 313). Auf den jungen Richard Billinger (1890–1965) hatte ihn Lang aufmerksam gemacht (s. Erwin Lang, Hofmannsthals fördernde Freundschaft. In: Hugo von Hofmannsthal. Der Dichter im Spiegel der Freunde. Hg. von Helmut A. Fiechtner. Bern/München 1963, S. 201–206, hier S. 204f.; Richard Billinger, Erinnerung an Hofmannsthal, ebd., S. 194–196). Bereits am 1. September 1920 hatte Hofmannsthal Max Mell mitgeteilt: »[...] ich halte das liebe schöne Bändchen Ihrer Gedichte in Händen; dazu [...] die zum größten Teil wunderschönen Gedichte von Richard Billinger – die morgen an den Inselverlag abgehen – eine ganze Ernte die mich recht glücklich macht« (BW Mell,

Welttheaters«<sup>117</sup> sind nicht zu belegen.<sup>118</sup> Dem gedruckten Text hingegen, den der Insel-Verlag Ende Juli/Anfang August herausgebracht hatte,<sup>119</sup> widmet er unter dem Titel »Die beiden Welttheater« am 16. September 1922 eine tief lotende Anzeige (K7). Er zitiert Hofmannsthals Vorbemerkung,<sup>120</sup> um sich vom Dichter »sagen zu lassen, in welchem Lebensverhältnis sein ›Großes Welttheater‹ zu Calderons ›Großem Welttheater‹ stehe, und zeichnet Verlauf und Rollen des Calderonschen Stücks in Eichendorffs »schwärmerisch-zärtliche[r] Verdeutschung«<sup>121</sup> nach, um sodann anhand ausführlicher Zitate die Unterschiede und Neuerungen Hofmannsthals herauszuarbeiten, der »mit Freiheiten, Eingebungen verschiedenster Tracht [...] zu Werk« gegangen sei. Anders als beim Spanier verfechte Hofmannsthals Bettler, »die Position des Bolschewismus«,<sup>122</sup> »der er entwächst durch tieferes menschliches Reife«. »Als eine der tiefsten Stellen in Hofmannsthals Spiel«, so Korrodis gewohnt persönliche Wertung, »verehre ich jene, in der der Strahl der

S. 159). Nicht »morgen«, sondern am 7. September 1920 hatte er Katharina Kippenberg »das Bändchen so schöner als mir besonders naher Gedichte von Max Mell« zugesandt, »des ferneren [...] ein handschriftliches Päckchen von Gedichten, eines jungen Österreichers bäuerlicher Abkunft, worin ich ein herrliches Etwas genieße: eine Unmittelbarkeit des Poetischen, die fast sinnlich nahe anrührt, und darüber doch der zarteste Schleier der Scham – oder sag ich besser: der Ehrfurcht vor sich selber – dessen was die Römer pietas nannten« (BW Insel, Sp. 775f.; vgl. Hofmannsthals Äußerungen über Billinger im fünften »Wiener Brief« für die amerikanische Zeitschrift »The Dial« vom März 1924: GW RA II, S. 319f.). Mells »Gedichte« waren 1919 im Münchner Musarion-Verlag erschienen; Billingers Gedichtband »Über die Äcker« wird 1923 bei Rowohlt in Berlin veröffentlicht.

<sup>117</sup> Die Festspiele finden vom 13. bis 29. August 1922 statt; vgl. Josef Kaut, Festspiele in Salzburg. Eine Dokumentation. München 1970 (künftig zit. als Kaut), S. 38; zu den Aufführungsdaten des »Welttheaters« s.u. Anm. 168 und 169.

<sup>118</sup> S.u. S. 56f.

<sup>119</sup> Der Insel-Verlag meldet am 3. August 1922, »Tausend Welttheater« seien am »Montag«, dem 31. Juli, an Hofmannsthal abgegangen (BW Insel, Sp. 873): Hugo von Hofmannsthal, Das Salzburger große Welttheater. Leipzig: Insel-Verlag 1922: SW X, S. 3–65.

<sup>120</sup> Aus der Rückschau des Jahres 1952 (K45, S. 75) verknüpft Korrodi diese Lektüre mit einer Aufführung des Jahres 1922 und notiert: »Ich las das hohe Lied der Vergänglichkeit [...] mit glühender Bewunderung. Auch das kurze Vorwort«, das dem Buchdruck vorangestellt ist (S. 5: SW X, S. 17), im gleichzeitig erschienenen Druck der »Neuen Deutschen Beiträge« (Erste Folge. Erstes Heft, S. 9–73: SW X, S. 125: 23 D<sup>2</sup>) aber fehlt.

<sup>121</sup> Diese Übersetzung hatte Hofmannsthal bei der Arbeit zu Rate gezogen: Geistliche Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Übersetzt von Joseph Freiherr von Eichendorff. Bd. I. Stuttgart/Tübingen: Cotta 1846 (s. SW X, S. 221). Der Band ist in seiner Bibliothek erhalten geblieben: SW LX, Nr. 120.

<sup>122</sup> Vgl. Hofmannsthals im März 1923 geschriebenen dritten »Wiener Brief« für »The Dial« mit dem Hinweis, Alexander Moïssis »Bettler« habe »etwas Russisches« umweht, »und das Gespenst des Bolschewismus stand sehr deutlich hinter seinen außerordentlichen, sparsamen und unvergeßlichen Gebärden« (GW RA II, S. 293).

Weisheit den Bettler vor der Untat zurückhält.<sup>123</sup> Hier auch erhebt sich die Sprache Hofmannsthals zu ihrer absoluten Herrschaft und unbedingten Schöne.« Am Schluss räumt er ein:

Aber auch diese Ueberschau der ganzen Dichtung hält sich in den Grenzen eines summarischen Berichterstatters, der allerdings dafür hält, daß ein so vielfach kühl bereiteter Empfang, der Hofmannsthals ›Großem Welttheater‹ bei der Kritik widerfuhr,<sup>124</sup> den Wert dieses kostbaren Werkes zu erniedrigen gar nicht tauglich ist. So sehr man unsere Zeitgenossen schmälen mag, der Uebersetzer Eichendorff würde beglückt sein, hörte er, daß heute, behütet von wenigen, eine Verssprache möglich ist, die das edelste Sprachgut als Vermächtnis ehrt, aber nicht nur Zehrerin, sondern Mehrerin<sup>125</sup> geworden ist.

Eineinhalb Jahre verstreichen, bis er sich am 1. Februar 1924 zu Hofmannsthals 50. Geburtstag mit einem »Dankeswort« (K8)<sup>126</sup> meldet:

Die ihn zu kennen nicht vermeinen, aber ihn beglückter als Wissende ahnen, werden H. v. Hofmannsthals, vom eigenen Werte erfüllten Wunsch würdig

<sup>123</sup> Das Salzburger große Welttheater (wie Anm. 119), S. 64–69; SW X, S. 45–47.

<sup>124</sup> Stellvertretend für die insgesamt zwiespältige Aufnahme stehe Alfred Polgars scharfe Kritik »Das Salzburger Große Welttheater«. Die Dichtung« im »Prager Tagblatt« vom 18. August 1922, S. 2–3, die von Polgars Artikeln »Großes Theater in Salzburg! Stadt und Leute« am 17. August, S. 3, und »Das Salzburger große Welttheater. Die Aufführung« am 19. August, S. 2, umrahmt wird. Es handele sich um »ein Theater im Ueberdimensionierten, das der Geometrie gemeiner Vernunft nicht hörig« sei. »Die verwaschenen Allegorien des Spiels, seine auswechselbaren Symbole, seine ineinander schwimmenden Bedeutungen und Bedeutsamkeiten: all dies besteht nur vor einer völlig unkritischen, auf wonnige Infantilität eingestellten Hörschaft. Wenn also Hofmannsthal auch nichts von Calderon entlehnte, eines entlehnt er von ihm: das Publikum, deren Geistigkeit auf dem gleichen Punkt steht, wo sie um 1650 stand [...].« Die Wandlung des Bettlers sei »eine Bekehrung aus dem blauen Himmel. Ein Wunder von des Dichters persönlichen Gnaden, an das glauben kann und mag, wer an den Dichter glaubt. Der Mechanismus in des Bettlers Seele macht einen Knax [...]. Das Ende des Werkes ist sehr arm geraten. Der Klimax in geistliche entspricht keine Klimax in dichterische Höhe. Gewertet nach der Größe seiner Visionen, der Kraft und Tiefe seiner Formulierungen, der Flügelweite seiner Ideen ist »das große Salzburger Welttheater« eine Schöpfung, die in der Gnadenkette der Hofmannsthalschen Dichtungen ziemlich weit hinten einzugliedern sein dürfte.« Die Texte in der übergangenen Form des »Kritischen Lesebuchs« (Berlin 1926) jetzt in: Alfred Polgar, Kleine Schriften. Hg. von Marcel Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit Ulrich Weinzierl. Bd. 5. Reinbek 1985: Theater 1, S. 246–253, Bd. 6. Reinbek 1986: Theater 2, S. 155–161.

<sup>125</sup> Vgl. die sprichwörtliche Redensart: »Er ist ein besserer Zehrer als Mehrer« (Lateinisch: »Promis malis quam condēs«), verzeichnet bei Karl Friedrich Wilhelm Wander (Hg.), Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Bd. 5. Neudruck der Ausgabe Leipzig 1880: Aalen 1963, S. 519.

<sup>126</sup> Dem Beitrag Korrodiss geht als Hauptfeuilleton Carl Helblings Anzeige »Hugo von Hofmannsthals Deutsches Lesebuch« voraus. Die beiden Bände dieser »Auswahl deutscher Prosastücke aus dem Jahrhundert 1750–1850« waren 1922 und 1923 im Verlag der Bremer Presse erschienen: Deutsches Lesebuch. Hg. von Hugo von Hofmannsthal. München 1922 und Deutsches Lesebuch. Hg. von Hugo von Hofmannsthal. Zweiter Teil. München 1923. – Zu Korrodiss Rezension der zweiten Ausgabe (K12 und K13) s.u. S. 52 mit Anm. 149.

finden, seinen fünfzigsten Geburtstag still begehen, ja übergehen zu dürfen. Was denn auch diesem Dichter an Vollendungen gelang, an einem solchen Tage wie ein in der Vergangenheit Geschehenes zu betrachten, ist Herabsetzung eben dieser Dichtungen, deren Schönheit immer ein neues Geschehen uns bedeutet. Sie tragen Gegenwart und Vorzukunft in sich, in dem sie sich vor uns vollenden.

Nach begeisterter Zusammenfassung der »Unterhaltung über die Schriften von Gottfried Keller«, deren Bedeutung und Schönheit er schon in seiner Anzeige der »Prosaischen Schriften« von 1917 (K1) gerühmt hatte, schließt er:

So haben wir neben Vielem Hofmannsthal für einen über alle Maßen schönen Satz zu danken, von dem auf alle Sätze zu schließen ist, also vom Einen auf das das ganze Werk. Es ist der liebliche Satz, der kantilenenartig das Gespräch rundet: »So erklärt sich's doch einigermaßen, daß diese Bücher (Gottfried Kellers) ihre schönste Wirkung, eine seelenhafte Freiheit und Heiterkeit, gar nicht in den Kopf ausstrahlen, sondern wirklich direkt ins Blut, so daß sie einem im Leben weiterhelfen und das Nächste leichter machen, was man wirklich selbst von Goethe kaum sagen kann.«<sup>127</sup>

Am 27. Juni 1924 zeigt er die Festschrift »Eranos«<sup>128</sup> an (K9), welche zu Hofmannsthals 50. Geburtstag Beiträge »seiner engeren und engsten Freunde und anschließender Verehrer« versammelt.<sup>129</sup> Von ihnen widmet er Rudolf Borchardts »Brief an Hofmannsthal«, der dem Buch vorangestellt ist, den weitesten Raum, ehe er sich den Aufsätzen Konrad Burdachs, Josef Nadlers, Rudolf Alexander Schröders oder Thomas Manns zuwendet und »Rudolf Kaßners« physiognomisches Fragment »Ein moderner

<sup>127</sup> Schlussbemerkung in Hofmannsthals »Unterhaltung über die Schriften von Gottfried Keller« (Die Prosaischen Schriften gesammelt. Zweiter Bd. Leipzig 1907, S. 37f.; SW XXXI, S. 105f.). Den Satz hatte Korrodi bereits 1917 am Ende seiner Anzeige der beiden vorangehenden Bände der »Prosaischen Schriften« (K1, S. 114) zitiert: »Hugo von Hofmannsthal, der sich nun selber so oft als der Nur-Künstler geschildert sieht, ist zudem der menschliche Dichter, der eines der menschlichsten Worte über die schöne Wirkung von Gottfried Kellers Büchern sprach, »daß sie einem im Leben weiterhelfen und das Nächste leichter machen, was man wirklich selbst von Goethe kaum sagen kann.«

<sup>128</sup> Eranos. Hugo von Hofmannsthal zum 1. Februar 1924. München 1924. – Das etymologisch nicht sicher abzuleitende griechische Wort »Eranos« bedeutet bei Homer und Pindar ein Freundesmahl, zu dem jeder Teilnehmer einen Beitrag leistet (Erich Berneker. In: Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike. München 1979, Bd. 2, Sp. 342).

<sup>129</sup> So das Einladungsschreiben des federführenden Rudolf Borchardt; vgl. Borchardt an Rudolf Alexander Schröder, 22. Oktober 1923; in: Briefwechsel (wie Anm. 35), S. 65f.

Brummel« als »Meisterwerk vertiefter Menschenkenntnis« hervorhebt.<sup>130</sup> In gesuchter stilistischer Attitüde lobt er »die innere Würde dieser huldigen Gabe« als den »Wiederstrahl der vornehmsten Wortkleider, die die beteiligten Autoren wählen. Kein Festdeutsch, jedoch das festlichste Deutsch von fast befremdender Schönheit und Verlorenheit in der allgemeinen Sprachwüste der Zeit«, und er zieht das Fazit:

Ein weiteres Begreifen, ein freudiges Dulden ist das Merkmal Hofmannsthals, der sich in der Welt nicht verliert. Wie er hier mit der scheuesten Verehrung umworben wird und seine ihn Verehrenden in die magischen Kreise zieht, das wirkt auch verzaubernd in dieses Buch hinein und wird den Festband lange über seinen Anlaß hinaus erhalten. Noch einmal: Es ist ein Sprachdenkmal gegen unsere Zeit. »Es klirrt darin der Köcher von Sprachgewalt.«<sup>131</sup>

Im Oktober 1925 schickt Korrodi seine »Zürcher Rede auf Conrad Ferdinand Meyer zum 100. Geburtstag«<sup>132</sup> an Hofmannsthal. Der geht – vor dem Hintergrund des eigenen Essays über »C.F. Meyers Gedichte« – im ersten seiner erhalten gebliebenen Briefe kurz darauf ein,<sup>133</sup> während Korrodi drei Monate später, im Januar 1926, zum eben ausgelieferten Briefwechsel zwischen Richard Strauss und Hofmannsthal<sup>134</sup> konstatiert (K10):

Es ist gewiß ungewöhnlich, wenn Librettist und Komponist zu Lebzeiten ihre Briefbündel der Oeffentlichkeit vorlegen; aber der Name Hofmannsthals genügt uns, um sicher zu sein, daß in diesen Briefen von der ganzen Schwere der Kunst die Rede sein wird, daß man über Lustspiel, Spieloper und so fort

<sup>130</sup> Kassners Studie (in: Eranos [wie Anm. 128], S. 73–76; Rudolf Kassner, *Sämtliche Werke*. Hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Bd. IV. Pfullingen 1978, S. 83–87) mag Korrodi besonders angesprochen haben, da er, wie Max Rychner überliefert, schon als junger dandyhafter Gymnasiallehrer seine Schüler mit Namen und Gestalt des britischen Dandys George Bryan »Beau« Brummell (1778–1840) vertraut gemacht hatte (Max Rychner, *Frühe Erfahrungen* [wie Anm. 12], S. 43–46).

<sup>131</sup> Zitat aus Borchardts einleitendem »Brief«, dem sog. »Eranos-Brief« (in: »Eranos« [wie Anm. 128], S. XVII): »Was konnte man sich davon versprechen, der bittermündigen Rügegestalt des einsamen Lagarde nachzustellen, zumal wenn ihm die Köcher von Sprachgewalt so klirrten, wie das Zeughaus von gediegener Allweisheit [...]?« (Rudolf Borchardt, *Prosa I* [wie Anm. 16], S. 90–130, hier S. 109).

<sup>132</sup> Zürcher Rede auf Conrad Ferdinand Meyer zum 100. Geburtstag von Eduard Korrodi. Zürich. Gr.-8°. 29 S.; s.u. Anm. 282.

<sup>133</sup> S.u. S. 92f.: Brief 1, mit Anm. 281.

<sup>134</sup> Der BW Strauss enthält die Korrespondenz der Jahre 1907 bis 1918. Das Vorwort (S. 5–10) von Franz Strauss ist auf »Garmisch, 1. Oktober 1925« datiert; zur Lektüre s. auch Anm. 177.



Erwägungen eines Künstlers hört, der in allen Schränken der Weltliteratur zu Hause ist.

Nach ausgewählten Zitaten, welche die nicht immer reibungslose Zusammenarbeit, aber auch den wechselseitig sich befruchtenden Austausch spiegeln, lautet sein Resümee: »Der Briefwechsel zeigt zwei ebenbürtige Partner, die, bevor sie sich umarmen, mit einander ringen müssen. Der Preis ist des Kampfes würdig.«

Am 25. März 1926 richtet Korrodi an zahlreiche deutschsprachige Autoren die Frage »Verkannte Dichter unter uns?«<sup>135</sup> Hofmannsthal antwortet mit einem persönlich gefassten Schreiben, das in der »Literarischen Beilage« der »Neuen Zürcher Zeitung« vom Sonntag, dem 4. April 1926, gedruckt wird, und das Korrodi mit den anderen Verlautbarungen zu einer nicht für den Handel bestimmten Broschüre zusammenfügt, die er Hofmannsthal alsbald mit undatierter handschriftlicher Widmung zueignet.<sup>136</sup>

Im Verlauf dieser Tage arbeitet Rudolf Alexander Schröder mit Nachdruck an einem Essay über den »Turm«, den Hofmannsthal ihm im Vorjahr angetragen hatte. »Sobald der Aufsatz fertig ist«, versichert Schröder am 2. März 1926, »erhältst Du ihn. Die M[ünchner] N[eu]e N[achrichten], denen ich drüber schrieb, würden bereit sein sich mit der N[eu]e F[rei]e P[resse] oder einer andern Dir nahestehenden Zeitung über gemeinsamen Abdruck zu einigen. Die Neue Zürcher möchte ihn nach Steiners Aussage auch bringen.« Diese »Aussage« des in die Redaktionsarbeit miteinbezogenen Herbert Steiner<sup>137</sup> war fraglos mit Korrodi

<sup>135</sup> S.u. S. 95: Brief 2. – Am 27. Juni 1926 teilt Hofmannsthal Otto von Taube mit: »Es gab unlängst eine Enquête darüber, ob es heute verkannte Dichter gäbe; Sie, lieber Baron Taube, sind unbeschadet der großen Achtung, welche Ihr litterarischer Name schon genießt, sicherlich ein nicht nach Gebür erkannter Autor. Freuen Sie sich dieses Zustandes; er konnte in dieser Welt nur einen gehaltvollen Autor treffen – das Gehaltlose, ja die völlige freche Nullität findet überall ihre lärmenden Trabanten« (BW Taube, S. 213). Das Thema greift er am 26. April des folgenden Jahres noch einmal im Brief an Katharina Kippenberg auf und diskutiert, neben »Kassner als einem besonderen Fall«, insbesondere die ungenügende öffentliche »Würdigung« der in seiner Rundfrage-Antwort nicht erwähnten »Arbeiten von Carossa oder Taube« (BW Insel, S. 1001–1003).

<sup>136</sup> S.u. Brief 3 und 4.

<sup>137</sup> Herbert Steiner (1892–1966) tritt als Gymnasiast im November 1907 mit Rilke und im März 1909 mit Stefan George in Verbindung, in dessen »Stern des Bundes« er als »blondes wunder« und »zu volle blume auf zu zartem halme« angesprochen wird (Stefan George, Der Stern des Bundes: Sämtliche Werke VIII. Hg. von Ute Oelmann. Stuttgart 1993, S. 106). »Wenige Monate« nach dem ersten Treffen mit George besucht er Hofmannsthal in Rodaun (vgl. seine Aufsätze »Begegnung mit Stefan George«, »Erinnerung an Hofmannsthal« und »Über Rilke« [in: Herbert Steiner, Begegnungen mit Dichtern. Tübingen 1963, S. 9–23, 24–32

abgestimmt, der im Hintergrund mitzudenken ist, wenn in den nächsten Wochen die »Recension« zur Sprache kommt, an deren Veröffentlichung Hofmannsthal, wie er am 8. Mai unterstreicht, »sehr viel« gelegen sei, und zu der er am 1. Juni bekräftigend anmerkt:

[...] ich möchte nur das nicht ungesagt lassen, daß es mir *recht* lieb wäre, wenn Dein schöner Aufsatz auch in der Zürcher Zt. erschiene (neben den M.N.N.) Und da ja beide Redacteurs<sup>138</sup> Dir sehr wohlgesinnt sind – so wird sich das wohl einrichten lassen.

In der Tat wird der Text in beiden Blättern am 20. Juni 1926 veröffentlicht. Und so dankt Hofmannsthal dem Freund am 31. August:

Du kannst es gewiß kaum ermessen, wie viel Freude und Hilfe Du mir durch den Aufsatz über den »Turm« gegeben hast, noch auch wie unerwartet viele Menschen dadurch etwas Ungewöhnliches empfangen haben und mir dies aussprechen.<sup>139</sup>

In der Folge zieht Hofmannsthal den Publikationsort »Neue Zürcher Zeitung« erneut in Betracht, als er Dr. Max Clauss (1901–1988), dem jun-

und 62–67]). Außer seiner Mitarbeit in der Feuilletonredaktion der »Neuen Zürcher Zeitung« (unter dieser Adresse erreichen ihn in den 1920er Jahren gelegentlich Nachrichten Korrodis, der ihm »für immer schön [...] geleistete Dienste« Dank sagt [DLA]) redigiert er ab 1922 den Hottinger »Lesezirkel« und ab 1930 mit Martin Bodmer die Literaturzeitschrift »Corona« (s.u. Anm. 276). Als ausgewiesenen Kenner des Werks und Nachlasses von Hugo von Hofmannsthal betrauen ihn die Erben mit der Herausgabe der »Gesammelten Werke«, die er 1959 mit den »Aufzeichnungen« als 15. Band abschließt. Vgl. Marlene Rall, Die Zweimonatsschrift »Corona«. 1930–1943. Versuch einer Monographie. Diss. phil. Tübingen 1972, S. 8–17; Bernhard Zeller, Marbacher Memorabilien. Vom Schiller-Nationalmuseum zum deutschen Literaturarchiv. 1953–1973. Marbach a.N. 1995, S. 355–361.

<sup>138</sup> Eduard Korrodi und der Feuilletonchef der »Münchener Neuesten Nachrichten« Walther Behrend.

<sup>139</sup> Die Briefzeugnisse in: Rudolf Alexander Schröder. Briefwechsel mit Hugo von Hofmannsthal und seiner Familie 1899–1960. Bd. I: Text. Bd. 2: Kommentar. Hg. von Gerhard Schuster. München/Wien (im Druck). Schröders Aufsatz »Ein dramatisches Gedicht Hugo von Hofmannsthals« (Neue Zürcher Zeitung, 20. Juni 1926. Bl. 3, Nr. 995) geht die redaktionelle Notiz voran: »(»Der Turm«, ein Trauerspiel ist erschienen in einer vorläufigen nummerierten Ausgabe im Verlag der Bremer Presse, München, Georgenstraße 15).« Sie bezieht sich auf den Druck der Zweiten Fassung und damit den ersten Buchdruck: Der Turm. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hugo von Hofmannsthal. München: Bremer Presse 1925, mit dem Schlussvermerk auf S. [158]: »Diese erste Buchausgabe ist in zweihundertundsechzig nummerierten und von Hugo von Hofmannsthal signierten Exemplaren auf der Handpresse gedruckt worden« (SW XVI.2, S. 7–123: D<sup>1</sup>). In den »Münchener Neuesten Nachrichten« vom gleichen Tage trägt Schröders Aufsatz den Titel »Der Turm. (Über Hugo von Hofmannsthals neues Trauerspiel)«; wieder in: Rudolf Alexander Schröder, Gesammelte Werke in fünf Bänden. Berlin/Frankfurt a.M. 1952, Zweiter Bd.: Die Aufsätze und Reden. Erster Bd., S. 852–860: »Der Turm. 1926«.

gen Redaktionsleiter der »Europäischen Revue«, einen, wie Clauss am 21. September dankend erwidert, »wundervollen Aufsatz« über Hintergründe und Ziele dieser Zeitschrift schickt, die Karl Anton Prinz Rohan 1925 als Organ des »Europäischen Kulturbundes« gegründet hatte. Der Beitrag erscheint aus Anlass des »Ersten Paneuropäischen Kongresses« in Wien unter dem Titel »Europäische Revue. (Eine Monatsschrift, herausgegeben von Karl Anton Rohan.)« am 25. September 1926 in der »Neuen Freien Presse«, soll aber auf Hofmannsthals Wunsch auch in anderen Tageszeitungen verbreitet werden. Und so versichert Clauss am 21. September im »Zug Wien – Frankfurt«, es sei »alles erledigt worden, wie Sie es wünschten: Der Aufsatz ist an N.Z.Z. (Dr. Korrodi) [...] abgegangen [...], mit Bitten, alles Weitere an Sie direkt (nach Rodaun) zu leiten.«<sup>140</sup> Korrodi jedoch druckt den Text nicht ab, ohne dass ersichtlich wäre, ob er diesen Entscheid Clauss oder Hofmannsthal schriftlich begründet habe. Andererseits war er zwei Tage früher, am 19. September, in einem vierspaltigen Feuilleton der Frage nachgegangen: »Was [...] denn Hebel [...] mit Hugo von Hofmannsthal zu tun habe?« (K11) und hatte die Bearbeitungen des Stoffes vom Bergwerk zu Falun in Hebels »unvergleichlicher Kalendergeschichte ›Unverhofftes Wiedersehen‹« und in Hofmannsthals »Vorspiel«<sup>141</sup> inhaltlich und unter dem Aspekt der Sprache, insbesondere der Volkssprache, auf subtile Art analysiert:

Aber um endlich zu dem zu kommen, was mit einigem Recht Hebel und Hofmannsthal in eine Ebene gemeinsamen Trachtens brächte, so ist es auf den ersten, ungefähren Blick, beider inniges Hineinhören in den Geist der Volkssprache. [...] Keine Frage, daß Hebel, der alles auf eine Karte setzte, als Erster und immer noch Einziger (im Geist, nicht im mundartlichen Geschmäckertum) den kühnen Sprung zu wagen hatte, während dem Oesterreicher Hofmannsthal die Sprachweisen des Volkes nur ein nebenher gehender Trieb seiner unerschöpflichen Freude an der Fülle der gesellschaftlichen Ausdrucks-

<sup>140</sup> FDH: Nachlass Hofmannsthal. – Auf Bitten Hofmannsthals hatte Clauss den Text außerdem an Fred Hildebrandt (1892–1963) vom »Berliner Tageblatt« gesandt und sich »erlaubt«, ihn darüber hinaus »an die mit uns befreundete ›Kölnische Volkszeitung« zu senden und ein Exemplar dem Prinzen [Rohan] zur etwaigen Veröffentlichung in der ›Frankfurter Zeitung« zu schicken«. Und so erscheint der Essay nicht nur am 25. September 1926 in der »Neuen Freien Presse« und den »Münchener Neuesten Nachrichten«, sondern am 26. September auch in der »Frankfurter Zeitung« (vgl. Weber X 237); jetzt in: GW RA II, S. 78–83.

<sup>141</sup> Korrodi bezieht sich auf den ersten Akt des Stückes, der als »Ein Vorspiel« in »Kleine Dramen« (Leipzig 1906, S. 1–56), »Kleine Dramen« (2. Aufl. Zweiter Bd. Leipzig 1907, S. 5–61) in »Die Gedichte und Kleine Dramen« (Leipzig 1911, S. 222–261) sowie in den »Gesammelten Werke« (I. Bd. Berlin 1924, S. 249–294) gedruckt vorlag; jetzt: SW VI, S. 9–40.

arten sind. Aber ich höre den Einwand und bin so frei ihn gleich zu coupieren, den Einwand, die österreichische Tradition habe doch seit Raimund ihm diese Möglichkeiten vorgebildet, ja auf die Zunge gelegt. Das wäre von Schnitzler zu sagen, der für seine Romanwelt das Parfum des wienersischen Ausdrucks nimmt, wie es ihm die Wirklichkeit zuweht. Wer aber sich in den Dramen Hofmannsthals umsieht, hält bald für gewiß, daß Hofmannsthals österreichische Mundart, wenn ein Bild erlaubt ist, die spanische Reitschule durchgemacht, irgend eine Edelzucht geworden ist. Hebels alemannisches Deutsch läßt sich nicht exportieren, Hofmannsthals gelegentliches Deutsch, dessen Säuerling Mundartliches ist, erscheint als Dialekt von so bezaubernder Leichterlernbarkeit – es ist die Sprache des »Rosenkavalier« –, daß er allen deutsche Stämmen eingeht. [...] Aber, ohne es von Philologen beglaubigen zu lassen, scheint mir offenkundig, daß Hofmannsthal, wo immer er mit der Mundart das *convenu* des Deutsch sprengt, mit einem weltmännisch-dichterischen Geschick es verwandelt, und (wo die andern panschen) den Dialekt auf die Tragbarkeit (seiner Idiotismen würde man im achtzehnten Jahrhundert sagen) seine Stärken prüft, bis ihn alle deutschen Zungen vernehmen können. Als ob das ein Geringes wäre oder nicht etwa das rechte schöpferische Prozedere eines zeitgenössischen Dichters mit den unerlösten Geistern der Sprache, die sich über die »silberne Wagle« (Hebel),<sup>142</sup> über unsere Wiege gebeugt haben. Wer in solcher Meinung einmal Hofmannsthals »Schwierigen«, den »Turm« oder gar den »Rosenkavalier« vornimmt, wird ebenso verblüfft als beschämt sein, wie wir so oft beredete Werke des Theaters nur klingend, nicht dem geistigen Gehör nach vernehmen. Es sei nicht, obwohl es schönste Pflicht wäre, die Rede vom »Jedermann« und nicht vom »Salzburger Welttheater«, in denen nach ungehörten Jahrhunderten zum erstenmal eine Sprache ältesten Herkommens wieder neben dem Gemeindeutsch als der Urgeist eines der ältesten Stämme sich aussprach in seiner ganzen unverfrorenen Unverbrauchbarkeit; ich weise auf das sogenannte Libretto des Rosenkavaliers hin, das ein ununterbrochenes inniges Vergnügen für den ist, der eine deutsche Kunstgattung kennen lernen möchte, die selbst Goethe als saure Traube zu hoch hing. Feierliches und herzhaftes neu erworbenes und vierhundertjähriges Deutsch leben und weben in Hofmannsthals Theater. Es steht vergleichslos da. Wenn Peter Hebel lebte und ihn die Derbheit des Ochs von Lerchenau nicht genierte, würde er auch ohne Strauß den Text des »Rosenkavalier« tönend finden, denn er ist die Sprache Mozarts, die Sprache Oesterreichs. Keiner hat sie bezaubernder und ihren dichterischen Gehalt feiner wahrnehmend ausgesprochen als Hofmannsthal.

<sup>142</sup> Das Zitat stammt aus Hebels »Die Wiese« aus den »Alemannischen Gedichten« von 1834: »[...] wie schön mi Meiddeli do lit / im chrialene G'halt und in der silberne Wagle« (Johann Peter Hebel, *Poetische Werke*. Nach den Ausgaben letzter Hand und der Gesamtausgabe von 1834 unter Hinzufügung der früheren Fassungen. München: Winkler 1961, S. 546; Hebels Worterklärung (ebd., S. 809 und 815) gibt an: G'halt = Zimmer; Wagle = Wiege.

Sechs Jahre später kommt Korrodi auf das Thema zurück, wenn er am 18. Dezember 1932 die bislang unveröffentlichten Akte II bis V des »Bergwerks zu Falun«<sup>143</sup> als »Kostbarkeit aus dem Nachlaß« anzeigt (K29) und, belehrt durch Walter Brechts zugehörige »bedeutsame Studie«,<sup>144</sup> erklärt:

Wir alle kennen die Geschichte Joh. Peter Hebels von des Bergmanns unversehrtem Leichnam. Hofmannsthal liebte Hebel und hat die Fabel in sein deutsches Lesebuch aufgenommen.<sup>145</sup> Für ihn selber aber war die Novelle E. Th. Hoffmanns<sup>146</sup> der dramatische Erreger zu diesem magischen Märchen vom Grauen des Menschen vor der Erde, aus der er kommt, und von der magnetischen Anziehung der Erde, die den Menschen bis an den Sitz der erdhäusenden Gottheit zieht. [...] Diese großartige Introversion des jungen Hofmannsthal, der von einer magischen Expansion belohnt wurde, vollzieht sich nicht wie es die heillose Gefahr der Denk-Dramen ist, in einer dünnen Aetherschicht der Abstraktion. Dawider sind die sinnfällige Fabel und der märchendämmrige Grund, die Sprache, die vom treuherzigsten, volksweisen Wort bis zu den letzten Herrlichkeiten des Verses altmeisterlich das Werk tönend trägt, die treuesten dichterischen Helfer.

Im Januar 1927 erhält Hofmannsthal aus Korrodis Hand – samt einem verlorenen Schreiben – das Gedenkbändchen »In Memoriam Rainer Maria Rilke«, das die Aufsätze »Zur Erinnerung an Rainer Maria Rilke« aus der »Literarischen Beilage« der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 16. Januar 1927 vereint.<sup>147</sup> Es bewegt Hofmannsthal, sein »schwieriges Verhältnis« zum am 29. Dezember 1926 im Sanatorium von Val-Mont verstorbenen Dichter am 22. Februar 1927 noch einmal grundlegend zu überdenken und damit ein Thema aufzunehmen, zu dem er sich zuvor

<sup>143</sup> Das Bergwerk zu Falun. Von Hugo von Hofmannsthal. In: Corona. Drittes Jahr. Erstes Heft, Oktober 1932, S. 5–47 (2. und 3. Akt), und ebd., Zweites Heft. Dezember 1932, S. 147–172 (4. und 5. Akt). – In seiner Gesamtanzeige der ersten »drei Jahrgänge« der »Corona« am 28. Dezember 1932 (Bl. 7. Abendausgabe, Nr. 2463) unterstreicht Korrodi noch einmal, dass der Leser der »zwei neuen Hefte des dritten Jahrgangs« nun das »Bergwerk zu Falun« als »herrliches Vermächtnis Hofmannsthals« besitze.

<sup>144</sup> Walther Brecht, Über Hugo von Hofmannsthals »Bergwerk zu Falun«. In: Corona. Drittes Jahr. Zweites Heft. Dezember 1932, S. 210–235. Im zweiten Teil seines Aufsatzes untersucht Brecht Hofmannsthals Quellen, vornehmlich E.T.A. Hoffmanns »Die Bergwerke zu Falun«, und geht weiteren möglichen Einflüssen nach.

<sup>145</sup> Deutsches Lesebuch [1. Bd.]. München 1922, S. 156–159; 2. Aufl. München 1926, S. 168–171.

<sup>146</sup> Zu E.T.A. Hoffmanns Erzählung »Die Bergwerke zu Falun« als Quelle s. SW VI, S. 164.

<sup>147</sup> In Memoriam Rainer Maria Rilke. Privatdruck der Neuen Zürcher Zeitung; s.u. Anm. 309.

schon in einem – ebenfalls verlorenen – »trockenen« Brief geäußert hatte.<sup>148</sup> Gleichzeitig dankt er für die eindringliche Besprechung der Ende 1926 erschienenen zweiten Auflage des »Deutschen Lesebuchs«,<sup>149</sup> die Korrodi in den Zeitungsausgaben vom 6. und 8. Februar 1927 vorgelegt hatte (K12 und K13). Deren letzte hatte Hofmannsthal auf seiner Sizilienreise in Taormina zu Gesicht bekommen, »wirklich ungemein« erfreut, »nicht nur über das Freundliche, Wohlgesinnte – sondern über den Ton in dem dies geschrieben ist«.<sup>150</sup>

Korrodi hatte den Blick zunächst auf die erste Ausgabe des »Lesebuchs« von 1922/23 gerichtet, die »als hohe Schule der Sprache und großartiger Thesaurus deutscher Prosa« beim »ersten Erscheinen eine fast ehrfürchtig zu nennende Aufnahme gefunden« habe.<sup>151</sup> Dasselbe gelte nun für die »neue, bedeutend vermehrte Auflage«:

[W]o wir schon Vertrautes wiederlesen, erfreut uns noch mehr die innere Nährkraft des Buches, sagen wir's herzlich einfach: der Inhalt. Ich weiß nicht, was mich mehr erstaunt hat, den alten Brehm von Sperlingsvögeln sprechen zu hören<sup>152</sup> oder in die Einfalt der Lebensweise alter Adelsgeschlechter durch Eichendorff eingeführt zu werden.<sup>153</sup> Fernes wie Herrenhut durch Zelter kennen zu lernen<sup>154</sup> oder das Nahe wie den Rheinfall mir in der Schilderung Wilhelm Heinses zu vergegenwärtigen.<sup>155</sup> [...] Die Neuauflage des Lesebuchs, die der ersten kein wesentliches Glied nimmt, hat sich sehr bereichert mit Natur- und Erdenkenntnis. Wo eine Aenderung bemerkbar, ist sie auch

<sup>148</sup> S.u. S. 106: Brief 5.

<sup>149</sup> Deutsches Lesebuch. Hg. von Hugo von Hofmannsthal. Eine Auswahl deutscher Prosastücke aus dem Jahrhundert 1750–1850. Zweite vermehrte Aufl. [Erster und] Zweiter Teil. München 1926. Am Ende des zweiten Bandes im Anschluss an den »Inhalt« [S. 337] steht jene kurze Herausgebernotiz, die Hofmannsthal im Brief an Willy Wiegand vom 22. November 1926 skizziert hatte (BW Wiegand, S. 158): »Die vorliegende zweite Auflage wurde um 28 Stücke vermehrt, einige Stücke der ersten Auflage wurden durch andere ersetzt. Der Herausgeber hat 43 »Gedenktafeln« hinzugefügt, in der Hoffnung, durch diese kurzen biografischen Angaben und den Hinweis auf ihre Hauptwerke manche edle geistige Gestalt, ehe ihre Umrisse für die Nation völlig verdämmern, ins Gedächtnis der Aufnehmenden kräftiger zurückzurufen, damit der Reichtum, der noch unser Besitz ist, den heraufkommenden Generationen nicht als eine Armut überantwortet werde.«

<sup>150</sup> S.u. S. 106: Brief 5.

<sup>151</sup> Eine in der Tat geradezu »ehrfürchtige« Anzeige der Sammlung hatte Carl Helbling, vor allem mit Blick auf Hofmannsthals Sprachkunst, in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 1. Februar 1924 geliefert; s.o. Anm. 126.

<sup>152</sup> [Alfred] Brehm, Die Sperlingsvögel: Bd. II, S. 211–220.

<sup>153</sup> [Joseph von] Eichendorff, Deutsches Adelsleben am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. II, S. 47–51.

<sup>154</sup> [Carl Friedrich] Zelter, Beschreibung von Herrenhut: Bd. I, S. 236–242.

<sup>155</sup> Wilhelm Heinses, Der Rheinfall bei Schaffhausen: Bd. I, S. 151–155.

zu beglückwünschen. [...] So ist es denn zu unserm Frommen, wenn Hugo v. Hofmannsthal in seinem uns in jeder Gedankenreihe teuren Vorwort den Leser einlädt, in der Einbildungskraft mitzuschaffen.<sup>156</sup>

Dankbar, dass »der Oesterreicher Hofmannsthal als Erster aus allen andern« »unsere«, das heißt: die Schweizer »Stimme« »herausgehört« habe, unterstreicht Korrodi: Dass Hofmannsthal sogar »den ›liebenswürdigen Dilettanten‹ David Heß in die erlauchte Schar aufgenommen und zwar mit dem Schauspiel der salomonischen Urteile des Landvogts von Greifensee, mag vielleicht zeigen, wie zuhause Hofmannsthal sozusagen in jedem Kanton auch einer begrenzten Literatur ist.«<sup>157</sup> Ferner hebt er die

<sup>156</sup> In der »Vorrede des Herausgebers zur ersten Auflage« (Bd. I, S. XIII) hatte Hofmannsthal erklärt: »So sind wir denn beim Leser angelangt, den in seiner Einbildungskraft mitzuschaffen die oberste gesellige Pflicht dessen ist, der ein Buch macht. Denn eine Gabe kann nicht dargereicht werden, ohne dass zum voraus des Empfängers gedacht werde« (GW RA II, S. 174f.).

<sup>157</sup> Bereits in der ersten Ausgabe seines »Lesebuchs« (Bd. II, München 1923, S. 175–178) hatte Hofmannsthal mit »Salomon Landolts Urteilssprüchen« einen Ausschnitt aus »Salomon Landolt. Ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt von David Heß« (Zürich, bey Orell Füssli und Compagnie 1820) präsentiert. Sein bibliografisch ungenauer Hinweis im Inhaltsverzeichnis (Bd. II, S. [251]): »Salomon Landolt. Eine Charakteristik. Zürich 1820« nimmt die Überschrift »Charakteristik Salomon Landolts« des Zweiten Teils des Buches auf, dessen erster Teil die »Lebensgeschichte Salomon Landolts« behandelt. Von den 36 Abschnitten übernimmt Hofmannsthal den 24.: »Salomon Landolts Urteilssprüche« (die Überschrift zitiert die ersten drei Worte des Textes). Möglicherweise folgt er dabei der von Korrodi besorgten Neuausgabe des Werks (Verlag von Rascher & Cie in Zürich und Leipzig 1912, S. 201–205), die in seiner Bibliothek erhalten geblieben ist (SW XL, Nr. 1228, dort ohne Hinweis auf Korrodís Herausgeberschaft). In ihr stellt Korrodi einleitend (S. I-XX) nicht nur Salomon Landolt (1741–1818) vor, den Militär, Politiker und Verwaltungsmann, der als »Landvogt von Greifensee« durch seine Richtersprüche bekannt wurde (vgl. Gottfried Kellers »Der Landvogt von Greifensee« [1877] aus dem Zyklus der »Zürcher Novellen«), sondern auch dessen Biografen, »den geistreichen Dilettanten« David Heß (1770–1843). – In die zweite Auflage des »Lesebuchs« hat Hofmannsthal den Text samt der unzulänglichen bibliografischen Notiz unverändert übernommen (Bd. II, S. 158–161 und S. [334]) und am Schluss die alphabetisch eingeordnete »Gedenktafel« beigefügt (Bd. II, S. 326f.): »David HESS von Zürich (1770–1843) war eine von den lebensgeistigen Gestalten, mit denen die alten Ratsgeschlechter der Schweizer Städte in die neuere Zeit hineinragen. Er hat merkwürdige Lebensläufe zweier seiner Stadt- und Standesgenossen aufgezeichnet: des Offiziers und Originals Salomon Landolt (des ›Landvogts von Greifensee‹), und des Phantasten und halben Dichters Johann Kaspar Schweizer, eines reichen jungen Zürichers, den sein edler aber zerrütteter Geist in die Pariser Schrecken von 1793 verstrickte, dann nach Amerika führte und wieder in Paris als Bettler enden liess.« Auf diese zweite Biografie aus der Feder von David Heß war Hofmannsthal während seines Besuchs im Frühjahr 1923 bei Carl Jacob Burckhardt in Basel gestoßen und hatte dazu am 24. Mai notiert: »hier gelesen die merkwürdige Lebensbeschreibung des Johann Caspar Schweizer (Zeitgenosse der franz. Revolution) durch David Hess. (editit Jacob Baechtold Berlin 1884 bei Wilhelm Hertz.)« (SW XXXVIII, S. 908). Die Lektüre des Buchs (Joh. Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Heß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold. Berlin 1884. Verlag von Wilhelm Hertz) hatte ihn zeitweilig bewogen, »den etwas schwächlichen Beitrag von David Hess« in der ers-

beigefügten »Gedenktafeln«<sup>158</sup> als »Hinweise in vorbildlicher Kürze auf die Persönlichkeit und Leistung einzelner Autoren« hervor und lobt die gediegene Sorgfalt des Verlags, der den »Bänden weder die zurückhaltende Vornehmheit des Aeußern noch den Edeldruck schuldig geblieben« sei, »die beide selten ein Inhalt mit höherm Rechte fordern darf als dieses Werk«.

Bestärkt durch Hofmannsthals großen Brief vom 22. Februar 1927,<sup>159</sup> veranlasst Korrodi den zeitweilig als Mitarbeiter und Mittelsmann tätigen Herbert Steiner, vom Dichter »eine geschlossene Scene« aus dem »IV. Aufzug« der neuen Fassung des Trauerspiels »Der Turm« für einen Vorabdruck in der »Neuen Zürcher Zeitung« zu erbitten. Obwohl der Wunsch bereits am 11. April 1927 erfüllt wird,<sup>160</sup> kommt die ausgewählte »Scene« erst vier Monate später, am 21. August, in einer Hofmannsthal gewidmeten »Literarischen Beilage« unter dem vom Dichter vorgeschlagenen Titel »Der Thronwechsel« zum Druck,<sup>161</sup> begleitet von jenen »schönen u. richtigen« »Bemerkungen« zum Lustspiel »Der Schwierige«, die Carl J. Burckhardt »in einer so ernsten Form« aufgeschrieben hatte.<sup>162</sup> Herbert Steiner, der das Manuskript geprüft und den Zeitungsdruck überwacht hatte,<sup>163</sup> leitet Hofmannsthal die »schöne Beilage« un-

ten Ausgabe »durch einen ungefähr gleichlangen aus des gleichen Verfassers schönem Buch über seinen Landsmann J. C. Schweizer und dessen abenteuerliches Leben in Paris« zu ersetzen (BW Wiegand, S. 115: 7. Juni 1924).

<sup>158</sup> Hofmannsthals »Gedenktafeln«, knappe biografische Daten und Erläuterungen zu »minder gekannten Autoren« (BW Wiegand, S. 158), stehen in alphabetischer Reihenfolge jeweils am Ende der beiden Bände: Bd. I, S. 332–342, und Bd. II, S. 318–330. Allem Anschein nach haben sie Korrodi zwei Jahre später bei den biografischen Anmerkungen seiner Anthologie »Geisteserbe der Schweiz« als Vorbild gedient; s.u. S. 65, Anm. 209.

<sup>159</sup> S.u. Brief 5.

<sup>160</sup> S.u. Brief 6.

<sup>161</sup> Der Thronwechsel. Von Hugo von Hofmannsthal. In: Neue Zürcher Zeitung, 21. August 1927. Bl. 3. Erste Sonntagsausgabe, Nr. 1401: Literarische Beilage, S. [1].

<sup>162</sup> Hofmannsthal an Burckhardt, Salzburg, 18. August 1927: BW Burckhardt, S. 226. – In Burckhardts »Bemerkungen zu Hofmannsthals Lustspiel »Der Schwierige« (Neue Zürcher Zeitung, 21. August 1927 [wie Anm. 161], S. 1f.) heißt es: »[...] dieses scheinbar leichte Werk, hingeschrieben in schwerer Zeit, wo das Lustspiel wohl als eine der kraftvollsten und würdigsten Haltungen dem getrüben und verworrenen Geschehen gegenüber erscheint – dieses durchsichtige, ruhige, ja stille Lustspiel vollbringt scheinbar abseits von seinem unmittelbaren Zwecke eine Deutung zweier Grundhaltungen des deutschen Wesens [...]«. Der Text fehlt in Burckhardts Essaybänden ebenso wie in seinen »Gesammelten Werken«.

<sup>163</sup> Vgl. Hofmannsthals Postkarte an »Herrn D<sup>r</sup> Herbert Steiner, Zürich/Rütlistrasse 55 (Escher)«: »Rodaun 20 VI 27 / Lieber D<sup>r</sup> Steiner entschuldigen Sie, dass ein so unordentliches Manuskript geschickt wurde. Es soll heißen a) mit einem Offizier b) mit sechs »Hartschieren« oder »Hartschiereren«. / Vielen Dank, viele Grüße / Ihr Hofmannsthal« (DLA). Das Manuskript hatte an der ersten Stelle statt »Offizier« »Pikett« geboten; s.u. Anm. 321.



verzüglich zu.<sup>164</sup> Und so kann Korrodi des Dichters Dank persönlich entgegennehmen,<sup>165</sup> als er gegen Ende der diesjährigen Festspiele nach Salzburg reist, um vom 21. bis 24. August am dortigen »Internationalen Kongreß der Theater- und Musikkritiker« teilzunehmen. Die »Wiener Zeitung« meldet am 23. August, unter den zahlreichen ausländischen Kongressgästen sei »aus der Schweiz Dr. Korodi (»Neue Zürcher Zeitung«) [...] erschienen«.<sup>166</sup> Mehrfach begegnet er Hofmannsthal, der Herbert Steiner am 18. September ersucht: »Falls Dr. Korrodi etwas über Salzburg aufgeschrieben hat, schicken Sie es mir doch.«<sup>167</sup>

In der Tat hatte Korrodi unmittelbar nach seiner Rückkehr eine Serie von fünf Reisefeuilletons verfasst, die als »Salzburger Tage« und »Oesterreichisches Tagebuch« zwischen dem 26. August und 20. September 1927 in der »Neuen Zürcher« gedruckt werden (K14–K18). Sie schildern den Ausflug beider Männer an den Mond- und Wolfgangsee, Korrodis Besuch bei Jakob Wassermann in Altaussee sowie seinen Abstecher nach Linz, der Stadt Adalbert Stifters, Hermann Bahrs und der bewundernten Enrica v. Handel-Mazzetti (K17 und K18). Anschaulich beschreibt er Ereignisse und Erlebnisse vom Kritikerkongress, zu dem Paul Zifferer Teilnehmer »aus Deutschland, Frankreich, der Schweiz, aus Spanien, Portugal, Ungarn, Schweden, Rumänien, England und Amerika, Australien und Brasilien« geladen hatte (K14). Er erzählt von Theateraufführungen und dem Besuch auf Schloss Leopoldskron (K15), von Landschaften und Sehenswürdigkeiten, vom Zusammensein mit Stefan Zweig, der atemlosen Gedrängtheit eines »Salzburger Tags« samt jenem »Spiel der Kontraste, das später erst verarbeitet und ausgekostet werden kann« (K16). In eben diesem Sinn wird er die spätsommerlichen Tage aus dem Abstand von zweieinhalb Jahrzehnten noch einmal gesammelt aufrufen (K45), wobei sich ihm allerdings hier und da die

<sup>164</sup> Vgl. Hofmannsthal an Herbert Steiner, »Bad Aussee d 18/IX 27« (DLA; maschinenschriftlich mit eigenhändiger Unterschrift): »Nun möchte ich noch Ihnen dafür danken dass Sie so besonders freundlich waren nicht nur mir selbst, sondern auch einigen meiner Freunde, die Ihnen gleichfalls bekannt sind, Exemplare zu schicken. Das hat mich sehr gefreut.«

<sup>165</sup> Hofmannsthal an Steiner (wie Anm. 164): »Dr Korrodi für die schöne Beilage zu danken, hatte ich in Salzburg Gelegenheit.«

<sup>166</sup> Wiener Zeitung, Nr. 191, 23. August 1927, S. 6: »Internationaler Kongreß für Theater- und Musikkritik«; s. auch die Berichte vom 22. August 1927 in: »Salzburger Wacht« (S. 4: »Der Kritikerkongreß«), »Salzburger Chronik« (S. 3f.: »Internationaler Kongreß für Theater«), »Salzburger Volksblatt« (S. 5f.: »Der internationale Kritikerkongreß«), jeweils mit der falschen Namensschreibung »Dr. Korodi«.

<sup>167</sup> Wie Anm. 164.

chronologischen Zusammenhänge verwischen. Denn wenn er erzählt: »Hugo von Hofmannsthal versprach, mit mir am Morgen in die Kirche zu gehen, wo ›Das Salzburger Große Welttheater‹ aufgeführt werden sollte« – fügt sich dieser Hinweis keinesfalls in den Sommer 1927, sondern allein in das Jahr 1922, als die Uraufführung am 13. August<sup>168</sup> samt den ihr nachfolgenden Vorstellungen<sup>169</sup> in der Salzburger Kollegienkirche stattgefunden hatte.<sup>170</sup> Die zweite Aufführungsreihe, mit der 1925, nach zweijähriger Festspielpause, ebenfalls am 13. August das neue Salzburger Festspielhaus eröffnet wurde,<sup>171</sup> war zugleich die letzte gewesen, da das »Welttheater« ab 1926 dem alljährlich auf dem Domplatz zelebrierten »Jedermann« weichen muss. Dass Korrodi beide Stücke in Salzburg gesehen habe, ist unwahrscheinlich, selbst wenn man seine em-

<sup>168</sup> Kaut (wie Anm. 117), S. 47; Edda Fuhrich und Gisela Prossnitz, *Die Salzburger Festspiele*. Bd. I. 1920–1945. Ihre Geschichte in Daten, Zeitzeugnissen und Bildern. Salzburg und Wien 1990 (künftig zit. als Fuhrich – Prossnitz), S. 38 (mit Abb. des Ankündigungsblattes zur Uraufführung: 13.–24. August); Heinrich Huesmann, *Welttheater*, Reinhardt. Bauten, Spielstätten, Inszenierungen. München 1983 (künftig zit. als Huesmann), Nr. 1335. Demgegenüber nennt Hans-Harro Lendner, der Herausgeber des »Welttheaters« in der Kritischen Hofmannsthal-Ausgabe (SW X, S. 116), irrtümlich den »12. August 1922«.

<sup>169</sup> Kaut (wie Anm. 117), S. 47, spricht von insgesamt »12 Aufführungen« vom 13. bis 24. August (so auch die Daten des in Anm. 168 genannten Ankündigungsblattes). Lendner hingegen weiß nur von »8 Aufführungen« (SW X, S. 116, Anm. 1), während Huesmann (wie Anm. 168) bis zum »26. August« 14 Vorstellungen auflistet. Die zwei zusätzlichen Aufführungen am 25. und 26. August werden von der Festspielhausgemeinde auf vielfachen Wunsch der »Heimischen und Fremden« angesetzt (vgl. die Hinweise in der »Salzburger Chronik« vom 24. und 26. August 1922, jeweils S. 4); und so erklärt auch Hofmannsthal im Dritten »Wiener Brief« für »The Dial« (74. Jg. Nr. 3. März 1923, S. 281–288) über »die diesjährigen Salzburger Festspiele« von 1922, dass »man an vierzehn Abenden nacheinander in einer Kirche, die der Erzbischof von Salzburg zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt hatte, ein geistliches Spiel, ein Mysterium, oder wie man es nennen will von mir« gespielt hat (GW RA II, S. 285). Dem Herausgeber des »The Dial«, »Mr. Scofield Thayer«, hatte Hofmannsthal ein Exemplar des unmittelbar vor der Aufführung im Insel-Verlag veröffentlichten »Welttheaters« (s.o. Anm. 119) handschriftlich zugeeignet, mit der Datierung »Bad Aussee VIII 1922.« (Privatsammlung, Stuttgart). Es handelt sich um das von Alys X. George vermutete »Buch«, das Hofmannsthal »zugleich« mit seinem Brief vom 28. August 1922 aus Bad Aussee an Thayers Adresse in »Neuendorf / auf Hiddensee / bei Rügen« geschickt und für das Thayer am »October 5<sup>th</sup>« als »for the copy of your distinguished play« gedankt hatte; vgl. Alys X. George, Hugo von Hofmannsthal und »The Dial«. Briefe 1922–1929. In: HJb 22, 2014, S. 7–68 (künftig zit. als BW Thayer), hier S. 37–39 mit Anm. 87.

<sup>170</sup> BW Burckhardt, S. 70: 25. Oktober 1921; vgl. SW X, S. 114–116; s. auch Constant Schuler, *Der Altar als Bühne. Die Kollegienkirche als Aufführungsort der Salzburger Festspiele*. Tübingen 2007.

<sup>171</sup> Kaut (wie Anm. 117); S. 49; Fuhrich – Prossnitz (wie Anm. 168), S. 54; Huesmann (wie Anm. 168), Nr. 1603; vgl. auch Hofmannsthals Brief an Scofield Thayer vom 16. Oktober 1925: »Wir haben in diesem Sommer wieder in Salzburg Theater gespielt, nicht mehr in der Kirche, sondern in einem neuerrichteten einfachen u. würdigen Festspielhaus« (BW Thayer [wie Anm. 169], S. 60).

phatische Aussage im Hofmannsthal-Nachruf berücksichtigt: »Wer sie nicht im Hintergrundschauspiel Salzburgs erlebt hat, weiß noch nicht, wie kühn Hofmannsthal seinen Barock-Traum träumen konnte.«<sup>172</sup> Solcher Annahme widerspricht vor allem der Wortlaut seiner Kritik jener »Welttheater«-Aufführung unter Leitung von Oskar Wälterlin am Zürcher Schauspielhaus im Dezember 1939,<sup>173</sup> zu der er einleitend anmerkt:

Viele von uns haben Calderons Mysterienspiel [...] in der Klosterkirche in Einsiedeln gesehen<sup>174</sup> [...]. Andere mögen Hofmannsthals ›Großes Welttheater‹ in der ohne Gage mitspielenden prunkvollen Salzburger Jesuitenkirche erlebt haben. Ich sah es 1933 im Deutschen Theater in Berlin<sup>175</sup> [...].

Vermutlich hatte Hofmannsthal ihn 1927 zur Kollegienkirche, »einer herrlichen Barockkirche, dem Frühwerk Fischer von Erlachs«,<sup>176</sup> als einstigem spektakulären Aufführungsort geleitet und dabei zum Ausdruck gebracht, »mit welcher Bekümmertheit« er »an diesem seinem ›Welttheater‹ hing – mehr als am ›Jedermann‹«. Er habe sich, so Korrodi im Rückblick des Jahres 1939 (K33), »in einen Monolog über das Große hinein[geredet]« und über das Verhältnis zu Calderon sowie die Eigenheiten seines Stücks gesprochen. »Und dann, um nicht mehr von seinem Stück zu reden, schloß er lächelnd: Was ist groß? Das Kleine etwa nicht? Ist diese winzige Wundergeige Mozarts im Museum durch die Jahrhunderte nicht eine große Zaubergeige geworden?«<sup>177</sup>

<sup>172</sup> K20; s.u. S. 114.

<sup>173</sup> K33; s.u. S. 87f.

<sup>174</sup> Seit 1924 wird Calderons Mysterienspiel »Das große Welttheater« auf dem Platz vor der Klosterkirche der Benediktinerabtei Einsiedeln im Kanton Schwyz aufgeführt.

<sup>175</sup> S. dazu K30 und u. S. 86f.

<sup>176</sup> So Hofmannsthal an C.J. Burckhardt, 25. Oktober 1921, mit dem Zusatz: »[...] das Spiel in der Kirche wird aber noch schöner werden wie der ›Jedermann‹ auf dem Domplatz« (BW Burckhardt, S. 70).

<sup>177</sup> Mit dieser Frage spielt Hofmannsthal auf Korrodīs Besuch in »Mozarts Geburtshaus« an, wo er »Wolfers winzige Geige« gesehen hatte, »das Spinett, an dem Nannerl turnte, de[n] Theaterzettel [zur »Zauberflöte«, auf dem Schikaneders Name groß prahlt und prangt, während Mozarts Name wie das Veilchen gebückt in sich und unbekannt« [Zitat aus Goethes Gedicht »Das Veilchen«, Vers 2: »Ein Veilchen auf der Wiese stand / gebückt in sich und unbekannt«] in einer Kompagnie anderer Namen daneben steht [...]. Heute ist es anders: wer den Briefwechsel Hofmannsthals mit Richard Strauß liest, kommt zu jener Stelle, wo sich der Dichter wehren muß, daß auf dem Textbuch korrekterweise nicht stehen dürfte: »Der Rosenkavalier von Richard Strauß, sondern ›Der Rosenkavalier‹, Komödie von H. v. Hofmannsthal, Musik von Richard Strauß!« (K16; der zitierte Brief an Strauss datiert vom 17. September 1910: BW Strauss, S. 104). Im Rückblick das Jahres 1952 (K45, S. 78) setzt Korrodi zur »Kindergeige, die wir in Salzburg sahen«, die skeptische Klammerbemerkung hinzu: »(wenn sie es ist)«.

Eine weitere Selbsttäuschung liegt vor, wenn Korrodi behauptet, »am Abend« des 22. Augusts 1927 habe Arturo Toscanini »Die Meistersinger« dirigiert. Der Maestro nämlich tritt, nach mancherlei Präliminarien, erst bei den Festspielen des Jahres 1934 ans Pult, als er mit den Wiener Philharmonikern und Lotte Lehmann als Solistin am 26. August im Festspielhaus ein Konzert mit Werken Richard Wagners leitet, darunter das Vorspiel zu »Die Meistersinger von Nürnberg«. Die Oper als Ganzes wird er bei den Festspielen der Jahre 1936 bis 1938 präsentieren.<sup>178</sup>

Wohl gleich bei der ersten regulären Sitzung des Kritiker-Kongresses am 22. August 1927 hatte Korrodi, »nach Schluß der Vormittagsberatung«, bei einem öffentlichen Empfang des Landeshauptmanns Dr. Franz Rehrl den »Dichter Hugo v. Hofmannsthal« gesehen, der zusammen mit »Professor Max Reinhardt« gekommen war. Ein zweites Mal tritt Hofmannsthal, »von der Versammlung mit lebhaftem Beifall begrüßt«, »in der nachmittägigen Arbeitssitzung des Kongresses« auf und gibt »im Namen der bei den Salzburger Festspielen tätigen Künstler, und der Freunde Richard Strauß, Franz Schalk und Max Reinhardt in deutscher, französischer und englischer Sprache der Freude und dem Dank Ausdruck, daß Salzburg als Ort der Tagung gewählt wurde«. Diese gleichlautend trockenen Meldungen der »Neuen Freien Presse« und der »Wiener Zeitung«<sup>179</sup> gewinnen an Farbe und Substanz, wenn die »Neue Freie Presse« am 24. August unter der Überschrift »Internationaler Kritikerkongreß in Salzburg. Begrüßungsansprache Hofmannsthal« das auf den 22. August datierte »Telegramm unseres Sonderberichterstatters« mitteilt, dem gemäß »zu Beginn der Nachmittagsitzung Hugo v. Hofmannsthal folgende Begrüßungsansprache« gehalten habe:

»Die Stadt selbst und das Land haben Sie schon begrüßt. Ich möchte Ihnen nur die Freude sagen, die wir Künstler, die meine Freunde Richard Strauß, Franz Schalk und Max Reinhardt und alle die zahlreichen in der Arbeit mit uns vereinigten Künstler empfinden, Sie hier zu sehen. Denn die alte Antithese zwischen Künstler und Kritiker ist nicht mehr. Diesen Abgrund hat die ungeheure Geistesbewegung unserer Zeit, welche so viele neue Abgründe aufreißt, diesen Abgrund hat sie zugeschüttet. In einer ständigen Evolution hat sich die Stellung des Kritikers der des Künstlers angenähert bis zum

<sup>178</sup> Vgl. Kaut (wie Anm. 117), S. 85, 93, 98 und 102; Fuhrich – Prossnitz (wie Anm. 168), S. 156f.

<sup>179</sup> Neue Freie Presse, 23. August 1927. Morgenblatt, S. 6; Wiener Zeitung, 24. August 1927, S. 3.

kaum mehr Unterscheidbaren. Nicht mehr hält sie uns Künstlern die festen Maßstäbe der schulmäßigen Aesthetik entgegen, die noch einem Hebbel zu schaffen machten, sondern auf furchtbar schwankendem Boden ringt sie zugleich mit uns um ein Festes. Unsere Beängstigungen sind auch die Ihren, und in der stürmischen Dunkelheit, die uns umgibt, hören wir Ihre Stimmen wie die mit dem Meer ringenden Schiffer die klagenden und angstvoll dünkenden, doch hilfreichen Stimmen der Sturmbojen. Seien Sie uns herzlich willkommen!«

Französisch fortfahrend führte Hofmannsthal aus: »Wenn ich im Namen der Salzburger Festspiele die internationale Kritik begrüße, so vertrete ich alle die großen Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen, alle die Musiker, die österreichischen, deutschen, spanischen, dänischen, amerikanischen Maler, die Mitarbeiter von heute und von gestern. Ich spreche im Namen dieser ganzen Theaterwelt, welche nicht das Theater von heute und auch nicht jenes von gestern, sondern das Theater aller Zeiten ist, das wir für lebend halten. Im Namen des Theaters von Mozart und Shakespeare, Beethovens und Schillers seien Sie uns willkommen. Sie selbst sind Künstler und ebensowohl wie wir. Indem Sie den Gesetzen der Kunst nachspüren, die sich nicht aufbewahren lassen, sondern stets von neuem erobert werden müssen, folgen Sie Goethe, der ein Dolmetsch von Sophokles und Molière war, folgen Sie Delacroix, der Rubens verständlich machte, folgen Sie Berlioz und Schumann, der Beethoven und auch Bach erklärte. Sie gehören zu uns, nichts trennt uns, alles vereint uns. Ich heiße Sie willkommen!«<sup>180</sup>

Zwei Tage später liest man dazu in Korrodis Feuilleton »Salzburger Tage. I« (K14), dass Hofmannsthal

zu einigen freundlichen Worten elegant ausholte und das scheinbar feindliche Begriffspaar Dichter und Kritiker in ein ersprießliches Konnubium und Kommerzium verwandelte. Seine Rede glissierte unvermerkt aus dem Deutschen ins Französische und Englische. Ein solches Kunststück entzückt immer bei Kongressen, wo der Turm von Babel jedesmal neu getürmt wird.

In ganz anderem Ton, bereichert um zahlreiche innere wie äußere Details, wird Korrodi diesen Auftritt aus dem Abstand eines Vierteljahrhunderts bunt und lebensprall noch einmal heraufbeschwören:

<sup>180</sup> Neue Freie Presse, 24. August 1927. Morgenblatt, S. 8. Das Referat der »Salzburger Chronik« vom gleichen Tage (S. 3): »Künstler und Kritiker. Eine Rede Hugo von Hofmannsthals beim Internationalen Kongreß für Theater- und Musikkritik« bietet, neben unbedeutenden Abweichungen im deutschen Wortlaut, eine größere Varianz bei der deutschen Wiedergabe des französischen Textes.

Wer an den jungen Hofmannsthal denkt, dem als Zauberjüngling goldene Süße der Verse aus den Waben troff,<sup>181</sup> kann sich kaum den Herrn vorstellen, der mehr Antonio als Tasso<sup>182</sup> am Nachmittag erschien vor Leuten der Presse, des Theaters und vor ein paar ganz großen amerikanischen Geldbeuteln mit ihren Damen von ablenkender Natur: Ihre Bracelets klirrten, ihre Ohrlappen trugen Vermögen – und waren geduldiger, diese Schatzkästlein zu halten, als die Amerikanerinnen die Conférence des Dichters über die Salzburger Festspiele zu ertragen. In einem natürlichen Englisch begann Hofmannsthal mühelos und ohne Zettel<sup>183</sup> und rühmte die kleine Stadt, die ein Theater, den Domplatz, die bischöfliche Reithalle und Kirchen für Konzerte besaß, die Zuströmenden in einen intimen, fast magischen Zirkel schlossen. Zu den paar Franzosen redete er ebenso sprachwendig und schmeichelte ihnen nicht wenig, daß Schwester und Bruder mit Vater Mozart ihre glorreichen Tournéen in Paris begannen. Und wir Deutschsprechenden? In seiner Übersicht kam er auf den Besuch Mozarts in Zürich. Er erinnerte so im ungefähren den Brief Salomon Geßners an den Musiker Mozart, in dem er für das Hauskonzert der Kinder dankte und Geßner seine »Idyllen« schickte. [...] Mozart ist hier geworden, wo ihn in Kindertagen schon das Freilichtspiel der Orgel auf der Feste ergötzte, deren Töne die Salzach heute noch verschluckt. – »Euch ist Dürer, dessen Vorfahren Ungarn waren, uns und Euch Mozart, aber unser ist Österreich«. Der Schluß wirkte überraschend, da diese paar Steiermärker in Urväter Hausrat, in den Lederhosen und im tüchtigen Schuhwerk spektakelten und klatschten.

Nach dieser kurzen Improvisation hielt der Dichter noch Cercle.<sup>184</sup>

Vermutlich am selben Tag erlebt Korrodi den »glücklichen Moment«, als Hofmannsthal, »in Barockträumen schwelgend, in Salzburg beim Jedermann-Spiel« die Orgel des Salzburger Doms und die Glocken vom Kapuziner- und vom Nonnenberg<sup>185</sup> pries, die in zu ungeheurem Aufwand tobten, wenn es galt, den Prasser, Hurer und Schinder der Armen zum

<sup>181</sup> S.o. Anm. 41.

<sup>182</sup> Anspielung auf den Dichter Torquato Tasso und dessen Gegenspieler, den Staatssekretär Antonio Montecatino, in Goethes »Torquato Tasso«.

<sup>183</sup> Ältere Form von »Zettel«, die sich, laut Grimm, Deutsches Wörterbuch (XV. Bd. Leipzig 1956, Sp. 814), »vornehmlich bei mittel- und norddeutsch. schriftstellern, bis ins 19. jahrh.« gehalten hat.

<sup>184</sup> K45, S. 79–82. Bei diesem »Cercle« entspann sich ein von Korrodi wiedergegebenes Zwiegespräch über den »Jedermann« zwischen dem Dichter und »einem jungen Theologen von einem ungewöhnlichen Charme« mit gewichtigen, bislang übersehenen Äußerungen Hofmannsthals (ebd., S. 81f.).

<sup>185</sup> Gemeint ist der »Nonnberg«, ein östlich unter der Festung Hohensalzburg gelegener Ausläufer des Mönchsbergs, benannt nach dem dort ansässigen Kloster der Benediktinerinnen (Karl Baedeker, Österreich. Leipzig 1913, S. 151). Die richtige Namensform bietet Korrodi im übernächsten Zitat: K45.

Jedermann-Schicksal des Todes zu zwingen.«<sup>186</sup> »Heut ist der Tag des Jedermann««, notiert er.<sup>187</sup> Und unmittelbar nach der Vorstellung, die wegen Regens in das Festspielhaus verlegt werden muss, überliefert er, sich auf »ein paar Bemerkungen aus einem Gespräch« berufend, Einzelheiten des fruchtbaren Austauschs zwischen Dichter und Regisseur (K15):

Hofmannsthal schwebte das Spiel auf einem Marktplatz vor, wo die Agierenden aus den Gassen sich im Kern des Platzes gesammelt hätten. Als Max Reinhardt die erste dramatische Skizze las, ließ er es an einem schöpferischen Tadel nicht fehlen, der für das Auge des Regisseurs spricht: Die Leute stehen und laufen, aber sie sitzen ja nie. – Das ergab die prachtvolle Szene des Mahls von Jedermanns prassendem Gefolge. – Reinhardt, der mit »Jedermann« zuerst nicht eben glücklich im Zirkus experimentierte,<sup>188</sup> war es auch, der auf den fast verwegenen Gedanken kam, ihn vor dem Salzburger Dom aufzuführen. [...] Und so erhielt das Stück die höchste Mitgift, das Gebraus der Glocken und alle Register der Orgel. Und es muß eine eigene Wirkung üben, wenn plötzlich beim Mahl die Glocken läuten und nur Jedermann sie hört, wenn dann in höchst berechneter Steigerung von nah und fern, von der Festung Hohensalzburg erhaben und fern, von den Türmen, der Kuppel des Doms der Ruf erschallt, der »Jedermann« ans Ende mahnt. [...] Wenn es eben regnet, wie am Montag, dem 22. August, muß »Jedermann« sich in den engern Raum des Salzburger Festspielhauses bequemen. Die erwartete Wichtigkeit des Eindrucks wird erdrosselt. Man erlebt Theater, bestes sogar, aber manches von der Mühe und dem Adel des Spiels geht in die Binsen. Da hilft keine Pappe und kein gestirnter Himmel vor uns. Unvergessen bleibt des Bankett Jedermanns. Moissi, befeuert und in Zucht gehalten von seinem Meister, betört sich nicht an seiner eigenen Stimme, sondern geht in sich und in das Spiel ein. [...] Dies alles verrät den höchsten Rang und das Ungemeine

<sup>186</sup> K42. Vgl. Hofmannsthals »Festspiele in Salzburg« (1921): »Die Fanfarenbläser und Spielansager hatten ihren selbstverständlichen Platz [...]. Wie ein Selbstverständliches wirkten [...] die Rufe »Jedermann« von den Türmen der nahen Kirche, von der Festung herab, vom Petershof herüber, wie ein Selbstverständliches das Dröhnen der großen Glocken zum Ende des Spieles« (GW RA II, S. 267).

<sup>187</sup> K45, S. 78. Gemeint ist der 22. August 1927; vgl. die Notiz im »Salzburger Volksblatt« (23. August 1927, S. 4) zum Vortag: »Die Kongreßteilnehmer wohnten hierauf der Aufführung des »Jedermann« bei.«

<sup>188</sup> Die Uraufführung des »Jedermann« unter Max Reinhardts hatte am 1. Dezember 1911 im Berliner »Zirkus Schumann« stattgefunden. Im Gegensatz zu Korrodiss Vorbehalten war »der Erfolg gewaltig, Beifallsstürme, die nicht enden wollten, Tücherschwenken, zahlreiche Hervorrufe für Hofmannsthal, Reinhardt und Moissi« (Harry Graf Kessler: Das Tagebuch. Vierter Bd. 1906–1914. Hg. von Jörg Schuster. Stuttgart 2005, S. 753); vgl. SW IX, S. 266f.

der Regiekunst Max Reinhardts,<sup>189</sup> die das Gemachte gibt, als hätte es die Natur so eingeflüstert.

Aus der Erinnerung des Jahres 1952 schließlich fügt er kritisch-ironisch hinzu:

Ich möchte nicht behaupten, daß die Megaphone vom Nonnberg und vom Kapuzinerberg, die ihr ›Jedermann‹ wie aus weiten Fernen riefen und den reichen Mann in die andere Welt lenkten, mich mehr als die Tuben des Jüngsten Gerichtes bewegt hätten. Dieses Kumulieren und Kulminieren des Theatralischen bis zum Orgelbraus war Max Reinhardts Kunst. Das mächtige Sterbegeläute dröhnten die Glocken des Doms. Ich habe selten nach einem so ernsten Spiel, in dem die Stimme Alexander Moissis betörte, am Schluß eine so heitere Menge gesehen. Der Heiterste von allen war Moissi, der, kaum dem Sterbehemd des reichen Mannes entronnen, im österreichischen Hof sein Mal mit ›Nockerln‹ bestellte.<sup>190</sup>

Am folgenden 23. August 1927, nach einer Aufführung von »Kabale und Liebe«<sup>191</sup> im Salzburger Stadttheater, bittet Max Reinhardt zu fortge-

<sup>189</sup> Korrodi hatte Reinhardts Regiekunst schon zehn Jahre früher bei einem Gastspiel des »Deutschen Theaters« in Zürich gefeiert, als er, wie Max Rychner berichtet, »an vier aufeinanderfolgenden Abenden« vom 9. bis 12. Juni 1917 an Reinhardts »Ensemble« hatte erleben dürfen, »was Theater sein kann«. »Und viermal«, so Rychner weiter, »erschien am folgenden Tag eine Besprechung von Eduard Korrodi, die an artistischem Sinn, an Frische, Beziehungsreichtum und Formulierung über alles bei uns Gewohnte hinausging. Max Reinhardt war erstaunt und entzückt; er erklärte, alles zu tun, um diesen Autor an ein großes Berliner Blatt zu bringen, wo sein Platz wäre« (Max Rychner, Vorwort. In: Eduard Korrodi, Aufsätze zur Schweizer Literatur [wie Anm. 12], S. 13, mit ungenauer Erinnerung der gespielten Stücke). Die vier Artikel »Gastspiel des Deutschen Theaters« I bis IV mit einem Nachtrag zu »Dantons Tod« erschienen in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 11. bis 14. Juni 1917: 11. Juni, Nr. 1055: »Rose Bernd« von G. Hauptmann; 11. Juni, Nr. 1057: »Gespensersonate« von Aug. Strindberg; 12. Juni, Nr. 1064: »Die deutschen Kleinstädter« von August v. Kotzebue; 13. Juni, Nr. 1071: »Dantons Tod« von Georg Büchner, und 14. Juni, Nr. 1074: »Dantons Tod« (Schluß); sämtlich nachgedruckt in: Korrodi, Feuilletons, S. 210–217.

<sup>190</sup> K45, S. 78, und 82. Alexander Moissi (1879–1935) spielt 1927, wie schon in den Jahren 1920, 1921 und 1926, den Jedermann. Am Schluss des Feuilletons »Salzburger Tage. II« (K15) heißt es: »Spät nachts! Traum und Wirklichkeit schichten sich ineinander! Ich sah den ›Jedermann‹ ins Grab steigen und jetzt auferstanden im Gasthof bei einer ›Möhlspeis‹ sich erholen, sah doch den Tod überm Gastmahl klappern und jetzt als Herr [Luis] Rainer mir die Hand schütteln und sich nach Zürich erkundigen.«

<sup>191</sup> Vgl. K15, mit dem Binnentitel: »Kabale und Liebe«. Außer Schillers »Kabale und Liebe« am 23. August (Kaut, wie Anm. 117, S. 55) und dem »Jedermann« besucht Korrodi Shakespeares »Sommernachtstraum«. Das »Salzburger Volksblatt« meldet am 22. August 1927, S. 6, zum Vortage: »abends wohnten sie [die Kongressteilnehmer] der Aufführung des ›Sommernachtstraums‹ im Festspielhaus bei«.



schrittener Stunde nach Leopoldskron,<sup>192</sup> und Korrodi erzählt unter dem Zwischentitel: »Ein Sommernachtstraum in Leopoldskron« (K15):

Nachts elf Uhr! Man saust in Autos nach dem Schloßsitz Max Reinhardts,<sup>193</sup> der eine Reihe von Schriftstellern und Gästen des Kritikerkongresses nach der Aufführung eingeladen hat. Märchenhaft spiegelt sich das erleuchtete Schloß im Teich! Kerzenglanz allüberall! Ein zwei Stockwerke hoher Saal, darin verloren die stille, eher schüchterne Figur des Gastgebers; neben dem Speisesaal, wo den Abend »Jedermann« nicht eingeladen ist, eine zauberhafte Bibliothek, nach dem Modell der Stiftsbibliothek von St. Gallen.<sup>194</sup> Keine Musik will hier dem Bienenschwarm der Menschen die Melodie der Gespräche nehmen.

Facettenreicher fällt die spätere Schilderung aus:

Der Theaterrausch wollte nicht enden, denn um Mitternacht empfing Max Reinhardt in seinem Schloß Leopoldskron. Großartige Szenerie. Im Teiche spiegelte sich der Kerzen Überfluß. Die Diener schwirrten wie in einer Komödie mit silbernen Platten herum. Das Hausquartett war exquisit, die Damen schienen aus ihren Schmuckkästchen alles Geschmeide entnommen zu haben, dabei benötigten die meisten es nicht. In dem Galeriesaal, vom gleichen Baumeister entworfen wie die Stiftsbibliothek in St. Gallen, sollte man sinnen. Und wieder sah man den kleinen Napoleon des Theaters Max Reinhardt und Hugo von Hofmannsthal in dem Blütenkranz von Schönheiten [...]. Nimmt man das Glück dazu, daß Mond und Sterne ohne Gage mitspielten, so glich's einem Sommernachtstraum ohne Theater, denn der Mann, der Theater machte, blieb unter seinen Gästen die merkwürdig besinnliche Figur. Und der Kavalier Hugo von Hofmannsthal fand noch Zeit beim Champagner mit gelehrten oder so sich gebenden Männern sich in die Deutung eines Gedichtes des älteren Goethe einzulassen. Es war so vollendet gesprochen wie geschrieben. Plötzlich abbrechend fiel ihm der »Freudenberg« in Zürich und sein Gastgeber Martin Bodmer<sup>195</sup> ein, der seinen Traum der

<sup>192</sup> Vgl. die nahezu gleichlautenden Meldungen am 24. August 1927 in: »Salzburger Chronik« (S. 3); »Salzburger Volksblatt« (S. 7) und »Salzburger Wacht« (S. 4): »Nach den beiden Vorstellungen« – statt »Kabale und Liebe« hatte eine andere Gruppe an einer vom Mozarteum veranstalteten Konzertakademie teilgenommen – »fand zu Ehren der ausländischen Gäste ein Empfang bei Max Reinhardt im Schloß Leopoldskron statt.«

<sup>193</sup> Max Reinhardt hatte das Barockschloß Leopoldskron im Salzburger Stadtteil Riedenburg 1918 erworben; 1938 wird er durch die Nationalsozialisten enteignet.

<sup>194</sup> Die Bibliothek hatte Reinhardt nach dem Vorbild der St. Galler Klosterbibliothek vom Architekten Alfred Breslauer in den ersten Stock des Schlosses einbauen lassen; vgl. Stefan Großmanns Schilderung in der »Salzburger Wacht« vom 22. August 1927, S. 3.

<sup>195</sup> Hofmannsthal war in der Villa Freudenberg in Zürich-Enge im Dezember 1920 zu Gast gewesen, als er zu seiner am 10. Dezember gehaltenen Beethoven-Rede nach Zürich angereist war (s.o. S. 41). Dort hatte er neben Tilly Bodmer, geb. Zoelly, – der 1851 gebo-

Weltliteratur in seiner existenten Bibliothek zum Staunen beider Welten verwirklichen konnte.<sup>196</sup> Seine Fragen schossen wie Weberschifflein hin und her. Einem doch verdienten Absprecher, der die Runde um Stefan George Gelichter nannte, zeigte er die kalte Schulter, unsern Dichter auszeichnend, wenn man das Auseinandergehen Stefan Georges und des Wieners erwog, denn es war doch ein Gedenken an Sternenfreundschaft.<sup>197</sup>

Während der Salzburger Tage fahren Hofmannsthal und Korrodi gemeinsam zum Mond- und Wolfgangsee, ohne dass sich dies andernorts

rene Vater Hans Conrad Bodmer war bereits 1916 verstorben – den jungen Martin Bodmer als »Hausherrn« kennengelernt. Der hatte ihn anschließend zum Leseabend nach Bern (s.o. S. 42) begleitet und ihm »den Tag dort viel angenehmer gemacht«. Für diese lebenswürdige Geste dankt Hofmannsthal am 20. Dezember 1920 in separaten Schreiben der Mutter wie dem Sohn, und zwar aus Basel, wo er im Hause Burckhardt in der Rittergasse 20 seit dem 14. Dezember, »unter sehr wohlthuenden Menschen, mit denen ich mich gut verstehe«, »ein paar Tage krank gelegen [war], ergriffen von einer kleinen sehr allgemeinen Grippe-epidemie«, und von wo er am 21. Dezember nach München aufbricht. Diesen verlängerten Basel-Aufenthalt und die verspätete Abreise berücksichtigen weder die Brief-Chronik II, Sp. 2205–2207, noch Martin Stern, Schweiz (wie Anm. 98), S. 380. Beide stützen sich auf Hofmannsthals durch die Erkrankung inzwischen hinfällig gewordenen Brief an Ottonie Degenfeld vom 15. Dezember 1920, demgemäß er »am 18ten« nach München fahren wolle (BW Degenfeld, S. 436f.). Am genannten 20. Dezember erklärt Hofmannsthal Martin Bodmer: »Die Zürcher Tage sind mir ein hübsches Bild mit vielen Gesichtern in einem ganz eigenthümlichen Licht«, und er ergänzt, auf dessen verlorenen Einwurf hin, am 23. Januar 1921: »Nein, ich habe die Tage in Zürich nicht ungern, sondern gern gehabt, ich erinnere mich gern an das Haus, die Menschen, die Gespräche, auch an die gleichgiltigen Momente, sehr gern an Ihre Frau Mutter.« Noch einmal, am 17. November 1928, wird er »sehr herzlich der Tage vor nun 8 Jahren« gedenken (Hans-Albrecht Koch: »Ich möchte nicht, dass unsere Begegnung ohne Folge bliebe«. Zeugnisse der Begegnung Hugo von Hofmannsthals mit dem jungen Martin Bodmer. In: Corona Nova 2. Bulletin de la Bibliotheca Bodmeriana. München 2003, S. 13–29). Vgl. Hofmannsthals Brief an Ernst Howald vom 20. Dezember aus der Rittergasse, zit. in: Brief-Chronik II, Sp. 2207; der Schreibort »Basel« ist korrekt.

<sup>196</sup> Martin Bodmer ist der letzte Bewohner der »Villa Freudenberg«, dem ersten Standort seiner »Bibliothek der Weltliteratur«. 1948 verkauft er das Anwesen an die Stadt Zürich, die Haus und zugehörige Gebäude 1956 abreißen und auf dem Gelände eine moderne Schulanlage errichten lässt (vgl. Chronik der Stadt und des Bezirkes Zürich. Zürich 1964, S. 85f.). Seine Sammlung, eine der weltweit größten Privatsammlungen wertvoller Bücher und Handschriften, führt er ab 1951 in Cologny bei Genf unter dem Namen der »Bibliotheca Bodmeriana« (heute Fondation Martin Bodmer) weiter. Vgl. Martin Bodmer, Eine Bibliothek der Weltliteratur. Zürich 1947; Ders., Die Bibliotheca Bodmeriana. In: Spiegel der Welt. Handschriften und Bücher aus drei Jahrtausenden. Eine Ausstellung der Fondation Martin Bodmer in Verbindung mit dem Schiller-Nationalmuseum Marbach und der Stiftung Museum Bären-gasse Zürich. Katalog der Ausstellung hg. von Martin Bircher in Zusammenarbeit mit Elisabeth Macharet-van Daele und Hans Albrecht Koch. Bd. 1. Cologny und Marbach 2001, S. 9–13; Martin Bircher, Martin Bodmer – sein Leben, seine Bücher. In: Ebd., S. 14–37; Ders., Fondation Martin Bodmer. Bibliothek und Museum. Eine Einführung. Cologny 2003; Thomas Bodmer (wie Anm. 4), S. 21–26. Auf Korrodiss Initiative gründet Bodmer 1921 den Gottfried-Keller-Preis und 1930 die literarische Zweimonatsschrift »Corona«, die zahlreiche Stücke aus Hofmannsthals Nachlass veröffentlicht (s.u. S. 90 mit Anm. 276).

<sup>197</sup> K45, S. 79f. Zur »Sternenfreundschaft« s.o. Anm. 69.

nicht dokumentierte Unternehmen eindeutig datieren ließe. Zwar hatte die »Stadtgemeinde Salzburg« für die Kongressteilnehmer am Nachmittag des 23. Augusts »einen Ausflug mit Autos nach dem Seengebiet von Wiestal und nach Hellbrunn veranstaltet«;<sup>198</sup> doch haben sich beide Männer dieser Exkursion nicht angeschlossen. Korrodi jedenfalls berichtet 1952, er sei damals mit dem befreundeten Werner Schindler (1905–1986) allein nach Schloss Hellbrunn gefahren,<sup>199</sup> und aus dem unmittelbar Erlebten bestätigt er am 11. September 1927: »Ein Dichter hat mich in die Landschaften des Salzkammergutes und zu den kleinen und größeren Seen geführt«, um dankbar anzufügen: »Es war aufmerksam von dem Dichter, mich in die Gegend zu geleiten, wo Keller im Herbst 1873 im Exnerschen Kreise an Vormittagen den ›Dietegen‹ zu Ende schrieb<sup>200</sup> und am Abend Kegel schob«,<sup>201</sup> und wo er ihm »das lebendige Bild Gottfried Kellers [...] mit der Anmut seiner Sprache auf den Goldgrund des ländlichen Abends« gemalt habe.<sup>202</sup>

Zwei Monate nach diesen Begegnungen schickt Hofmannsthal Anfang November 1927 Korrodi ein Exemplar seiner in Buchform erschienenen Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation«, die er am 10. Januar des Jahres im Auditorium Maximum der Münchner Universität gehalten hatte.<sup>203</sup> Ein fraglos zu erwartender schriftlicher Dank ist nicht

<sup>198</sup> Vgl. die Kongressberichte vom 24. August 1927 im »Salzburger Volksblatt« (S. 3) und in der »Salzburger Chronik« (S. 7). Das Wiestal, ein nordöstliches Seitental der Salzach im Tennengau, führt vom Hintersee durch die Strubklamm zum Wiestalstausee.

<sup>199</sup> K45, S. 78.

<sup>200</sup> Gottfried Kellers Novelle »Dietegen« aus dem zweiten Band der Sammlung »Die Leute von Seldwyla« wurde 1874 veröffentlicht.

<sup>201</sup> K17: Abschnitt »An den Seen«. – Gottfried Keller hielt sich im September 1873 im Örtchen See am Mondsee auf. Korrodi beruft sich hier auf die Darstellung des Kellerbiografen Jakob Baechtold (Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Dritter Bd.: 1861–1890. 3. Aufl. Berlin 1897, S. 31): »In dem idyllisch gelegenen Orte ›See‹ brachte er drei fröhliche Septemberwochen zu, lediglich im Verkehr mit den Geschwistern Adolf, Marie und Siegmund Exner und deren Freunden. [...] An den Vormittagen schrieb Keller seinen ›Dietegen‹ zu Ende. Nachher nahm er teil an der Lebenslust der übrigen, schob Kegel [...]«. Sachliche Einzelheiten korrigiert Eduard Kranner, Gottfried Keller und die Geschwister Exner. Basel/Stuttgart 1960, S. 83–85.

<sup>202</sup> K44, S. [7f.]. Vgl. seine Erinnerung in K15 an die »liebliche Gegend des Mondsees, wo die Berge nicht überheblich sind und wohin gute Geister, wie die Exners und Marie v. Frisch den selbhaften Gottfried Keller verlocken konnten«. Marie Exner (1844–1925) hatte 1874 den Wiener Urologen Anton von Frisch (1849–1917) geheiratet.

<sup>203</sup> Nach dem Erstdruck in: Die neue Rundschau. XXXVIII. Jg. der freien Bühne. Siebentes Heft. Juli 1927, S. 11–26, bringt die Bremer Presse im Oktober 1927 den Vortrag als »Sonderveröffentlichung der Neuen Deutschen Beiträge« heraus: Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation von Hugo von Hofmannsthal. Verlag der Bremer Presse. München 1927

überliefert. Wohl aber bespricht Korrodi den Vortrag am 15. Januar 1928<sup>204</sup> unter dem Kürzel »k« in der Rubrik »Neue Bücher« (K19):<sup>205</sup>

Auf den ersten Blick würden wir sie eine Prunkrede nennen, sie ist es in dem Sinne, als zurzeit kein anderer deutsche Dichter einer solchen Sprache fähig, noch auch Einer da wäre, die unauffällige Schönheit des Wortes durchzuhalten, wie sie sich der Geist ausbedungen. Hofmannsthal nimmt den Gedanken Voßlers von der durch ein geselliges Element zusammengehaltenen Literatur der Franzosen auf, um durch das »gedrungene Gegenstück zur deutschen Zerfahrenheit«<sup>206</sup> deutlicher die deutsche Literatur auf ihr Merkmal zurückzuführen. Die deutsche Literatur ist etwas Zerklüftetes, kein Fortwirkendes des einmal Geleisteten, nur in den einzelnen Persönlichkeiten wirksam, die doch nach höchsten Bindungen streben. Suchende, wie Nietzsche sie nennt. Noch nie haben wir Hofmannsthal zu einer solchen Beredsamkeit hingerissen gesehen, wie in diesem Gemälde der zwei Gestalten des geistigen Deutschen, des prophetisch-dichterischen Menschen und des von schwermütigem Ernst umflossenen Typus des gelehrten Menschen von heroischer Leidenschaft des Geistes.

Nach ausführlichem Referat der Hauptthesen fährt er interpretierend fort:

(GW RA III, S. 24–41). – Hofmannsthal teilt dem Verleger Willy Wiegand am 23. Oktober aus Bad Aussee mit, er werde die erbetenen »brochierte[n] Exemplare« »von hier sehr leicht« versenden können, und nennt unter den vorgesehenen Empfängern »Korrodi«, mit der Bestätigung vom 8. November: »Vortrag gieng und geht an: [...] Korrodi« (BW Wiegand, S. 175f.). Ebenso notiert er in Aufzeichnungen dieser Zeit: »Münchner Vortrag an: [...] Korrodi« (SW XXXVIII, S. 1921). Das Exemplar war nicht zu ermitteln, so dass der Wortlaut einer anzunehmenden handschriftlichen Widmung Hofmannsthals unbekannt bleiben muss.

<sup>204</sup> Nur wenige Tage vor dieser Besprechung hatte Korrodi Otto Heuscheles Aufsatz »Hugo von Hofmannsthal und das geistige Erbe der Nation« in die »Neue Zürcher Zeitung« vom 10. und 11. Januar 1928 (Nr. 46 und Nr. 54) übernommen; jetzt in: Otto Heuschele, Hugo von Hofmannsthal. Dank und Gedächtnis. Mit einem Anhang: Aus Briefen Hugo von Hofmannsthals an den Verfasser. Freiburg i. Br. 1949, S. 26–34.

<sup>205</sup> Die Anzeige fehlt im Gesamtverzeichnis von Helen Küng-Münch (wie Anm. 17). Aufgrund des nicht aufgelösten Kürzels »k.« hat Horst Weber (wie Anm. 43, S. 57, Nr. 28.8) die Rezension als »Anon.« registriert. Und so irrt auch Thomas Bodmer, wenn er behauptet, Korrodi habe sich »wenig für die Konservative Revolution als europäisches Phänomen« »interessiert«, und es sei »in der NZZ dazu auch nie eine entsprechende Erwähnung Korrodis erschienen« (wie Anm. 4, S. 111).

<sup>206</sup> Die in Anführungszeichen gesetzte Formulierung hatte schon Hofmannsthal als Zitat gekennzeichnet (wie Anm. 203, S.13: GW RA III, S. 27); es stammt (so Lorenz Jäger, Neue Quellen zur Münchner Rede und zu Hofmannsthals Freundschaft mit Florens Christian Rang. In: HB 29. Frühjahr 1984, S. 3–29, hier S. 8) aus dem Aufsatz »Das Reich« von Florens Christian Rang (in: Die Kreatur. Hg. von Martin Buber, Joseph Wittig und Viktor von Weizsäcker. Erster Jahrgang 1926/27. Heft 1, S. 104–123, hier S. 120).

Die Absicht der Schilderung Hofmannsthals ist wohl darin zu erkennen, wie die geistigen Prüfungen des Suchenden in zwei Jahrhunderten ihn doch immer mehr an die Ganzheit des Lebens herangebracht haben, wie die verstreuten Individuen, die Träger des Geistes Kern der Nation werden müßten. Hofmannsthal glaubt an diesen Prozeß, der eine Art konservative Revolution wäre.

Vielleicht werden Verkleinerer Hofmannsthals, die uns diesen Dichter ganz zeitentrückt einreden wollten, ja unwissend in dem, wonach eine junge Generation lechzt .... vielleicht werden sie ihren erfolglosen Irrtum tilgen, wenn sie aus dieser Rede vernehmen, wie Hofmannsthal das Gesicht aller Suchenden hier als großer Erkennen und Benenner beschworen hat. Hat man auch bemerkt, wie diese zauberhafte Rede nie der kritischen Sprache sich bedienen muß, sondern von dichterischen Verwandlungen und Eingebungen aufwallt! Wollten wir etwas einwenden, wäre es ein Zweifel an dem Begriff der Nation, dieses immer ätherhaften Begriffes. Ist man viel weiter gekommen, seit Lessing den gutherzigen Einfall belächelte, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, »da wir Deutsche noch keine Nation sind«?<sup>207</sup>

Als er dem Text 1931, zwei Jahre nach Hofmannsthals Tod, im Band »Die Berührung der Sphären«<sup>208</sup> wiederbegegnet, stellt er ungläubig fest (K26): »Es ist kaum zu fassen, daß eine Rede wie die über »Das Schrifttum als geistiger Raum« noch nicht zum allgemeinen Bildungsbesitz gehört, haben doch andere nur provisorisch Gedanken umspielt, die hier Hofmannsthal tiefer als alle vor ihm angerührt.«

Im Spätherbst 1928 rezensiert Hofmannsthal auf Wunsch des Zürcher Verlegers Dr. Eugen Rentsch (1877–1948) die von Korrodi besorgte Anthologie »Geisteserbe der Schweiz«<sup>209</sup> in Form eines auf »Aussee, 15. XI.

<sup>207</sup> Gotthold Ephraim Lessing, Hamburgische Dramaturgie. Hundert und erstes, zweites, drittes und viertes Stück. Den 19ten April 1768, [102. Stück]: »Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!« (Werke. Hg. von Herbert G. Göpfert u.a. Vierter Bd.: Dramaturgische Schriften. Hg. von Karl Eibl. München 1973, S. 698).

<sup>208</sup> Hugo von Hofmannsthal, Die Berührung der Sphären. Berlin 1931; die Rede auf S. 422–442.

<sup>209</sup> Geisteserbe der Schweiz. Schriften von Albrecht von Haller bis Jacob Burckhardt. Auswahl und Nachwort von Eduard Korrodi. Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch Verlag 1929. Die Auslieferung erfolgt im November 1928. Das Besprechungsexemplar fehlt in Hofmannsthals Bibliothek. Unverkennbar hat Hofmannsthals »Deutsches Lesebuch« als Vorbild gedient. Schon Werner Weber hat die Sammlung als ganz »im Sinne Hofmannsthals« beurteilt (Neue Zürcher Zeitung, 6. September 1955, s.o. Anm. 8) – und das nicht nur, weil Autoren wie Johann Caspar Lavater, Johannes von Müller, Jacob Burckhardt, Jeremias Gotthelf, David Heß, Ulrich Bräker oder Johann Jakob Bachofen in beiden Anthologien zu Wort kommen. Auch die knappen Bemerkungen zu Verfasser und Werk, die Korrodi den Texten jeweils vorangestellt hat, erinnern in Art und Form an die »Gedenktafeln« des »Deutschen Lesebuchs«. Wenn

28« datierten Schreibens an Rentsch, das zehn Tage später in der »Neuen Zürcher Zeitung« veröffentlicht wird.<sup>210</sup> Er bringt seine »persönlichen Erinnerungen und Erwartungen« ins Spiel, hebt mit unnachahmlicher Geste das Verdienst des Herausgebers hervor und zeichnet am Schluss ein einfühlsames literarisches Porträt:

Eine solche Anthologie kann ein recht trockenes Produkt des Fleißes und der historischen Pietät sein, oder ein innerlich lebendiges, Leben ausströmendes Gebilde, alles kommt auf die Person des Herausgebers an und darauf, wie stark ihm künstlerische Eingebung bei seinem Werk zu Hilfe gekommen ist. Ich habe mich beeilt, das Nachwort des Herausgebers zu lesen, und mein Zutrauen zu dem Ganzen des Buches hat ein festes Fundament gewonnen. In diesem Nachwort tritt der künstlerisch begabte, eigenkräftige Mann, als den ich Korrodi kenne, mir in sehr zusammengefaßter Kraft entgegen. Seine Gewissenhaftigkeit ist nicht die des Philologen, sondern eine bessere; seine Pietät nicht die des Historikers, sondern eine noch andere; seine ganze Haltung ist politisch, im geistigen Sinne. Er ist bewegt, weil es um das

Korrodi zudem als Kompositionsprinzip den »Kontrast« zwischen einzelnen Texten hervorhebt, mag er an Hofmannsthals Editionsprinzip der »Neuen Deutschen Beiträge« gedacht haben, demgemäß »mit Absicht das Gegensätzliche hart nebeneinander gesetzt [sei], hoffend, dass auch über diesem noch ein Höheres, Verbindendes erkennbar« werde (Neue deutsche Beiträge. Erste Folge. Erstes Heft [Juli 1922], S. 171: »Anmerkung des Herausgebers«); vgl. Klaus E. Bohnenkamp, Norbert von Hellingrath und Hugo von Hofmannsthal. Eine Dokumentation; in: Jürgen Brokoff, Joachim Jacob und Marcel Lepper (Hg.), Norbert von Hellingrath und die Ästhetik der europäischen Moderne. Göttingen 2014, S. 293–359, bes. S. 344–346.

<sup>210</sup> In Hofmannsthals Nachlass sind vier mit a bis d paginierte Blätter der Reinschrift (FDH: E IB 8.1–4) erhalten geblieben. Die Anrede und der persönliche Eingangssatz: »Sehr geehrter Herr Doctor, ich habe die Anthologie empfangen die Sie und Eduard Korrodi mir zu schicken die Freundlichkeit hatten, und ich danke Ihnen sehr dafür.« fehlen im Druck: Geisteserbe der Schweiz. In: Neue Zürcher Zeitung, 25. November 1928. Erste Sonntagsausgabe. Bl. 3, Nr. 2160. Literarische Beilage, S. [1f.]; gezeichnet: Hugo v. Hofmannsthal. Eine redaktionelle Fußnote merkt an: »Wir veröffentlichen hier zwei Beiträge, die das Geisteserbe der Schweiz im schweizerischen und ausländischen Urteil spiegeln. Die Äußerungen H. v. Hofmannsthals an den Verleger werden vor allem die Bachofen-Kenner interessieren«, weil Hofmannsthal Bachofens »gewaltige[s] Mythenwerk, [sic!] ›Das Mutterrecht« rühmend hervorhebt: »Was das Buch mir bedeutete, läßt sich kaum sagen. Ich rechne diesen Mann [...] seit damals wahrhaft zu meinen Lehrern und Wohltätern, und ausgelesen habe ich seine Bücher bis heute nicht.« – Hofmannsthals Text mit der Überschrift »An den Verleger Eugen Rentsch« (jetzt in: GW RA III, S. 136f.) folgt auf den Beitrag von »H. R. v. Salis«, d. i. der Schweizer Historiker, Schriftsteller und Rilkebiograf Hans (Jean) Rudolf v. Salis (1901–1996), der bis 1935 in Paris u. a. als Korrespondent der Schweizer Zeitungen »Der Bund« und »Die Weltwoche« arbeitet.

Gut der Heimat geht, er will ein *Patrimonium helveticum*<sup>211</sup> erstellen, und doch nicht für die Landsleute allein; er handelt gewissenhaft und streng, das Künstlerische belebt ihm die wählende Hand, das Kritische wägt ab und sichtet. – Ich danke ihm und danke Ihnen, und freue mich, daß das Buch entstanden ist; es wird ihm in der Schweiz nicht an Lesern fehlen, und nicht in Deutschland. Die Leute werden nicht danach greifen wie nach dem neuesten Roman oder der letzten Biographie, aber es wird länger bei ihnen bleiben, und es wird von den wenigen Büchern sein, die über diese Generation hinaus im Bücherschrank da sein werden; neu heranwachsende Menschen werden es finden, und ihre Lust am Geistigen wird von ihm geweckt und in eine gute Bahn gelenkt werden.

Da er vom Verleger einen, wie er empfindet, geradezu unmanierlichen Dank erhält, wendet er sich am 23. November 1928 verärgert an Carl J. Burckhardt, der Korrodi »endlich« am 22. Januar 1928 im Hause des klassischen Philologen Ernst Howald (1887–1967) in Zürich kennengelernt und dabei dessen »scharfe und rasche Persönlichkeit« sowie die »Geschlossenheit und Prägnanz seines Urteils« »im lebendigen Gespräch«<sup>212</sup> erfahren hatte:

Ein Herr Dr. Rentsch, Verleger der schönen von Korrodi veranstalteten Anthologie, ersuchte mich um ein paar Worte über dieses Buch zu den üblichen Reclamezwecken. Ich besann mich auf Verschiedenes, was sie mir über K. und dessen auch precäre Lage gesagt haben,<sup>213</sup> desgleichen auf die Wichtigkeit, die es nun wieder hat, diesem Menschen, wo er es verdient, freundlich zu begegnen, kurz ich schrieb anstatt einiger Zeilen einen Aufsatz von etwa 3 Maschinenseiten (also ein kurzes Feuilleton) – Arbeit zweier Nachmittage. Darauf dankt mir der Lümmel mit inliegenden 2 maschinengeschriebenen Zeilen auf einer Postkarte! Es ist nicht mein Wunsch, daß Sie das in irgend einer Form relevieren; im Gegenteil, es ist mein bestimmter Wunsch, daß Sie nichts dergleichen tun. Wohl aber möchte ich Sie bitten, dem Dr. Korrodi ge

<sup>211</sup> »Patrimonium« hier im Sinn von »kulturelles Erbe«. Das Wort »*Patrimonium helveticum*« hat Hofmannsthal Korrodīs Schlusswort zum »Geisteserbe der Schweiz« entnommen: »Stückwerk übergeben wir [...] und doch ein *Patrimonium helveticum*« (wie Anm. 209, S. 543).

<sup>212</sup> Burckhardt an Howald, 23. Januar 1928. In: Carl J. Burckhardt, Briefe. Hg. vom Kuratorium Carl J. Burckhardt. Bes. von Ingrid Metzger-Buddenberg. Frankfurt a.M. 1986, S. 125. Schon zu »Sylvester 1927« hatte Burckhardt Max Rychner ein baldiges Treffen vorgeschlagen: »[...] vielleicht wäre ihr Freund Dr. Korrodi auch dabei, er hat mir einige humorvolle Zeilen geschrieben, in denen er unter Anrufung grosser Namen den Gedanken einer solchen Begegnung selbst anregt« (Carl J. Burckhardt – Max Rychner, Briefe [wie Anm. 21], S. 11).

<sup>213</sup> Zu den »Geldnöten«, mit denen Korrodi »stets zu kämpfen« hatte, s.o. Anm. 7 und 17.

legentlich davon Nachricht zu geben, daß dieses Schriftstück existiert – damit er es liest und sich darüber freut.<sup>214</sup>

Zu einer letzten Begegnung mit Korrodi kommt es, als Hofmannsthal von Ende Januar bis Anfang März 1929 bei Carl J. Burckhardt auf dem Schönenberg bei Pratteln und in Basel zu Gast ist – an jenem »seltsamen, bedrückenden, auch schon ahnungsvollen und trotz allem auch heitern Abend, den wir drei noch zusammen verbrachten«<sup>215</sup>:

Kurz vor seinem Tod sah ich Hofmannsthal bei seinem Freunde in Basel. Wenn ich mir damals nach seinen Jugendbildnissen den wirklichen, nicht sagenhaften Jüngling zurückbildete, den Dichter von achtzehn Jahren, auf dessen Gedichten »der Schmelz der ungelebten Dinge«<sup>216</sup> wie eine zauberhafte Lasur lag, so war der Kontrast des Hofmannsthal von 55 Jahren hervorgerufen, eben dadurch, daß der Dichter von kommenden Dingen sprach. Das Entsetzen war von den Lippen, dem aschfahlen Antlitz und gar von der herrlichen Hand abzulesen, die erbebte, als er von Erdbeben sprach, die er vorausspüre. [...] der Dichter ohne prophetische Allüren, den Untergang nicht glaubend, aber vom kommenden Strukturwandel erschreckt betroffen. Grundtrauer war sein Wort und nicht mehr das einstige, das goldig aus den Waben troff.

Ich hatte ihn in glücklichen Momenten gesehen, jetzt aber, als ob ihn »Jedermann« rief.<sup>217</sup>

Und mehr als 20 Jahre später erinnert Korrodi:

Nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie sah ich Hugo von Hofmannsthal bei Carl J. Burckhardt zum letztenmal an der Rittergasse in

<sup>214</sup> BW Burckhardt, S. 277. – Eine Stellungnahme Korrodís ist nicht überliefert. Auch unter den wenigen Briefen Korrodís an Dr. Eugen Rentsch sen. in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich (Bestand Ms Rentsch 4.19) fehlt eine entsprechende Nachricht (freundliche Auskunft von Frau Stephanie Märchy, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung).

<sup>215</sup> Carl J. Burckhardt an Eduard Korrodi, undatiert: Mitte Juli 1929. In: Carl J. Burckhardt, Briefe (wie Anm. 212), S. 131.

<sup>216</sup> Zitat aus dem »Prolog« zum »Bruchstück« »Der Tod des Tizian« (1892): SW III, S. 40, Z. 12: »Und hat den Schmelz der ungelebten Dinge«; s. auch S. 80 mit Anm. 246. Noch am 9. März 1945 spielt er frei auf das Wort an, wenn er in der Besprechung von Max Frischs »Santa Cruz« im Zürcher Schauspielhaus erklärt, Frisch habe »uns mit einem allgemeinen Zeitgefühl, durch das Wirrsal des Krieges erzeugt, tiefer betroffen als der junge Hofmannsthal mit seinem passiven Sinnen oder sogar Schwelgen im Schmelz der ungelebten Gefühle« (Korrodi, Feuilletons, S. 229).

<sup>217</sup> K42; zur mehrfach zitierten »Waben«-Reminiszenz an die Schlusszeilen der »Ballade des äußeren Lebens« s.o. S. 60 mit Anm. 41 und 60 mit Anm. 181.



Basel. Er, der Eleonore Duse bewunderte, weil sie mit den Nerven spielte,<sup>218</sup> war selbst nur noch Nerv, ein Erdbeben spürend, das die Seismographen nicht fassen. Seine schmale, fein geaderte Hand lag auf dem Tisch bebend, als hätte sie den letzten Ruf vernommen. Wie Elfenbein lag sie da, die herrliche Hand, die mit siebzehn Jahren schon über Frédéric Amiel und die europäische Idee schrieb<sup>219</sup> und in der Folge Unwiederholbares, ja das Schwierigste wie das Lustspiel *Der Schwierige* erreichte, das, von der Zeitkritik verkannt, späte Erkenntnis und Intuition in Emil Staigers Essay erfuhr.<sup>220</sup> Geisterhände berühren sich wie die Sphären und tönen.<sup>221</sup>

Vier Monate nach diesem Treffen stirbt Hofmannsthal in Rodaun. Er bricht, vom Hirnschlag getroffen, am 15. Juli 1929 zusammen, als er sich zum Begräbnis seines ältesten Sohnes Franz anschickt, der zwei Tage zuvor freiwillig aus dem Leben geschieden war.<sup>222</sup> Für einen Nachruf bleiben Korrodi nur »knappe drei Stunden Zeit«. »Unerhört rasch« bewältigt er »aus der Erschütterung des Gefühls heraus« »die schwere Aufgabe, in

<sup>218</sup> Vgl. Hofmannsthals Aufsätze »Eleonora Duse. Eine Wiener Theaterwoche« (1892), »Eleonora Duse. Die Legende einer Wiener Woche« (1892) (SW XXXII, S. 53–57, 58–61) und »Die Duse im Jahre 1903« (SW XXXIII, S. 22–26).

<sup>219</sup> Hofmannsthals früher Essay »Das Tagebuch eines Willenskranken. (Henri-Frédéric Amiel, Fragments d'un journal intime. Genf 1882)« erschien unter dem Pseudonym »Loris« am 15. Juni 1891 in der Wiener »Modernen Rundschau« (III. Bd., 5./6. Heft, S. 203–208; SW XXXII, S. 18–27). Gleich zu Beginn hebt er auf das »gute Europäerthum« als »die vaterlandslose Klarheit von morgen« ab (ebd., S. 18). Den allzeit bewunderten Essay hatte Korrodi – noch vor dem Nachdruck in »Die Berührung der Sphären« von 1931 – am 11. und 18. August 1929 in die »Literarischen Beilagen« »In Memoriam Hugo von Hofmannsthal« (Nr. 1542 und Nr. 1584) aufgenommen, samt der »Vorbemerkung«: »Mit siebzehn Jahren hat Hofmannsthal unter dem Pseudonym »Loris« in der Zeitschrift »Die Moderne Rundschau« (Juni 1891) diesen Aufsatz über Frédéric Amiel veröffentlicht. Die deutsche Literatur wird wenig Denkmale einer solchen Frühgereiftheit besitzen. Die fast verschollene Studie gehört zum Lebensbekenntnis des umfassenden Hofmannsthalschen Geistes. Keine Ferne war ihm schwierig.« In dieser Form übernommen in den Sonderdruck: In Memoriam Hugo von Hofmannsthal (K48); beide Nachdrucke nicht bei Weber (X 4). Stolz weist Korrodi 15 Jahre später, am 30. Juni 1944, im »Brief an einen Literaturfreund« (K37) auf diesen Druck hin.

<sup>220</sup> Emil Staiger, Hugo von Hofmannsthal. »Der Schwierige«. In: Emil Staiger, Meisterwerke deutscher Sprache aus dem neunzehnten Jahrhundert. Zürich 1943; 3. Aufl. 1957, S. 223–257; s.u. Anm. 252.

<sup>221</sup> K45, S. 84. Die Schlussbemerkung spielt auf den Titel des posthumen Sammelbandes »Die Berührung der Sphären« (wie Anm. 208) an.

<sup>222</sup> Zu beider Tod vgl. die Dokumente in BW Thurn und Taxis, S. 25–27. An diese Katastrophe erinnert Korrodi während eines erneuten Besuchs in Rodaun im Frühjahr 1932 (K27): »Und hier in diesem Hause hat der Dichter die Schreckensnachricht vernehmen müssen, daß sein geliebter Sohn wie in irgend einem der lebensmüden Schnitzlerstücke sich eine Kugel durch den Kopf gejagt – und die Kugel hat das Herz des Dichtens gebrochen. Vater und Sohn liegen nebeneinander. An der Friedhofsmauer an der würdigsten Stelle. Eine Marmorplatte mit einem Kreuz, ländlich einfach von Stiefmütterchen umsäumt [...].«

stärkerer Distanz« – »als bei Rilke«<sup>223</sup> – »zu dem wahrhaft großen Toten zu bleiben.«<sup>224</sup> Der Nachruf erscheint am 16. Juli in der »Neuen Zürcher Zeitung« (K20).<sup>225</sup> Carl J. Burckhardt dankt dem Autor »für die tieferrsten, würdigen und aus der wahren Bereitschaft des Herzens stammenden Worte, die Sie Hofmannsthal so spontan gewidmet haben.«<sup>226</sup> Auch

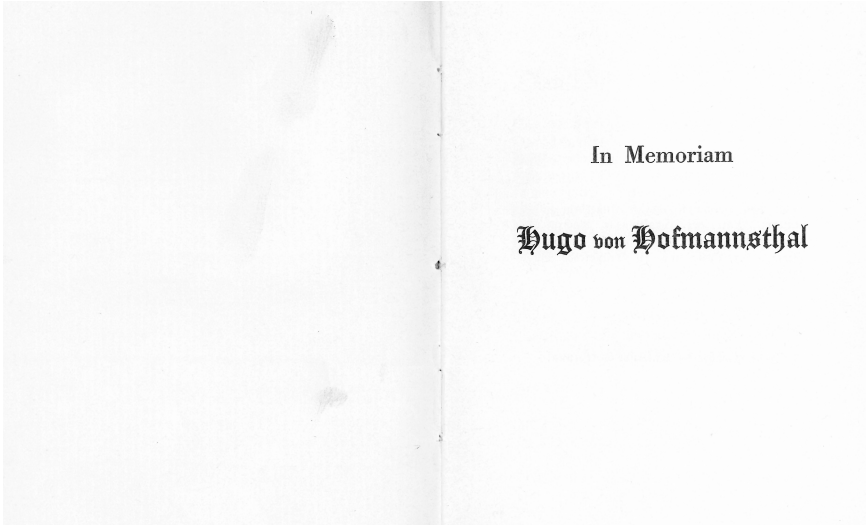


Abb. 3: Hugo von Hofmannsthal, Separatabdruck »In Memoriam« aus der »Neuen Zürcher Zeitung« (Privatsammlung, Stuttgart)

Rudolf Borchardt »hätte gern«, wie seine Frau Marie Luise am 26. August 1929 Herbert Steiner bestätigt, »den Corrodischen Aufsatz – sonst ist uns nichts besonderes zugekommen – wird auch wohl nicht erschienen sein.«<sup>227</sup>

<sup>223</sup> E.K., Rainer Maria Rilke †. In: Neue Zürcher Zeitung, 29. Dezember 1926. Abendausgabe, Nr. 2155, nachgedruckt in: Korrodi, Feuilletons, S. 254–256. Es folgen am 3., 4. und 16. Januar 1927 Korrodis Artikel: »Rainer Maria Rilke. Bestattung« (Nr. 5), »Rainer Maria Rilkes Heimgang« (Nr. 15) sowie seine Worte »An Rainer Maria Rilkes Grab« (Nr. 74). Zum »Rilke-gedenkheft« s. Brief 5, mit Anm. 309.

<sup>224</sup> Eduard Korrodi an Carl J. Burckhardt. In: Carl J. Burckhardt, Briefe (wie Anm. 212), S. 674.

<sup>225</sup> S.u. S. 111–115: »Anhang«.

<sup>226</sup> Carl J. Burckhardt, Briefe (wie Anm. 212), S. 131.

<sup>227</sup> BW Borchardt. Kommentar, S. 593. Neben Korrodis Nachruf erscheinen in der »Neuen Zürcher Zeitung« mehrere Beiträge zu Hofmannsthals Tod. Einige fasst Korrodi im September desselben Jahres zu einem kleinen »Privatdruck der Neuen Zürcher Zeitung« unter dem Titel »In Memoriam Hugo von Hofmannsthal« zusammen (K48), für dessen Übersendung der mit einem »Wort der Freundschaft« beteiligte Literaturwissenschaftler Konrad Burdach (1859–1936) am 3. Oktober 1929 dankt: »Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit noch einmal ausdrücklich sagen, was ich wohl schon früher Ihnen oder Herrn Dr. Steiner [...] ange-

Künftig beobachtet Korrodi aufmerksam alles, was aus dem Nachlass zutage kommt: Im November 1929 bespricht er die von Rudolf Alexander Schröder »epilogisierte« Neuauflage des »Buchs der Freunde«<sup>228</sup> und unterstreicht (K23):

Schröders notwendiges und gewähltes Nachwort vereitelt von vornherein, daß man die Erkenntnisse und Bekenntnisse des Dichters als Zugespitztheiten und zunftmäßige Aphorismen auch nur vermuten wollte. Sie sind recht eigentlich die Belohnungen, die der höhere Geist aus dem Zusammendenken mit denen empfängt, die die Sphäre seines Lebens bestimmen. [...] Diesen Aussprüchen und letzten Gliedern von Gedankenreihen gesellt sich zuweilen ein Wort längst nicht mehr gefährdeter Größen, Molières, Hamanns, Goethes, Pascals, Balzacs zu neben spärlicheren Aeußerungen von Zeitgenossen. Das Merkwürdige und Ueberraschende: Sie fallen nicht heraus ..., sie sind zugehörig und beweisen nur den Gesprächsadel: Ein Wort folgert das andere. Wie hoch das »Zuhause« dieses Geistes, belegt jede Seite. [...] So wählen wir von ungefähr zwei Seiten, um das Dauernd-Schöne und gültige dieses Buches anzudeuten, das nun aus dem engeren in den weiteren Kreis der Aufnehmenden übergeht: [...].<sup>229</sup>

Als Kabinettstück korrodischer Prosa liest sich im Juni des folgenden Jahres die Anzeige des am 15. Juni 1930 ausgegebenen »Ersten Heftes« der von Martin Bodmer und Herbert Steiner herausgegebenen Zweimonatsschrift »Corona« (K24). Nach allgemeinen – teilweise kritischen – Bemerkungen und einer kommentierenden Inhaltsangabe des Heftes wendet er sich ausführlich Hofmannsthals »Andreas« zu, jenem, wie eine redaktionelle Notiz der »Corona« anführt, »Romanfragment aus dem Nachlass Hugo von Hofmannsthals, dessen Schluss wir im nächsten Heft veröffentlichen«. Geboten wird die »erste Niederschrift der

deutet habe: die gemeinsame Verehrung und Liebe verbindet auch Menschen, die sich nicht von Angesicht zu Angesicht kennen« (Antiquariat INLIBRIS. Gilhofer Nfg. GmbH. Wien, Internetangebot: ZVAB, Januar 2017). Zu Korrodiss tatkräftigem Einsatz in dieser Angelegenheit vgl. Herbert Steiners Briefe an Marie Luise Borchardt vom 18. Juli und 11. August 1929 (BW Borchardt, Kommentar, S. 569, 592).

<sup>228</sup> Hugo von Hofmannsthal, Buch der Freunde. Tagebuchaufzeichnungen. Leipzig: Insel-Verlag 1929. Das an den Buchschluss gerückte »Geleitwort zur zweiten Ausgabe« von Rudolf Alexander Schröder ebd., S. 113–118. Die erste Ausgabe war 1922 im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen (vgl. SW XXXVII, S. 180f.: 31 D<sup>15</sup>). Schröder hatte die Neuauflage um »einige Aphorismen aus Hofmannsthals Nachlaß« erweitert (SW XXXVII, S. 173).

<sup>229</sup> Der Rezension folgen ausgewählte Aphorismen aus dem »Buch der Freunde« (S. 21–23: SW XXXVII, S. 18f.).

Anfangskapitel«,<sup>230</sup> mit der sich Korrodi, gewohnt subjektiv, auseinandersetzt. Programmatisch bekennt er:

Was mir – und in solchen Fällen gibt es leider nur persönliche Maßstäbe – dieses erste Heft teuer macht, ist [...] einzig und allein das Romanfragment Hofmannsthals.

Ein Getröstetsein in der eigenen Sprache ist die erste Wirkung. [...] Die unbeschreibliche Überlegenheit der Sprache Hofmannsthals – eine letzte Überlegenheit seit Stifter und Keller – kann nimmer geleugnet werden. Und wie gelingt es ihm, diesen liebenswerten jungen Menschen aus »Bagatelladel« zu umdämmern. Eine einfache Geschichte, die des jungen schönen Menschen, dessen reines, unversuchtes Herz in abenteuerlichen Umständen und auf eine unendlich zarte Weise geprüft und beseligt wird. Einmal im Bannkreis dieses Romans, spürt man bald den Vorsatz des Dichters, einen wirklich adeligen, sensiblen, mit aller Anmut der Jugend besenkten und der reinsten Empfindung fähigen Mann zu schildern. Ist ein so von innen her schöner Mensch auch interessant? Wer sagt, daß er schön sein? Nicht der Dichter, der sein Äußeres nicht beschreibt. Der Leser vollendet den Entwurf. Ihm schien jede Gebärde den Takt des Menschen, Schönes auszusagen. Dort, wo die Tochter des großen Gutshofes mit aller Einfalt der Natur liebt, kann der Dichter die gewagteste Szene in einer Reinheit erhalten, die das Wirkliche wie ins Traumgelände verschiebt. Überhaupt dieser Ätherbogen, geschwungen über Sein und Schein, macht dieses Fragment einzigartig. Und wie ist das alles erzählt: der nächtliche Augenblick, wo der junge Mann an der Kammerwand die Eltern des Mädchens belauscht, die im andern Gemach schlafen, das Glück ihrer immer noch bestehenden Liebe bereden und mit einem Gebet in den Schlummer sinken – oder der Abschied Romanas vom jungen Mann, oder die ganze ehrwürdige Haltung dieser adeligen Bauernfamilie. Und endlich, mit welcher Kunst wird der rohe, lüsterne Reitgeselle mit seinem urkräftigen Vokabular eingeführt, ohne daß er, so toll er's treibt, den Rahmen der Erzählung sprengen könnte. – Man müßte von einem Letzten reden, dieser sozusagen beherrschten Nervosität, die für die elektrischen Spannungen der Geschichte sorgt. Abends, am bäuerlichen Tisch, als schwante dem jungen Herrn ein Unheil (sein Reit-Geselle begeht eine scheuselige Tat) ist ihm »wie nie im Leben, alles wie zerstückt: das Dunkel und das Licht, die Gesichter und die Hände. Der Bauer griff gegen ihn nach dem Mostkrügel. Andreas erschrak ins Innerste, als suche eine richtende Hand die Ader seines Herzens.« Was wird in Venedig aus diesem Herrn Andreas von Ferschengelder werden? Mit Spannung erwarten wir das zweite Heft der neuen Zeitschrift, das uns die Fortsetzung dieser Kostbarkeit verspricht.

<sup>230</sup> Fragment eines Romans von Hugo von Hofmannsthal. In: Corona. Erstes Jahr. Erstes Heft. Juli 1930, S. 7–50; s. auch Anm. 233 und 234.

Zu Beginn des nächsten Jahres widmet er sich den »Prosaschriften Hugo von Hofmannsthal« (K26), die dessen Schwiegersohn Heinrich Zimmer unter dem vom Dichter vorgesehenen Titel »Die Berührung der Sphären« herausgegeben hatte.<sup>231</sup> Hofmannsthal's Leitwort aus dem »Buch der Freunde« zitierend: »Die Tiefe muß man verstecken. Wo? An der Oberfläche«,<sup>232</sup> schreibt er:

In der Tat, das Verbergen der Tiefe an der Oberfläche, der Versuch, Schwieriges durch Anmut zu lindern, mag nicht ohne zauberisches Spiel gelingen. Es geht aber eine Berücksichtigung von dieses Dichters Wort aus, die gewiß zuweilen als Glanz den Gedanken zu überwiegen scheint.

Und mit Bezug auf den Buchtitel heißt es am Schluss:

Das sind die erlauchten Sphären Hofmannsthal's. Die Sterblichen hören die Musik der Planeten nicht. Hier aber mit diesem magischen Scheidegeschenk des Dichters ist es ihnen gegeben, sie zu vernehmen.  
Sie müssen nur wollen.

Im November 1932 befasst er sich erneut mit dem »außerordentlichen Romanfragment« »Andreas oder Die Vereinigten« (K28), dessen Bruchstücke – nach den beiden Vorabdrucken in der »Corona«<sup>233</sup> – nun gesammelt vorliegen:<sup>234</sup>

Jetzt erhalten wir das Vollendet-Unvollendete, vermehrt um die Pläne, Notizen und Vorarbeiten in Buchgestalt, die zwar den Kummer nur noch nährt, daß dieser Andreas nicht, wie man sich's gerne träumen möchte, der österreichische Wilhelm Meister geworden wäre.

<sup>231</sup> S.o. Anm. 208. – Wenige Tage vor seinem Tod hatte Hofmannsthal dem Verleger Samuel Fischer am 11. Juli 1929 zum geplanten »Band neuerer Prosaschriften« eröffnet, »dass der Band durchaus aus solchen Arbeiten bestehen müsste, die in keinem der früheren Bände enthalten sind. Auch müsste dieser neue Band einen eigenen Namen führen; und solcher schwebt mir vor: ›die Berührung der Sphären‹« (BW Fischer, S. 562); in normalisierter Orthografie in einer Schlussbemerkung Heinrich Zimmers am Ende des Buchs (wie Anm. 208, S. 448) zitiert, mit dem Zusatz: »In der vorliegenden Form umfaßt die ›Berührung der Sphären‹ eine Auswahl der Prosa aus den Jahren 1896 bis 1929 und in ihr, was [...] den Inhalt des [von Hofmannsthal] geplanten Bandes bilden sollte.«

<sup>232</sup> Zuerst in: Buch der Freunde. Leipzig 1922, S. 56; in der Neuauflage von 1929 auf S. 53: SW XXXVII, S. 36, Nr. 297.

<sup>233</sup> Corona. Erstes Jahr. Erstes und Zweites Heft: Juli und September 1930, S. 7–50 und S. 139–164; s.o. S. 74f.

<sup>234</sup> Hugo von Hofmannsthal, Andreas oder Die Vereinigten. Fragmente eines Romans. Mit einem Nachwort von Jakob Wassermann. Berlin: S. Fischer 1932; vgl. SW XXX, S. 5–218.

Aus seiner Anzeige des ersten Teildrucks in der »Corona« (K24) übernimmt er ein langes deutendes Selbstzitat und im Anschluss an die einstige Frage »Was wird aus diesem Herrn Andreas von Ferschengelder werden?« führt er aus:

Es leuchtet ein, daß Venedig ein faszinierender geschichtlicher Raum für den Altösterreicher sein mußte, das Venedig des Fragmentes ist freilich ein phantastisch gewirkter Gobelin, darin nur das Unvergeßlichste, die verworrene Sphäre der Ichspaltungen und Ichverdoppelungen. So ungeheuer Schweres hat sich hier Hofmannsthal vorgenommen, das er wohl selber in seinem Traumgespinnst gefangen blieb und er die seelischen Chiffren dieser Maria und dieser Margerita ihm zu unergründlich wurden, so sehr er sie in seinen Notizen definiert. Das ist ja auch das Merkwürdige, wie Weltliteratur befruchtend ihre Ideen in die Werkstatt wirft und wie der Dichter, wen er zu erzählen beginnt, diese persönlichen Träume sozusagen in eine Wirklichkeit umträumt.

Die Blätter und Notizen sind erstaunlich schon dadurch, daß, obwohl sie zuerst, wie Wassermann fein bemerkt, wie eine Hieroglyphenschrift wirken, doch eine Sphäre der überraschendsten Beziehungen, von Ideen, Geschichten, charakterologischen Prägungen wirken. Dazu kommt, daß sie überbordend sind an Einfällen, Verwirrungen der Fabel, daß der Leser in ein eigentlich Mitabenteuer gerät und sich in Vermutungen ergeht, die bald die nächsten Notizen dementieren. Die Figuren werden mit unerhörter Schärfe auf ihr Wesen gesehen.

Zur Beobachtung: »Mit welcher eigentlicher spiritueller Wollust Hofmannsthal die Typen seiner Erzählung auf ihre Grundnatur erforscht und vergleicht«, liefert Korrodi eine Vielzahl schlagender Belege; und er beschließt seine Anzeige mit dem gläubigen Wort aus Wassermanns schönem Epilog: »Eine begnadete Schöpfung wie dieses Andreas-Fragment ist eine seltene Kostbarkeit in einer Zeit, der die höheren Maße und Normen abhandengekommen sind und die eine vernichterische Wollust darin findet, den Künstler aus dem Bewußtsein des Volkes und der Menschen zu streichen. Die Blinden haben unter sich vereinbart, den Sehenden als Verbrecher in Acht und Bann zu tun. Es nützt aber nichts; wenn ein solches Werk einmal existiert, ist sogar das Anathem noch ein Abglanz von ihm. An die Sterne langt kein Fluch.«

Im Februar 1936 zeigt Korrodi in der »Corona« veröffentlichte Proben »Aus Hugo von Hofmannsthals Tagebüchern«<sup>235</sup> an (K31), »in denen

<sup>235</sup> Aus Hugo von Hofmannsthals Tagebüchern. In: Corona. Sechstes Jahr. 1936. Erstes Heft, S. 59–78.

Menschen, Schicksale, Bücher und eingestanden auch Zeitungen die Anreger sind. Hier sind es nun wirklich Einträge, Lesefrüchte, erstaunliche Aperçus, Motive für Dichtungen, die die Merkzeichen des Ungewöhnlichen haben und in seinen Werken wiederkehren.« Als »ein paar Ergebnisse des Tagebuchs« zitiert er die Einträge vom »10. X. [19]06« über Haydn und Tieck sowie die vom »Mai 1911« mit einem Ausspruch Napoleons auf dem Krankenbett.<sup>236</sup> Am 9. November 1936 folgt ein weiterer Hinweis auf »Tagebuch-Notizen Hofmannsthals« im »neuesten Heft der Zeitschrift Corona«, die man mit »großem Gewinn« lesen werde und deren »Geistigkeit« die abgedruckte Aufzeichnung vom »1. X. 06. – Leben« »belegen« möge.<sup>237</sup> Ihm schließt sich im Mai 1938 der Blick auf das »neueste Corona-Heft«<sup>238</sup> an, diesmal mit

Notizen Hugo von Hofmannsthals zu Josef Nadlers Literaturgeschichte, die keineswegs kritiklos das faszinierende Werk zu werten suchen. Bekanntlich träumte Hofmannsthal von der geeinigten deutschen Nation im Geiste. So wagte er von Nadler kühn zu behaupten: »Niemand in unserer Zeit hat mehr für die Einigung der Nation getan«. Erschrocken aber wäre Hofmannsthal, wenn er heute statt Oesterreich nur noch von der Ostmark Deutschlands reden hörte.<sup>239</sup>

Im Jahr darauf denkt er angesichts von Carl J. Burckhardts »Erinnerungen an Hofmannsthal«<sup>240</sup> im »glanzvollen Heft« der »Corona« (K34) an jenen gemeinsamen Ausflug des Spätsommers 1927<sup>241</sup> und

<sup>236</sup> Wie Anm. 235, S. 59 und 68 (SW XXXVIII, S. 528f.: Nr. 1067; S. 593: Nr. 1215). Vorausgeht Korrodis Würdigung des im selben »Corona«-Heft (S. 28–47) publizierten Teildrucks der »Geheimnisse des reifen Lebens. Aus einer Tagebuchdichtung von Hans Carossa«.

<sup>237</sup> k., Corona. In: Neue Zürcher Zeitung, 9. November 1936, Bl. 8. Abendausgabe Nr. 1935, zu: Corona. Sechstes Jahr. 1936. Fünftes Heft, S. 568–589: »Aus Hugo von Hofmannsthals Tagebüchern«; das Zitat auf S. 587f.: SW XXXVIII, S. 526f.

<sup>238</sup> Corona. Achstes Jahr. 1938, Erstes Heft. Es enthält auf den Seiten 39–44: Zu Josef Nadlers Literaturgeschichte. Notizen von Hugo von Hofmannsthal (mit der redaktionellen Anmerkung auf S. [102]: »Hugo von Hofmannsthals Notizen zu einem Aufsatz über Josef Nadler, der ihn bis zuletzt beschäftigte, sind in den Jahren 1924–1928 niedergeschrieben.«).

<sup>239</sup> E.K., Literarische Chronik. »Corona«. In: Neue Zürcher Zeitung, 2. Mai 1938. Bl. 7. Abendausgabe Nr. 784. Das Zitat »Niemand [...] getan.« auf S. 41 (GW RA III, S. 148). Am Schluss zitiert Korrodi »einige der subjektiven Notizen« von S. 42 bis 44 (vgl. GW RA III, S. 147–151).

<sup>240</sup> Carl J. Burckhardt, Erinnerungen an Hofmannsthal. In: Corona. Zehntes Jahr. 1942. Fünftes Heft, S. 608–642. Dabei handelt es sich, laut redaktioneller Anmerkung auf S. [546], um einen Vortrag, der »im Mai 1940 in der Literarischen Vereinigung in Winterthur gehalten [wurde]«. Das Heft enthält außerdem Hofmannsthals »Notizen zu einem Grillparzervortrag« (S. 600–607) und weitere Beiträge.

<sup>241</sup> S.o. S. 65.

an ein Gespräch mit dem Dichter, in dem er Biographien lebender Dichter unziemlich fand, dagegen schien ihm – parallel zu dem Briefwechsel Strauß-Hofmannsthal über den »Rosenkavalier« – die Form wirklicher Gespräche erlaubt, in der die geistige Figur sich von selbst spontan und eindrücklich ergäbe. Diese Form würde ihn locken als Erstgeburt von Ideen und Plänen, sie gestatte das heiter-ernste Spiel der Einfälle, den Gleitflug von einer obern in die untere Sphäre. Im Wanderschnitt umriß Hofmannsthal mit dem unvergleichlichen Zauber seiner mündlichen Rede diese Kunst der Gespräche als eine Realität, der er sich nur einen fruchtbaren Partner denken konnte: Carl J. Burckhardt.

Zum zehnten Jahrgang der »Corona« stellt er im Mai 1943 fest (K35), Martin Bodmer, der Gründer und Herausgeber, habe »nichts weniger als Stichworte Hugo von Hofmannsthals verwirklicht: ›Idee einer durchaus selbständigen und den Scheingeschmack der Epoche widerstrebenden Monatsschrift.«<sup>242</sup> Und rühmend setzt er hinzu: »[...] wenn bis ins letzte Heft hinein wir von Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke bisher Unvernommenes vernehmen, so ist dies ein grenzenloses Fernwirken und ein Gegenwärtigsein großer Toten, die lebendig geblieben.«

Als Herbert Steiner dann kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs mit den »Erzählungen« den ersten Band der von ihm besorgten »Gesammelten Werke« Hofmannsthals herausbringt, <sup>243</sup> greift Korrodi unverzüglich zur Feder und schließt seine Besprechung (K41) mit dem Eingeständnis:

Nun hat der Verlag Bermann-Fischer (Stockholm) die Erzählungen Hofmannsthals herausgegeben. Es bedarf keiner Weihnachten, um in der Begierde nach dem Besitz dieses Bandes zu entbrennen. Die Hand auf ihm, fühlt man den Herzschlag eines großen Dichters, der eine Sprache von unvorstellbarer Schönheit gesprochen hat.

<sup>242</sup> Anspielung auf Hofmannsthals Notizen: »Idee einer durchaus selbständigen und dem Scheingeschmack der Epoche widerstrebenden Monatsschrift«, die Martin Bodmer im besprochenen »Corona«-Heft (Zehntes Jahr. Sechstes Heft, S. 814–815; GW RA II, S.127–129) mit einer Bemerkung »Abschied vom Leser« eingeleitet hatte: »Mit dem zehnten Jahrgang ist die erste, im Juli 1930 eröffnete Folge der Corona abgeschlossen. Was der Herausgeber damit gewollt hat, welche Absichten ihn bei der Zusammenstellung dieser Hefte bestimmen und worin er versagt zu haben glaubt, könnte nichts besser vergegenwärtigen als der nachfolgende Entwurf zur Idee einer Zeitschrift, der sich kürzlich in Hugo von Hofmannsthals Nachlaß fand. Er stammt von 1920 und war vermutlich für die ›Neuen deutschen Beiträge‹ gedacht.« Vgl. dazu Hofmannsthal »Anmerkung des Herausgebers« vom Juli 1922 im »Ersten Heft« seiner Zeitschrift »Neue deutsche Beiträge«, S. 171–172 (GW RA II, S. 199f.).

<sup>243</sup> Hugo von Hofmannsthal, Die Erzählungen. Hg. von Herbert Steiner. 1.–6. Aufl. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag, 1945.



Zuvor freilich hatte er sämtliche Register seiner subjektiv kritischen Feuilletonkunst gezogen, in der sich imaginärer Dialog, persönliche Erinnerung und profunde Literaturkenntnis verbinden:

Wien, das Tor zum Orient, wie weit springt es auf in dieser Erzählungswelt Hofmannsthals, aber wie so ganz im Gegensatz zu jenen Wiener Schriftstellern und Dramatikern, die ohne Maß Wollust mit Schönheit, Prunk mit edler Einfalt des Wortes verwechselten, keine Mitte im Lieben und Hassen kannten ... Nicht doch, sag es beim Wort, unterbrach ihn der Literaturhistoriker, du findest einen echt bezeugten morgenländischen Zug in diesen Märchen, weil du offenbar das Herkommen des Dichters in seiner Väterreihe nicht benennen willst, das nicht aus österreichischem Geblüt ist, ob es ihm auch an Gesinnung und Feinheit nicht nachgab.

Du weißt oder weißt es nicht, wieviel Europäertum diesem Dichter zugeboren ist. Dieses Venedig, das immer wieder ihn fasziniert und verfolgt, erinnert uns, daß auch eine italienische Vormutter zu Hofmannsthals mütterlicher Ahnenreihe gehörte.<sup>244</sup> Wien ohne das Gegenbild Venedigs ist in diesen Erzählungen unvorstellbar. Wer den »Andreas«, den »letzten Contarin«, »Lucidor« und »Arabella« erfinden konnte, hätte auch als Blinder sie alle im Labyrinth Venedigs gefunden.

Und dieses Wunder der Anschmiegsamkeit hat man im ersten Weltkrieg Ueberzüchtung genannt und Hofmannsthal als verspielten Décadent herabgesetzt, nur weil die andern mit ihrer Kraft prahlten, als ob sie dem Milon von Kroton glichen, dessen Genick das Gewicht eines Stieres aushielt.<sup>245</sup> Gewiß,

<sup>244</sup> Gemeint ist Hofmannsthals Großmutter Petronilla Antonia Cäcilia Ordioni, geb. Rho (1815–1898). Sein Großvater väterlicherseits, Augustin Emil Hofmann Edler von Hofmannsthal (1815–1881), leitete eine Zweigstelle des Handelshauses in Mailand, das von dessen Vater, dem 1835 von Kaiser Ferdinand I. als Edler von Hofmannsthal in den Adelsstand erhobenen Isak Löw Hofmann, begründet worden war. Er lernte dort die genannte verwitwete Petronilla, Tochter des herzoglich Leuchtenbergischen Intendanz-Sekretärs Anton Maria Rho (um 1790 – vor 1850) und der Cäcilia Bossi (um 1790 – nach 1850) kennen, trat vom jüdischen zum katholischen Glauben über und »vermählte sich« am 8. April 1850 in Wien mit dieser »jungen Person aus einer uralten Mailänder bürgerlichen (in früheren Jahrhunderten adeligen) Familie« (BW Haas, S. 46). Erhalten geblieben ist eine Skizze, die Hofmannsthals Vater über Leben und Abstammung seiner Mutter am 22. Januar 1898, ein halbes Jahr vor deren Tod, niedergeschrieben hat; darin heißt es: »Die Rho waren eine sehr alte angesehene Mailänder Patrizierfamilie, welche nunmehr mit Mama ausgestorben sein dürfte« (SW XXXVII, S. 413; s. auch BW Borchardt, S. 380f.; BW Thurn und Taxis, S. 54). Auf diese Herkunft hatte Hofmannsthal 1927 in seiner Einleitung zu »Manzonis ›Promessi Sposi‹« mit dem Hinweis auf den »Tropfen mailändischen Blutes in unseren Adern« angespielt (GW RA III, S. 120). Zu den familiengeschichtlichen Zusammenhängen vgl. Elena Raponi, Hofmannsthal e l'Italia. Fonti italiani nell' opera poetica e teatrale di Hugo von Hofmannsthal. Milano 2002, S. 10–30: »Hofmannsthal e il mondo milanese«.

<sup>245</sup> Milon aus Kroton in Kalabrien (um 555 bis nach 510 v. Chr.), einer der berühmtesten griechischen Ringkämpfer, vielfacher Olympionike und Anhänger des Pythagoras. Der römische Rhetoriker Quintilian (um 35 – um 96 n. Chr.) erwähnt in seiner *Institutio Orato-*

der junge Hofmannsthal spielte mit dem »Schmelz der ungelebten Dinge«<sup>246</sup> und mit süßen Todesschauern; aber welcher Zucht und Reife bedurfte es, um dann nach Jahren des Schweigens Richard Strauß das Märchen von der »Frau ohne Schatten« schenken zu können und der Welt die große Dichtung, die Erzählung von der »Frau ohne Schatten«, aus deren Auge »die ganze Seele lehnt«.<sup>247</sup> Kann man noch für die Operntexte gelten lassen, daß mit der »Zauberflöte« die »Frau ohne Schatten« und mit dem »Figaro« der »Rosenkavalier« eine entfernte Zugehörigkeit aufweisen, so hat die Erzählung den souveränsten Charakter. Hier gewinnt die Bühne des Dichters eine Tiefe, wie sie kein Theater zu geben vermag, hier ist sie in der zauberischen Pantomime, in der Fülle des Leids, im Innersten von Goethe gesegnet wie keine deutsche Dichtung dieses Jahrhunderts.

Von Fall zu Fall setzt sich Korrodi auch mit Erträgen der Hofmannsthal-Forschung auseinander. So macht er schon am 11. August 1929, noch unter dem unmittelbaren Eindruck von Hofmannsthals Tod (K20), auf das kommende Heft der »Neuen Schweizer Rundschau« aufmerksam, welches »dem edlen Schatten seine im Leben beständig gebliebene Zuneigung zu einer stilleren, geistigen Schweiz« vergelte (K21). Die vier dort gebotenen Aufsätze<sup>248</sup> trügen »durch ihr gemeinsames Ziel, durch ihr vierfaches Herausarbeiten der kompletten Persönlichkeit des Dichters« maßgeblich dazu bei, »die unwürdigen Vorstellungsbilder [zu] zerstören [...], mit denen der Tag sich nicht den schwersten, aber den schwierigsten Dichter so leicht machte, daß er vielen längst vor der Zeit entglitt.« Im November desselben Jahres zeigt er das »bedeutsame« »Hofmannsthal-Heft« der »Neuen Rundschau«<sup>249</sup> an (K22), mit dem die Zeitschrift

ria (I 9,5), Milon habe gewöhnlich ein Kalb auf seinen Schultern getragen und es dank dieser Übung auch noch als ausgewachsenen Stier tragen können.

<sup>246</sup> S.o. Anm. 216.

<sup>247</sup> Von der Frau ohne Schatten heißt es: »Ihre ganze Seele lehnte sich aus ihren Augen« (SW XXVIII, S. 149, Z. 5). Das Bild findet sich bereits 1897 in Hofmannsthals »Der Kaiser und die Hexe«: »[...] nur Seele seh ich, / Die sich so aus deinen Augen/ lehnt« (SW III, S. 186, Z. 3f.). Quelle zu diesem von Hofmannsthal gern verwendeten und variierten Bild ist Nikolaus Lenaus Brief an Sophie Löwenthal vom 13. Juli 1837 (s. SW III, S. 710f.).

<sup>248</sup> Neue Schweizer Rundschau. Nouvelle Revue Suisse. XXII. Jg. von Wissen und Leben. Heft 8, August 1929. Das Heft enthält: Max Rychner, Hofmannsthal und diese Zeit (S. 561–566), Rudolf Borchardt, Hugo von Hofmannsthal (S. 567–571), Hans Heinrich Schaefer, Das Werk Hugo von Hofmannsthals (S. 572–582) und Ernst Robert Curtius, Hofmannsthals deutsche Sendung (S. 583–588).

<sup>249</sup> Die Neue Rundschau. XL. Jg. der freien Bühne. Bd. II. November 1929, mit den Beiträgen: Rudolf Alexander Schröder, In memoriam Hugo von Hofmannsthal (S. 577–595), Jakob Wassermann, Hofmannsthal der Freund (S. 595–613), Hans Carossa, Erinnerung (S. 631–633) sowie – von Korrodi summarisch angeführt –: Hermann Bahr, Zum Gedächtnis

»aufs neue ihre Entschiedenheit« bewährt habe, »unbeirrt vom Augenblicklichen und doch nicht durch zu viel Historie aufgehalten – repräsentativ für die Gesamtheit deutschen Geistes zu sein«. Neben den »edlen Trümmern« aus Hofmannsthals Nachlass<sup>250</sup> hebt er kritisch auf Rudolf Alexander Schröder als »Chorführer des Heftes« ab:

Man kennt die Getragenheit seines Tones. [...] Er zieht, wie Machiavelli, wenn er sich ans Schreiben macht, Feierkleider an. Für mich persönlich – man darf doch schließlich Vorliebe bekennen – sagt ein Aufsatz wie der Jakob Wassermannsche über »Hofmannsthal der Freund« mehr aus. Es geht in dem Bildnis Wassermanns um das Versiegelteste und Verriegelteste eines Menschen, um die innerste Prüfung des Menschentums, und dabei läßt Wassermann alle Zartheit und Verschwiegenheit bei allem Eindringen und Mitschwingen im bewunderten Anderen walten, die uns bei den so wichtigen Erinnerungen Rudolf Kaßners<sup>251</sup> enttäuschen, eben weil diese um den Preis des Interessanten und Charakteristischen zu teuer bezahlten Erinnerungen das Zauberische der Figur schmälerten, ohne es zu wollen. [...] Erschütternd zu denken, daß Hofmannsthal noch ein halbes Jahr zuvor sein eigenes Werk in Zweifel setzend, sich des Anteils der Nation bar glaubte<sup>252</sup> – Kränze, die ihn nicht erreichten.<sup>253</sup>

(S. 625–630), Max Mell, Hofmannsthals Werk (S. 634–647), Josef Nadler, Hofmannsthal und das Sozialproblem (S. 647–654), Ernst Robert Curtius, Hofmannsthal und die Romantik (S. 654–659) und – bei Korrodi nicht erwähnt – Raoul Auernheimer, Hugo von Hofmannsthal als österreichische Erscheinung (S. 660–666).

<sup>250</sup> Das Heft (wie Anm. 249) bietet: »Aus dem Nachlass von Hugo von Hofmannsthal«; Aus den Tagebüchern (S. 613–615), Verse aus den Jahren 1892–1894 (S. 616–618), Der Brief des letzten Contarin. Ein Fragment (S. 618–622: SW XXXI, S. 19–22).

<sup>251</sup> Hier unterläuft Korrodi ein bemerkenswerter Fehler: Die mild getadelte »Erinnerung« stammt nicht von Rudolf Kassner, sondern aus der Feder Hans Carossas; s.o. Anm. 249.

<sup>252</sup> Offenkundig denkt Korrodi an seine letzte Begegnung mit Hofmannsthal im Frühjahr 1929 im Hause Carl Jacob Burckhardts, s.o. S. 71. Ähnlich erinnert sich Rudolf Alexander Schröder einer Unterhaltung aus jenen Tagen, als Hofmannsthal »von einem nahegelegenen Landhaus dort ansässiger Freunde in die Stadt herunterkam« und »mitten im eifrigen Gespräch«, »mich mit traurigem Lächeln anblickend«, sagte: »Ich befinde mich in einer seltsamen, schwer begreifbaren, schwer ertragbaren Lebensperiode; ich bin noch nicht alt, ich hätte, wenn ich auch größere poetische Leistungen kaum mehr von mir erwarte und erwarten darf, Zeit zu manchen Dingen; aber niemand fordert mich auf, niemand will, niemand erwartet etwas von mir« (Rudolf Alexander Schröder, Erster und letzter Besuch in Rodaun. In: Das Inselfschiff XI. Heft 1. Weihnachten 1929, S. 1–21, hier S. 19; Ders., Gesammelte Werke II [wie Anm. 139], S. 824–846, hier S. 843).

<sup>253</sup> Wahrscheinlich bezieht sich Korrodi als intimer Kenner der Lyrik Conrad Ferdinand Meyers auf dessen Gedicht »Über einem Grabe« mit den Schlussversen: »Arme strecken sich und Kränze schweben – / Kränze, wenn du lebstest, dir beschieden, / Nicht erreichte!« Auch der Titel des seinerzeit vielgelesenen Briefromans »Briefe, die ihn nicht erreichten« von Elisabeth von Heyking (Berlin 1903) mag anklingen.

Anfang 1931 setzt er sich zustimmend mit Max Kommerells Frankfurter Antrittsvorlesung<sup>254</sup> auseinander (K25). Sie vollziehe eine längst fällige Korrektur des im Georgekreis herrschenden Hofmannsthal-Bildes, das durch Friedrich Wölters subjektiv einseitige Darstellung<sup>255</sup> der »Befreundung« und »folgenden Entfremdung« »vorgeschrieben« war. Zwar sei,

auch bei Kommerell wieder George die Richtige für den andern. Doch dünkt uns in dieser Rede alles mit einer zugeneigten, fühlenderen Art für den toten Dichter gesagt. [...] Vielleicht ist unter den Jüngern Georges keiner so sehr vom Gefühl her berufen wie Kommerell, wo es Innerstes der Dichtung und des dichterischen Menschen zu benennen gilt. Die Geringschätzung der Prosa Hofmannsthals, die sich ja nur der albernste Dünkel herausnimmt, ist diesem Deuter fern. »Die Frau ohne Schatten« z.B. wird als ein »wundersames Märchen [...] eine Gattung für sich in unserem Schrifttum« erkannt.<sup>256</sup> [...] Kommerell spricht vom »Erziehertum Hofmannsthals, das er als unüberbotener Meister der Prosa verwaltet.«<sup>257</sup> Mit diesem einen Satz, den er durch eine geradezu berückende Gedankenkette beglaubigt, werden die befangenen Ausführungen Wölters' – sagen wir auch – mit dem Anstand der Seele still berichtet. [...] So hat Kommerell das Vorderste an der Erscheinung, das Zufällige, Halbe weggelassen, um den entflohenen Hofmannsthal in seinen Urkreis zurückzurufen.

Beglückt und befreit zugleich, begrüßt er im Juli 1943 Emil Staigers Interpretation des »Schwierigen« (K38):

Wäre der Dichter Hugo von Hofmannsthal noch unter uns, so entrisse ihn für Stunden die Studie Staigers über die Komödie »Der Schwierige«<sup>258</sup> aus aller Wirrsal. [...] Der Dichter, der seine Komödie »Der Schwierige« – trotz brillanter Aufführungen – nur von Einem begriffen fühlte, dem er am Vortage seines Todes noch ergreifend schrieb [...]»<sup>259</sup> – würde ein reines geistiges

<sup>254</sup> Hugo von Hofmannsthal. Eine Rede von Max Kommerell. Frankfurt a.M. 1930: Öffentliche Antrittsvorlesung, gehalten am 1. November 1930, an der Universität Frankfurt a.M.

<sup>255</sup> Friedrich Wölters, Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890. Berlin 1930, S. 32–35, 286.

<sup>256</sup> Kommerell, wie Anm. 254, S. 19.

<sup>257</sup> Ebd., S. 25.

<sup>258</sup> Emil Staiger, Meisterwerke deutscher Sprache. Zürich 1943. Ein Exemplar des Buches hatte »der Verf.« »Herrn Dr. Eduard Korrodi in Dankbarkeit und Verehrung« im »Mai 1943« zugeeignet (Antiquariat Libelle H & B, Basel, Internetangebot: ZVAB Juli 2016).

<sup>259</sup> Gemeint ist C.J. Burckhardt. Korrodi bezieht sich auf Burckhardts »schöne u. richtige Gedanken über den »Schwierigen« in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 21. August 1927 (s.o. Anm. 162) sowie auf dessen eben erschienene »Erinnerungen an Hofmannsthal und Briefe des Dichters« (Basel 1943), insbesondere auf Hofmannsthals dort (S. 85f.) abgedruckten letzten Brief vom 14. Juli 1929 (BW Burckhardt, S. 297f.).

Entzücken empfunden haben, wie nun der Berührte und der Berührer der Komödie sie mit kühnem Griff der Bühne entriß und mit andern Mitteln verlebendigte [...] »Der Schwierige« erscheint auf einer andern Spielfläche, und die Interpretation ist ohne Frage so glanzvoll, daß wir am Ende die Komödie für immer gewonnen haben, auch wenn »Der Schwierige« der Bühne verloren ginge.

Sechs Jahre später macht er sich im Juli 1949 im Aufsatz »Gedenken an Hugo von Hofmannsthal« (K42) Richard Alewyns neueste Hofmannsthal-Deutung<sup>260</sup> zu eigen und konstatiert:

Die Sterne begeben sich aus dem Dreieck, und jeder bedarf einer andern Linse zur Betrachtung. Herbert Steiner, C.J. Burckhardt, Richard Alewyn, Max Rychner, Emil Staiger und Willi Schuh gehen von sehr verschiedenen Voraussetzungen aus, aber sie finden sich in dem Unausgesprochenen, daß der vom George-Kreis als Verlorener Betrauerte den seiner Natur gerechten Weg ergriff, als er nach ihrer Ansicht »vom Tempel auf die Straße gegangen war«<sup>261</sup> – aus dem Elfenbeinturm in die Wirklichkeit, in entschiedener Abkehr von dem unglaublich fein gewirkten »Märchen der 672. Nacht«, das dem einundzwanzigjährigen Hofmannsthal einfiel.<sup>262</sup>

Selbst hatte er am 12. November 1930 in einem »glänzend besuchten« Vortrag im »Dramatischen Verein Zürich« über das brisante Thema »Hofmannsthal und Rilke«<sup>263</sup> referiert. Die »Neue Zürcher Zeitung«

<sup>260</sup> Richard Alewyn, Hofmannsthals Wandlung. Frankfurt a.M. 1949 (s.u. S. 91 mit Anm. 279). Schon Ende 1935 hatte Korrodi aus Anlass des eben erschienenen ersten Briefbandes (Hugo von Hofmannsthal, Briefe. 1890–1901. Berlin 1935) Richard Alewyns Aufsatz »Jugendbriefe von Hofmannsthal« in die literarische Beilage der »Neuen Zürcher« vom 15. Dezember 1935 (Nr. 2207, Bl. 3) aufgenommen. Beide Texte in: Richard Alewyn, Über Hugo von Hofmannsthal. Göttingen 1958, S. 161–179 und 14–16.

<sup>261</sup> Mit Bezug auf Bemerkungen am Schluss von Alewyns Beitrag (in: Über Hugo von Hofmannsthal [wie Anm. 260], S. 179): »Der Weg ging aus dem Ruhm in die Verborgenheit, aus dem Mythischen ins Menschliche, in der Tat – vom Tempel auf die Straße«. Hofmannsthal hat sich die Formel, die als Verdammung gemeint war, zu eigen gemacht und ihr einen schönen Sinn verliehen. In des Dichters Nachlaß befindet sich der Entwurf einer Dichtung aus der Zeit der *Frau ohne Schatten* unter dem Titel »Der Priesterzögling«, der »von einem bisher unbekanntem Lehrer [...] aus dem Tempel hinausgewiesen« wird »auf die wimmelnde Strasse« (die nachgelassenen Aufzeichnungen in: SW XIX, S. 4–45; das Zitat auf S. 44).

<sup>262</sup> Das im Frühjahr 1895 entstandene »Märchen der 672. Nacht« war im November desselben Jahres in drei Fortsetzungen in der Wiener Wochenschrift »Die Zeit« erschienen und 1905 als Titelstück in den Sammelband »Das Märchen der 672. Nacht und andere Erzählungen« (Wien und Leipzig: Wiener Verlag) eingegangen; s. SW XXVIII, S. 13–30, 201f.

<sup>263</sup> Als Korrodi im Juni desselben Jahres im »Ersten Heft« der »Corona« Fragmente zu Hofmannsthals »Andreas«-Roman (s.o. Anm. 230) sowie aus dem Nachlass ausgewählte Gedichte Rilkes findet, ist er »erstaunt« »über die weitherzige Zusammensetzung« der Zeitschrift: »Rilke neben Hofmannsthal! Der Tod macht milde« (K24).

(K49) berichtet über »die fein formulierte [...] und zwingend gesprochene Rede«, die »mit wärmstem Beifall aufgenommen« wurde, leider in »nur angedeutete[r]« Form:

Man erwartete persönliche Erinnerungen und wurde mit dem haftenden Bild dieser zwei großen Gestalten des neuen deutschen Schrifttums beschenkt. Erst spielte der Redner sein Thema an mit dem, was er den niederen Erinnerungskult bezeichnete, der sich an die Nebensachen, sei es der Spazierstock Gottfried Kellers, der Turmhahn Mörikes, die Flöte Hölderlins hält, um dann das Gültigere, die Menschenbilder zu beschwören. Einem Porträt des siebzehnjährigen Rilke, des unschönen, mit Pusteln übersäten Jünglings stellte er die Zeichnung Hofmannsthals, eines wahren Lieblings der Götter gegenüber, wie ihn Bahr beschrieb. Auf einmal standen die zwei Menschen mit ihrem Schicksal, mit ihrer Magie vor den gebannten Zuhörern, denn durch unveröffentlichte Äußerungen Hofmannsthals und Rilkes hörte man ja auch die Schönheit ihres Wortes. Die Rede warf wie in einen Zauberspiegel das Bild Hofmannsthals, des vieldeutigen, des weltmännischen Genies und seines Ruhmes, der eine andere Form des Verkanntseins war. Der Kontrapunkt ergab das letzte Dasein Rilkes und sein Verklingen in der von ihm gepriesenen Walliser Landschaft. Wenn der Redner die eigentümliche Sphäre der so verschiedenen Geister wieder erschuf, die beide trennte, so schmolz er sie doch wieder zu einer symbolischen Figur zusammen, zu der des leidenschaftlichen Künstlers, den Arbeit festigt. Wundervoll klang die berühmte Stelle Rilkes, wessen es zu einem Gedicht bedürfe, mit der anderen Hofmannsthals in eines zusammen, jenes Gleichnis Balzacs, in dem er den Künstler mit einem Maschinenheizer vergleicht, der aus dem Bauch des Schiffes [sich] eine Stunde in das Wunder der Welt emporsteigt.

Korrodis Anspielungen zielen auf den Beginn der »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« mit Rilkes »berühmter« poetologischer Maxime:

Ach, aber mit Versen ist so wenig getan, wenn man sie früh schreibt. Man sollte warten damit und Sinn und Süßigkeit sammeln ein ganzes Leben lang und ein langes womöglich, und dann, ganz zum Schluß, vielleicht könnte man dann zehn Zeilen schreiben, die gut sind. Denn Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die hat man früh genug), – es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muß man viele Städte sehen, Menschen und Dinge, man muß die Tiere kennen, man muß fühlen, wie die Vogel fliegen, und die Gebärde wissen, mit welcher die kleinen Blumen sich auftun am Morgen. Man muß zurückdenken können an Wege in unbekanntem Gegenden, an unerwartete Begegnungen und an Abschiede, die man lange kommen sah, –

an Kindheitstage, die noch unaufgeklärt sind, an die Eltern, die man kränken mußte, wenn sie einem eine Freude brachten und man begriff sie nicht (es war eine Freude für einen anderen –), an Kinderkrankheiten, die so seltsam anheben mit so vielen tiefen und schweren Verwandlungen, an Tage in stillen, verhaltenen Stuben und an Morgen am Meer, an das Meer überhaupt, an Meere, an Reisenächte, die hoch dahinrauschten und mit allen Sternen flogen, – und es ist noch nicht genug, wenn man an alles das denken darf. Man muß Erinnerungen haben an viele Liebesnächte, von denen keine der andern glich, an Schreie von Kreißenden und an leichte, weiße, schlafende Wöchnerinnen, die sich schließen. Aber auch bei Sterbenden muß man gewesen sein, muß bei Toten gegessen haben in der Stube mit dem offenen Fenster und den stoßweisen Geräuschen. Und es genügt auch noch nicht, daß man Erinnerungen hat. Man muß sie vergessen können, wenn es viele sind, und man muß die große Geduld haben, zu warten, daß sie wiederkommen. Denn die Erinnerungen selbst *sind* es noch nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blick und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, daß in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht.<sup>264</sup>

Und im Falle Hofmannsthals gelten sie dem »imaginären Gespräch« zwischen Honoré de Balzac und Joseph von Hammer-Purgstall »Über Charaktere im Roman und im Drama«, in dem Balzac fragt:

Haben Sie eine größere Reise auf einem Dampfschiff gemacht? Entsinnen Sie sich da einer sonderbaren, beinahe Mitleid erregenden Gestalt, die gegen Abend aus einer Lücke des Maschinenraumes auftauchte und sich für eine Viertelstunde oben aufhielt, um Luft zu schöpfen? [...] Man hat Ihnen gesagt, daß es der Heizer der Maschine ist. Sooft er heraufkam, taumelte er [...]; er atmete, dieser Mensch, mit Gier [...] die Luft, welche durchfeuchtet war von einer in Tau vergehenden Nachtwolke und dem Duft von unberührten Palmeninseln, der über das Meer heranschwebte; und er verschwand wieder im Bauch des Schiffes, ohne die Sterne und den Duft der geheimnisvollen Inseln auch nur bemerkt zu haben. Das sind die Aufenthalte des Künstlers unter den Menschen, wenn er taumelnd und mit blöden Augen aus dem feurigen Bauch seiner Arbeit hervorkriecht.<sup>265</sup>

Gelegentlich rezensiert Korrodi deutsche und vor allem schweizerische Hofmannsthal-Premieren, so die Berliner Erstaufführung des »Großen

<sup>264</sup> Rainer Maria Rilke, *Sämtliche Werke*. Hg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke. Besorgt durch Ernst Zinn. Sechster Bd. Frankfurt a.M. 1966, S. 723–725.

<sup>265</sup> Hugo von Hofmannsthal, *Die prosaischen Schriften gesammelt*. Zweiter Bd. Berlin 1907, S. 161–187; das Zitat ebd., S. 173 = SW XXXI, S. 32.

Welttheaters« am 1. März 1933 im »Deutschen Theater«, die er während einer Reise ins zunehmend nazistisch aufgeladene Deutschland miterlebt (K30). Ungewöhnlich schroff kritisiert er diese »letzte Reinhardt-Inszenierung im Deutschen Reich«,<sup>266</sup> »wo ein Teil der nationalsozialistischen Presse das jüdische Theater beprangert«, und er räumt ein:

nun ist es nicht mehr zu verleugnen: Jüdische Intelligenz, dies theaterfreundliche Publikum von je und je, integrierender Bestandteil aller Theater war die Majorität des Hauses. Nationales Deutschland erkennt zurzeit den Weltliteraturgedanken Goethes nicht an, es gibt nicht zu, daß deutscheste Deutsche Shakespeare bezwungen, um Calderon gerungen haben.

Verzeih mir's der ehrfürchtige Schatten Hofmannsthals, ich fand diese Aufführung des Welttheaters verlogener, als je eine Barockarchitektur ersonnen war. Von unten schäumten Totentanzballette auf – und war auch unser geliebter L[uis] Rainer ein klassischer Tod, ein vollkommenes und elegantes Geklapper – einen ganzen Abend lang einen Schwindelaltar, selbst wenn es der Altar der Stiftskirche in Melk wäre, anzusehen und diese tremolierenden Firlefanzengel aushalten zu müssen, konnte einem die Gedärme umdrehen. [...] Es ist unergründlich, warum dieses Publikum, das nachher unumwunden das Mysterium als Schmarren erklärte, über die Aufführung frohlockte.<sup>267</sup> [...] Als wir das Theater verließen, hörte ich mit Staunen einen Herrn dozieren: »Das ist auch wieder so ein Judenstück.«<sup>268</sup>

Noch nach fast zwei Jahrzehnten ärgert ihn dieser Abend als »zur reinen Schaukunst aufgezoogen«:

Die schönsten Verse erblaßten wie Herbstzeitlosen. Das Schauer selige fiel von ihnen, wenn die welkende »Schönheit«, die den dunklen bösen Strich unter dem Schlag ihrer Glieder bemerkt, zur »Weisheit« hinüberläuft [...].<sup>269</sup>

<sup>266</sup> Huesmann (wie Anm. 168), S. 70: »Nach der Premiere verläßt Reinhardt Berlin, zugleich mit seinem kritischen Antipoden Alfred Kerr, mit Bertolt Brecht, Kurt Weill und einer endlosen Reihe von Bühnenkünstlern deutscher Sprache – auf dem Weg in die Emigration.«

<sup>267</sup> So berichtet Max Osborn (1870–1946) in der »Berliner Morgenpost« vom 2. März 1933, S. 3: »Seinen Sinn und seine szenische Spannung aber erhält das Spiel durch den »Bettler«, den [Eugen] Klöpfer ergreifend, wundervoll gestaltet. [...] Die Weisheit [Helene Thimig] besiegt den Revoltierenden mit ihrer Güte. Und den Tod, von Luis Rainer mit scharfer Akzentuierung gespielt, bringt alles auf den Nenner der Vergänglichkeit. Ein Totentanz, aufwühlend und erschütternd, fegt die Bühne rein. Ueber das Grausen aber siegt gläubige Erklärung. [...] Großer Beifall rief die Darsteller und ihren genialen Leiter vor den Vorhang.«

<sup>268</sup> Auch im Rückblick des Jahres 1939 (K33) erinnert sich Korrodi, dass »ein Zuschauer [...] davonlief und es schon vor den Iden des März ein »Judenstück« schalt.«

<sup>269</sup> K45, S. 77.



Ganz anders, nämlich als »Feierabend großer Kunst und hinreißender Darstellung«, schätzt er sechs Jahre danach die Premiere des Stücks am 2. Dezember 1939 im Zürcher Schauspielhaus (K33). Sie lenkt, anders als die grundsätzlich vergleichenden Überlegungen anlässlich des Buchdrucks vom September 1922 (K7),<sup>270</sup> seinen Blick auf Aufführung, Inszenierung und Schauspieler – mit dem Fazit: »Es ist kein leichtes Stück, das Direktor Wälterlin gewagt hat: das widerspenstig schöne Mysterium Hofmannsthals der Bühne gerecht zu machen.« Dabei waren

Größe und Würde des Spiels ganz den Menschen überantwortet. Und so geschah das Ergreifende wieder: Die Menschen, die nur die dankbaren Rollen des Lebens spielen wollen, und nicht wissen, ob ihre Rolle gut oder schlecht ist. Und die ›Weisheit‹ im Nonnengewande ergibt sich wie die ›Schönheit‹ der Rolle und der König nimmt seinen goldenen Reif, der Bauer, der Widersacher fügen sich und spielen, nur eine verkörperte Seele weigert sich, den Bettler in Haderfetzen zu spielen. Sie weigert sich, in tiefem Schaudern, die Not der Menschenkreatur darzustellen. Diesem dramatischen Kampf hat Hofmannsthal eine Wucht von innen gegeben. [...] Wie groß ist die Ergebung, sich in die Rolle zu schmiegen und dann der Einzige zu sein, der aus innerster Natur aus der Rolle »fällt«, fallen muß, die Rolle hat ihn gleichsam überwältigt, aber er auch die Rolle [...].

Vergleichbar starke Empfindung weckt dann, mitten im Krieg, die von »Glanz und Tiefe eines neuen Klassikers« umwehte Aufführung des »Turms« am 5. Juni 1943 (K36 und K37): »Aus dem Reich der Schatten hat der Dichter Hugo von Hofmannsthal uns und die Zukunft mit mächtigem Wort angesprochen.« Im Gegensatz zum calderonschen Vorbild habe er »die ganze Problematik der Gesellschaftsordnung ins Rembrandt-Dunkel« getaucht, das wir nun besser verstünden, »weil wir einiges wissen von der Dämonie chaotischer Kräfte und von der heillos zerstörten Welt des Zusammenlebens«:

Hofmannsthal, der sein Werk als seine Altersdichtung ahnte, [...] der die Atmosphäre der Geschichtsepoche in allen Spannungen erlebte, ja in seinem eigenen Dasein jenes Fernbeben der tellurischen Welt erlitt, war ein so großer Vorempfänger, wie er Nachempfänger war [...]. Hofmannsthal [hat] dem barock verkleideten Stück Zeit und Zeitlosigkeit gegeben, denn lange vor dem Krachen unseres Weltgefüges schrieb der Dichter dieses Stück, in dem der östliche Raum Europas erbebt und die gleißnerische Gier Wurzel faßt,

<sup>270</sup> S.o. S. 43f.

wie das rassistisch Schwierige entgegen dem Christengeist gelöst wird [...]. Alles wird in Frage gestellt, selbst die Ohnmacht des Wissens [...]. Ein ergreifendes Theatererlebnis, das in der Theatergeschichte eingehen wird, wenn es einmal eine europäische geben wird.

Im Zweiten Teil feiert Korrodi den Abend als »großes Theaterereignis« mit herausragenden Darstellern und kommt zum Schluss:

Ein Trauerspiel von großen Ausmaßen bleibt der »Turm«. Ein »Festspiel« ist es geworden. Es ist Hofmannsthals letztem Werk ergangen wie dem Prinzen: Einen Apfel hat man ins Stroh gelegt, und er ist reif geworden – für unsere Zeit. Die unerhörte Reife des Geistes und des prophetischen Gemütes, die diese Dichtung bildeten, werden ihre Bewährung sein.<sup>271</sup>

Die Inszenierung von Hofmannsthals »heiter und entzückend dahinwirbelnde[r] Komödie« »Cristinas Heimreise« im Oktober des folgenden Jahres setzt, so Korrodi (K40), die mit dem »Turm« »rühmlich begonnen[e]« »Renaissance des reinen Dichters Hugo von Hofmannsthal« am Zürcher Schauspielhaus fort und »legitimiert« sie »faszinierend nach der Komödienseite zu neuer Berechtigung«. Denn trotz leiser Zweifel an der Glaubwürdigkeit von Cristinas Entwicklung sei und bleibe das Stück »ein Höhepunkt des deutschen Lustspiels«.

Zur Aufführung des »Geretteten Venedigs« bei den Zürcher Festspielen im Juni 1950 erklärt er, tief ins Literaturgeschichtliche lotend (K43):

Als Hugo von Hofmannstahl um die Jahrhundertwende dieses Stück schrieb, hieß sein Gott – Shakespeare. Von seinen Lippen las er die Sprache, die zu den Sternen langt und in der Pfütze Perlen findet.<sup>272</sup> Unheimlich, wie ein Gestriger in der Barockbetäubung die Zeiger der Weltuhr ins siebzehnte Jahrhundert zurückdrehte, von Shakespeares Spätgenossen Thomas Otway zwar die Fabel im äußerlichsten Sinne borgte, doch in das dramatische Gewebe Züge des Fin de siècle wirkte.

<sup>271</sup> Die Apfel-Anspielung zitiert einen Ausspruch des Prinzen Sigismund: »Du hast mich ins Stroh gelegt wie einen Apfel und ich bin reif geworden und jetzt weiss ich meinen Platz« (Der Turm. »Erste Fassung. Vierter Aufzug« in: SW XVI.1, S. 97; »Zweite Fassung. Vierter Aufzug« in: SW XVI.2, S. 88; »Dritte Fassung. Vierter Aufzug« in: SW XVI.2, S. 204).

<sup>272</sup> Mit Bezug auf den sprichwörtlich gewordenen Satz des persischen Sufi-Mystikers, Dichters und Gelehrten Dschalal ad-Din ar-Rumi (1207–1279): »Wenn Du Dir eine Perle wünschst, suche sie nicht in einer Pfütze. Wer Perlen finden will, muss bis zum Grund des Meeres tauchen« (online unter [www.zitate-online.de/literaturzitate/allgemein/19561/wenn-du-dir-eine-perle-wuenschst-such-sie.html](http://www.zitate-online.de/literaturzitate/allgemein/19561/wenn-du-dir-eine-perle-wuenschst-such-sie.html) [Zugriff: 31.10.2017]).

Am Schluss fügt er »die ergreifende Totenklage« Pierres um den Freund Jaffier hinzu.<sup>273</sup> »Sollten wir sie nicht auch hier lesend hören, um zu wissen, was in den Zeiten des Naturalismus unbegriffen blieb, mit welchen Gewändern ein großer Dichter seine Seelen schmückte.«

Sechs Jahre zuvor, im Januar 1944, hatte er Hofmannsthals 70. Geburtstag zum Anlass seines »Briefs an einen Literaturfreund« (K39) genommen, der besorgt gefragt hatte, wie er gegenwärtig zu seinem »Hofmannsthal« komme. Weitausholend schreibt Korrodi:

Hofmannsthal erzählt in einem Brief in der »Corona«, wie in seiner Jugend Hölderlin vergriffen war, aber wer nur in ein Antiquariat sich bemühte, konnte für einen Pappenstiel eine Erstaussgabe Hölderlinscher Gedichte erstehen. In dieser Briefstelle über Rainer Maria Rilke hängt Hofmannsthal dem Gedanken nach, wie man das zu Ende gelebte Leben eines Dichters wirklich dem Tode überantworten solle »und sei es der Vergessenheit (außer in den wenigen treuen Herzen einiger Menschen), – und die Werke ganz allein diesen schweren geheimen Kampf aufnehmen zu lassen mit den feindseligen nächstfolgenden Dezennien – diesen fast hoffnungsvoll scheinenden Kampf – aus dem dann, wenn er siegreich bestanden ist, ein neues geisthaftes Wesen mit solcher Kraft als Sieger hervorgeht und unantastbar dasteht ... in der eigenen Brust!«<sup>274</sup> [...] wie aber kommen Sie zu Ihrem Hofmannsthal, den das neue Deutschland zwar nicht (schon um des »Rosenkavaliers« willen) ganz entbehren wollte, sagen wir, verstohlen duldete, in der Meinung, wenn seine Werke nicht mehr aufgelegt würden, bleiche auch die Spur von seinen Erdentagen?<sup>275</sup> Ihr Dichter ist heute nicht »käuflich

bestätigt er dem ungenannten Adressaten und rät, so wie Hofmannsthal es getan habe, in Antiquariaten zu stöbern oder wichtige Texte abzuschreiben, um sie sich durch diesen Akt von »Opfer und Wonne« tiefer und intensiver anzueignen, als es bei bloßer Lektüre möglich sei. Und ganz konkret empfiehlt er,

am 1. Februar 1944, an dem Tage, an dem Hofmannsthal siebzig Jahre alt geworden wäre, die zehn Bände »Corona« vor[zu]nehmen und [zu] erleben,

<sup>273</sup> Das gerettete Venedig. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Stoffe eines alten Trauerspiels von Thomas Otway. Ende des V. Aufzuges: SW IV, S. 142f.

<sup>274</sup> Hofmannsthal an Ruth Sieber-Rilke, Rodaun, 24. April 1927. In: Corona. Zehntes Jahr. Sechstes Heft. 1943, S. 800f. (BW Rilke, S. 149f.).

<sup>275</sup> Anspielung auf Fausts Schlussmonolog in Goethes »Faust II«, 5. Akt, Großer Vorhof des Palasts, Vers 11583f.: »Es kann die Spur von meinen Erdetagen / Nicht in Äonen untergehn.«

daß der Dichter nach seinem Tode sozusagen Heft für Heft da war, daß sein Geist fast jedes Heft herrlich besiegelte.<sup>276</sup>

Und er setzt, mit Bezug auf die Grabschrift,<sup>277</sup> hinzu, so habe »dieser Dichter seiner »schmalen Harfe« eine Schönheit entlockt, die uns dort, wo es um die letzten Geheimnisse des deutschen Verses geht, noch lange teuer bleibt«.

Im Juli 1949 ergreift er das Wort zu Hofmannsthals 20. Todestag (K42):

Am 13. Juli 1929 endete der Sohn Hugo von Hofmannsthals, ohne an der Eltern Gram zu denken, sein Leben. Am 15. Juli erreichte uns das Telegramm: »Da brach sein großes Herz.« Wir wußten, worum dieser halbe Vers aus der Trauerrede des Marc Anton in Shakespeares Drama ging.<sup>278</sup> Aus dem

<sup>276</sup> Zur Rolle der von Martin Bodmer und Herbert Steiner herausgegebenen Zweimonatsschrift »Corona« vgl. Bernhard Zeller und Werner Volke, *Buchkunst und Dichtung. Zur Geschichte der Bremer Presse und der Corona*. München 1966, S. 119–159; Marlene Rall, *Die Zweimonatsschrift »Corona«* (wie Anm. 137), S. 110f.: »Kein Nachlaß war den Herausgebern so teuer, aber auch so verpflichtend wie der von Hugo von Hofmannsthal. Sie waren sich mit Heinrich Zimmer einig, daß die CORONA so viel wie möglich von dem gefährdeten Gut durch den Druck erhalten solle.« Zu den von 1930 bis 1943 publizierten Hofmannsthal-Texten, die »bis zum letzten Heft, allen Bestimmungen und Listen der Reichsschrifttumskammer zum Trotz«, veröffentlicht wurden, s. ebd., S. 110–113, samt dem Register ebd., S. 227f. Vgl. Korrodis ersten Hinweis auf die »Corona. Eine neue Zeitschrift« sowie seinen Doppeltückblick »Zehn Jahre »Corona««. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 22. Juni 1930 (K24) bzw. 21. Februar 1941 (Nr. 279) und 30. Mai 1943 (Nr. 861: K25); ferner seine zwischen 1931 und 1942 geschriebenen Anzeigen der jeweils neuen »Corona«-Hefte, in denen er von Fall zu Fall Texte aus Hofmannsthals Nachlass würdigt: k., »Corona« (7. Juni 1931. Blatt 7. Zweite Sonntagsausgabe, Nr. 1082); e.k., *Blick in Zeitschriften. Corona* (5. August 1931, Blatt 6. Abendausgabe, Nr. 1490); E.K., *Corona* (20. April 1932, Blatt 5. Abendausgabe, Nr. 727); E.K., *Corona* (28. Dezember 1932, Blatt 7. Abendausgabe, Nr. 2463); k., *Corona* (23. März 1934. Blatt 7. Abendausgabe Nr. 518); e.k., *Blick in Zeitschriften. Corona* (7. September 1934, Blatt 2. Morgenausgabe Nr. 1597); E.K., »Corona« (19. Dezember 1934, Blatt 7. Abendausgabe Nr. 2312); e. k.; *Blick in Zeitschriften. Corona* (1935, Nr. 1553); E.K., »Corona« (23. Dezember 1935. Blatt 7. Abendausgabe Nr. 2279); k., *Corona* (9. November 1936. Blatt 8. Abendausgabe Nr. 1935); k., »Corona« (18. Februar 1938. Blatt 3. Morgenausgabe Nr. 297); E.K., *Literarische Chronik. »Corona«* (2. Mai 1938, Blatt 7. Abendausgabe Nr. 784); k., »Corona« (7. März 1939, Blatt 6. Abendausgabe Nr. 418); k., *Das neue Heft der »Corona«* (21. Mai 1940, Blatt 2. Morgenausgabe Nr. 745); E.K., *Erinnerungen an Hofmannsthal* (1. Oktober 1942, Blatt 1. Morgenausgabe Nr. 1555: K34). Die vier schmalen Hefte der »Neuen Folge« der »Corona«, die nach Martin Bodmers und Herbert Steiners Ausscheiden von Bernt von Heiseler und Karl Alexander von Müller 1943/44 herausgegeben werden, finden bei Korrodi keinen Widerhall.

<sup>277</sup> In den Mittelteil von Hofmannsthals Grabdenkmal auf dem Kalksburger Friedhof sind die Schlussverse seines 1896 vollendeten Gedichts »Manche freilich ...« eingemeißelt: »Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens / Schlanke Flamme oder schmale Leier« (SW I, S. 54; vgl. die Abb. in: Werner Volke, *Hugo von Hofmannsthal in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg 1967, S. 166). In Korrodis ungenau erinnerten Zitat wird die »schmale Leier« zur »schmalen Harfe«.

<sup>278</sup> William Shakespeare, *Julius Cäsar*. 3. Aufzug. Erste Szene.

Rodauner Barockschlößchen, in dessen anmutigem Traum das Entzücken der Rosenkavalier-Musik die Räume durchschwebte, trug man Vater und Sohn zu Grabe.

Über das Biografische hinaus beobachtet er, im Anschluss an die »eben erschienene Schrift ›Hofmannstahls Wandlung‹ von Richard Alewyn«,<sup>279</sup> dass sich »auch die Wandlung im Urteil der unverwirrten Kenner über die unweigerliche Konstellation: George – Hofmannsthal – Rilke zu bilden begonnen« habe.

1952 schließlich, drei Jahre vor dem eignen Tod, zieht er eine letzte Summe seiner lebenslangen Auseinandersetzung mit dem Dichter und dessen Werk, indem er die im Vorangehenden aufgerufenen Begegnungen, Lektüren und Erinnerungen noch einmal heraufbeschwört und zu einem impressionistisch schillernden Mosaik ganz eigener Prägung zusammenfügt (K45).

<sup>279</sup> S.o. Anm. 260.

Dat Bern 1875

Das war ein sehr freundliches Gedächtnis,  
Lieber Doctor Korrodi, da Sie Ihre  
sehr gedankreiche Rede auf Meyer  
mir schenken wollten. Wohlwollend werden Sie  
sich freuen dürfen, dass ich über die Namen  
seiner Gedächtnis mit Wärme gesprochen habe -  
es sind das unendlich schätzbare, fort  
betriebe die Pionierleistungen, die uns  
das XIX Jahrhundert auf dem Wege  
führen hat - wir müssen jeder sehen, wie  
wir uns stellen und es vor uns selber  
begreifend.

Ihre Sendung erinnert mich an so  
freundliche Begegnungen - die Inhalt  
der Rede zeigt mir Sie gereift und  
zugleich unverändert, lebendig und besonnen.

Ich grüße Sie aufs freundlichste.  
Hofmannsthal

Abb. 4: Hugo von Hofmannsthal an Eduard Korrodi (SLA)

1. Hofmannsthal an Korrodi<sup>281</sup>

Bad Aussee 19 X 25

Das war ein sehr freundlicher Gedanke, lieber Doctor Korrodi, der Sie Ihre schöne gedankenreiche Rede auf Meyer<sup>282</sup> mir schicken ließ. Vielleicht werden Sie gefunden haben, dass ich über die Masse seiner Gedichte mit Härte gesprochen habe<sup>283</sup> – es sind das unendlich schwierige,

<sup>280</sup> Außer dem in Hofmannsthals Nachlass verlorenen, aber in anderem Zusammenhang überlieferten Begleitschreiben Korrodis zur Umfrage »Verkannte Dichter unter uns?« (Brief 2) sowie Hofmannsthals für den Druck bestimmter Antwort (Brief 3) und Korrodis Widmungsexemplar des Privatdrucks (Brief 4) sind bislang nur die drei hier vorgelegten Briefe Hofmannsthals bekannt geworden: Brief 1 und 5 verwahrt das Schweizerische Literaturarchiv in Bern, Brief 6 das Deutsche Literaturarchiv in Marbach a.N. Versandte Drucksachen wie Korrodis »Zürcher Rede auf Conrad Ferdinand Meyer« (s.u. Anm. 282), seine Broschüre »In Memoriam Rainer Maria Rilke« (s.u. Anm. 309) oder Hofmannsthals Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« (s.o. S. 65f.) waren ebenso wenig aufzufinden wie jene in Brief 5 erwähnten vorangehenden Nachrichten beider Partner. Sie sind verloren oder verschollen, ohne dass sich der Umfang dieser vermutlich nicht sehr weitgespannten Korrespondenz abschätzen ließe.

<sup>281</sup> Schweizerische Nationalbibliothek Bern, Schweizerisches Literaturarchiv: SLA Wb-B-3. 1 Bl. (8°), einseitig beschrieben (Nachlass Werner Weber). Der Brief muss, ebenso wie Brief 5, als Geschenk an Weber gelangt sein (s.u. Anm. 307).

<sup>282</sup> Eduard Korrodi, Zürcher Rede auf Conrad Ferdinand Meyer zum 100. Geburtstag am 11. Oktober 1925. Zürich [1925]. Gr.-8°, 29 S. Das Exemplar fehlt in Hofmannsthals Bibliothek (SW XL); der Wortlaut einer wahrscheinlichen handschriftlichen Widmung Korrodis bleibt mithin unbekannt. – Am 29. Oktober 1925 hatte Korrodi Herbert Steiner unter der Adresse »Lesezirkel Hottingen« gedankt: »Ihre schönen Worte über meinen Versuch einer Rede haben mir naturgemäß das Auge erheitert, weil nun einmal dem Lobe, wenn es so artig u besonnen ausgesprochen ist, schwer zu widerstehen ist.« Und er hatte hinzugefügt: »Soeben teilt mir der Stadtpräsident in einem solennen Schreiben mit, dass er 300 C.F. Meyer-Reden für die Stadt angekauft habe. Ich habe also nicht mehr zu klagen u bin mit Zürich zufrieden« (DLA).

<sup>283</sup> C.F. Meyers Gedichte (zu C.F. Meyers hundertstem Geburtstag). In: Wissen und Leben. Neue Schweizer Rundschau. XVIII. Jg. Heft 16. 10. Oktober 1925, S. 980–987; am Schluss gezeichnet: Hugo von Hofmannsthal. Nachdruck in: Neue Freie Presse, 11. Oktober 1925. Morgenausgabe. Feuilleton, S. 1–4 (GW RA III, S. 58–66). Max Rychner hatte Hofmannsthal in einem verlorenen Brief aus Anlass von Meyers 100. Geburtstag um einen Beitrag über dessen Gedichte gebeten, dazu wohl nicht zuletzt durch Hofmannsthals Bekenntnis vom 24. November 1924 bewogen, »gewisse Individuen« hätten ihm »in meinem Leben sehr viel bedeutet: C.F. Meyer, der Lyriker vor allem«. Seine grundsätzliche Bereitschaft hatte der Dichter am 31. August 1925 unter gewissem zeitlichen Vorbehalt erklärt: »4–5 Seiten über ein so ernstes Thema – das ist eine ziemliche Aufgabe und fordert Vorbereitung, Überlegung, ein längeres Hinlenken der Gedanken auf diesen Gegenstand. Ich weiss nicht wie ich, mit bestem Willen, dies einrichten soll – denn diese Monate (September – November) sind meine eigentlichen Arbeitsmonate!« (BW Rychner [wie Anm. 52], S. 14, 15) Anstreichungen

Hugo von Hofmannsthal und Eduard Korrodi 93

fast betrübende Fragwürdigkeiten, die uns das XIX.[.] Jahrhundert auf dem Wege gelassen hat – wir müssen jeder sehen, wie wir uns stellen und es vor uns selber begründen.<sup>284</sup>

und Notizen im Band »Conrad Ferdinand Meyer, Gedichte« (43. Aufl. Leipzig: Haessel 1909; 401 S.), »ein starker Band, gegen vierhundert Seiten, zweihundertundsechzig Gedichte« (GW RA III, S. 61) in Hofmannsthals Bibliothek (SW XL, S. 468f.: Nr. 1871) bezeugen die Arbeit am Essay, zu dem Hofmannsthal am 14. September Rychner versichert: »[...] schon bevor Ihre freundlich mahnenden Zeilen eintrafen, hatte ich mich zu dem verlangten Aufsatz vorbereitet. Die Aufgabe, die Sie mir gestellt hatten, sahen Sie vielleicht nicht als eine so bemühende voraus; doch war sie es [...]. Ich musste mich einem eigentlich düsteren Phänomen annähern, manches hart aussprechen, um dann mit dem vollen Ausdruck der Bewunderung und Ehrerbietung zu endigen. Tritt man aber an ein solches Individuum und seine Verstrickung in die Epoche, die ihm zum Schicksal wird, so heran – so gelangt man erst wieder nur an die Schwelle: nun erst müsste man anfangen, einzudringen – das was man im zugewiesenen Raume aussprechen könnte, erscheint als ganz unzugänglich, beinahe als gewagt und unbezweifelbar – so verlässt man eine solche Arbeit ohne Befriedigung« (BW Rychner, S. 16f.).

<sup>284</sup> Im Essay hatte Hofmannsthal Meyers »Sprache [als] kaum erträglich« getadelt: »Welche Unklarheit über das poetische Ziel sowohl als über die Mittel, es zu erreichen! Welche Unzartlichkeit des Sprachsinns nicht nur, sondern schlechthin des Gefühls! Wie ist in diesen hundert und aberhundert Gedichten das Eigentliche, das Lyrische, jenem unsicheren Bestreben, Geschichte aufleben zu machen, nein, historische Anekdotenbilder in Strophen umzusetzen, aufgeopfert! [...] Welches kaum erträgliche Hineinpressen von Begebenheiten, d.h. Satzteilen in ein hartes, unbiegsames Versschema. Welche Vulgarität des Reimes, und – es ist hart, dies auszusprechen – welche Vulgarität des Ausdrucks um des Reimes willen!« Andererseits enthalte »dieser Band neben den zweihundert Gedichten, die zu lesen bemühend sind, ihrer vielleicht zwölf oder fünfzehn, die dem höchsten Rang sich nähern, und sieben oder acht, die ihn erreichen. Damit tritt der Lyriker C.F. Meyer in die kleine Schar der wenigen großen Dichter der Deutschen«. Gleichwohl gehöre Meyer jener »Zeit« an, »die in allen künstlerischen Dingen sehr ins Irre geraten war. Auf seiner Stirn [...] ist das Stigma des neunzehnten Jahrhunderts deutlich, das gerade auf edlen Stirnen so scharf erkennbar wird. Es gibt Zeiten, in denen die Auserwählung zum Künstler für Geister, die nicht von der höchsten Stärke sind, einem Fluche gleichkommt« (GW RA III, S. 60f. und 63). Ähnlich heißt es am 28. Oktober 1925 an Walther Brecht: »Ja, es war ein Mann, der um das Schöne rang, das war er; aber – ich weiß nicht – es ist bemühend und beschwerend, sich mit ihm zu befassen. Ich wurde so hineingezogen, durch eine Schweizer Revue, die mich um einen kurzen Aufsatz über die Gedichte bat. Ich wollte wirklich nur ein paar urbane Zeilen schreiben. Dann schlug ich den Band auf, fand so viel, so maßlos viel ganz Schlechtes, Erquältes, dann einiges schöne – und auch das – ich weiß nicht! Ich schrieb auf, was Sie vermutlich gelesen haben (es war in der Neuen Freien Presse auch abgedruckt) und ärgerte mich, weil es so unzulänglich war; auf dieses dunkle Ineinander des Schweren, Dumpfen mit dem Höheren (ja man muß es beim Namen nennen, Bildungsphilisterium, es ist nichts Anderes!) konnte ich eben nur hinweisen, nichts Tiefergehendes darüber aussagen; dazu hatte ich nicht den Raum, wollte mich auch nicht auf das Phänomen concentrieren. Es lag mir so dumpf und trist neben dem Weg« (BW Brecht, S. 80f.). Auch Raoul Auernheimer liest unter dem 5. November 1925: »Nicht leicht kann man das Gefühl der Unzulänglichkeit schärfer haben, als ich beim Abschließen dieses Aufsatzes über C.F. Meyers Gedichte – der mir durch das Ersuchen u. Drängen einer Schweizer Revue abgenötigt war – und worin eine gewollte urbane kurze Äußerung halb gegen meinen Willen sich mit einer Kritik verband, die aber auf die Dinge welche klarzulegen es angekommen wäre, auch nur gerade *hinweisen* konnte: ich meine auf die Situation des Künstlers in jener Epoche. Für ein aperçu zu breit, für eine Darstellung zu knapp und unfundiert, sah mich der Aufsatz sehr zweideutig an, und trug mir doch, so wie Ihre, aller möglichen Bekannten und Unbekannten Zustimmung ein, aus der deutschen u. welschen Schweiz, Deutschland,



Ihre Sendung erinnert mich an so freundliche Begegnungen – der Gehalt der Rede<sup>285</sup> zeigt mir Sie gereift und zugleich unverändert, lebendig und besonnen.

Ich grüße Sie aufs freundlichste.

Hofmannsthal

## 2. Korrodi an [Hofmannsthal]<sup>286</sup>

REDAKTION

Zürich, den 25 März 1926.

DER

NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Verehrter Herr,

Gestatten Sie mir, Ihnen diese beiliegende Frage vorzulegen, und Sie um eine Antwort zu bitten, die telegraphisch oder ausführlich sein kann. Die Frage ist gewiss nicht so spielerisch, wie sie aussieht, wenn man z.B. bedenkt, wie sang- und klanglos der sechzigste Geburtstag eines Erzählers vom Range Emil Straußens verlief, als ob er ein Verschollener wäre, oder wenn man erlebt, dass selbst Dichter wie R.M. Rilke, so hochverehrt sie sein mögen, in ihrer letzten Entwicklung gar nicht begriffen worden sind.

Skandinavien, Holland, mir nur ein Zeichen, wie wir doch alle an jenem Erbe des XIX<sup>ten</sup> Jahrhunderts recht laborieren mit der Formel: *Nec sine te nec tecum vivere possum.*« (Die Wiedergabe in BW Auernheimer, S. 265, ist durch Auslassungen und Fehlesungen entstellt; hier korrigiert nach dem Original in der Wienbibliothek: H.I.N. 153 663; eine Kopie verdanke ich Frau Marianne Da Ros, Handschriftensammlung der Wienbibliothek.) Das lateinische Zitat stammt aus den »Liebesgedichten« (*Amores* III 11,39) des Ovid (43 v. Chr.–17 n. Chr.): »*Sic ego nec sine te nec tecum vivere possum*« (So kann ich nicht ohne dich, nicht mit dir leben); abgewandelt beim römischen Satiriker Martial (40–102/04 n. Chr.), *Epigramme* XII 46, 2: »*Nec tecum possum vivere nec sine te.*«

<sup>285</sup> Korrodi nähert sich C.F. Meyer mit rühmend-huldigender Geste, in bisweilen heute schwer erträglich überhöhtem Sprachduktus. Kritik wie die Hofmannsthals wird nicht laut, doch ist er sich bei Gedichten wie dem »Römischen Brunnen« oder dem »Gesang der Toten« im Lob mit Hofmannsthal einig, den er in eine Reihe mit Meyer rückt, wenn er formuliert, dass, mit Blick auf das »Vollbild der Renaissance«, »dessen literarische Derivate von C.F. Meyer bis zu Hofmannsthal und Rilke wohl gezeugnet, aber nicht getilgt werden können« (S. 11).

<sup>286</sup> Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München, Nachlass Michael Georg Conrad. Signatur: MGC B 1494. 1 Bl., 4°, mit gedrucktem Briefkopf und vorgedruckter Adresse (hier als Kapitälchen gesetzt), einseitig typiert; eigenhändig unterzeichnet: E. Korrodi – Die Rundfrage samt Korrodis Begleitbrief fehlen in Hofmannsthals Nachlass; auch in der Zentralbibliothek Zürich oder im Redaktionsarchiv der »Neuen Zürcher Zeitung« waren entsprechende Dokumente nicht zu finden. Eine eingehende Recherche in den schriftlichen

Hugo von Hofmannsthal und Eduard Korrodi 95

Wir möchten die Rundfrage in unserer Osterbeilage veröffentlichen, die einen streng literarischen Charakter haben wird. Darf ich hoffen, dass Sie um Ihrer freundlichen Einstellung zum schweizerischen Geistesleben willen und der verehrenden Gesinnung unseres Blattes zu Ihrem Schaffen eingedenk, mir die persönliche Freude einer Antwort machen werden?

Ich bitte Sie, mit der Antwort nicht zu säumen und begrüße Sie  
in grösster Wertschätzung

E. Korrodi

Nachlässen sämtlicher an der Rundfrage Beteiligter erbrachte als einzigen Beleg das hier vorgelegte, im Nachlass des Münchner Schriftstellers und Journalisten Michael Georg Conrad (1846–1927) verwahrte Anschreiben Korrodis. Zweifellos ist es – ebenso wie die fehlende »beiliegende Frage« – allen angeschriebenen Autoren in identischer Form zugegangen, so dass es an dieser Stelle als an Hofmannsthal gerichtete Nachricht eingeordnet werden darf. Für die Annahme eines jeweils gleichlautenden Wortlauts spricht die maschinenschriftliche Form samt der unpersönlichen Anrede »Verehrter Herr«. In gleiche Richtung deuten Rudolf Borchardts auf den Rundfrage-Brief bezogene Hinweise in einer Notiz zum Neudruck seines Beitrags in der Prosa-Sammlung »Handlungen und Abhandlungen« (Berlin 1928, S. 207–215): »Anfangs 1926 erbat der ungewöhnliche Geist, der den literarischen Teil der größten Schweizer Zeitung mit einem ruhelosen Feuer belebt, Antwort auf die Frage, ob es im deutschen Kulturreiche verkannte Dichter geben könne, wer als solcher allenfalls genannt werden dürfe, und was im besonderen Falle zu der öffentlichen Geltung des gerade 60 Jahre alt gewordenen Emil Strauss zu sagen sei« (Rudolf Borchardt, Prosa I [wie Anm. 16], S. 525). Im Aufsatz selbst heißt es: »Gewiß, ich könnte mit Ihnen darüber Klage führen, daß ein Volk und Publikum wie das deutsche noch über das sechzigste Jahr eines Klassikers wie Emil Strauß hinaus die Frage anstehen läßt, in welche Kategorie ein so nobler Name, ein so karätiges Werk, der unbestochene Richtersinn dieses Urteilsprechers über die Seele seines Landes gehöre. [...] Gewiß ist es bedauerenswert, wie Sie sagen, daß das Publikum die letzte Phase eines doch allgemein hochgeschätzten Autors wie Herrn Rilkes nicht ganz nach Gebühr würdigt« (K45, S. 51f.; Rudolf Borchardt, Prosa I [wie Anm. 16], S. 314f.). Ähnliche Rückverweise auf Strauß und Rilke finden sich in Thomas Manns Beitrag (K45, S. 27–32, hier S. 27, 29, 30; Thomas Mann, Gesammelte Werke X [wie Anm. 26], S. 881–885).

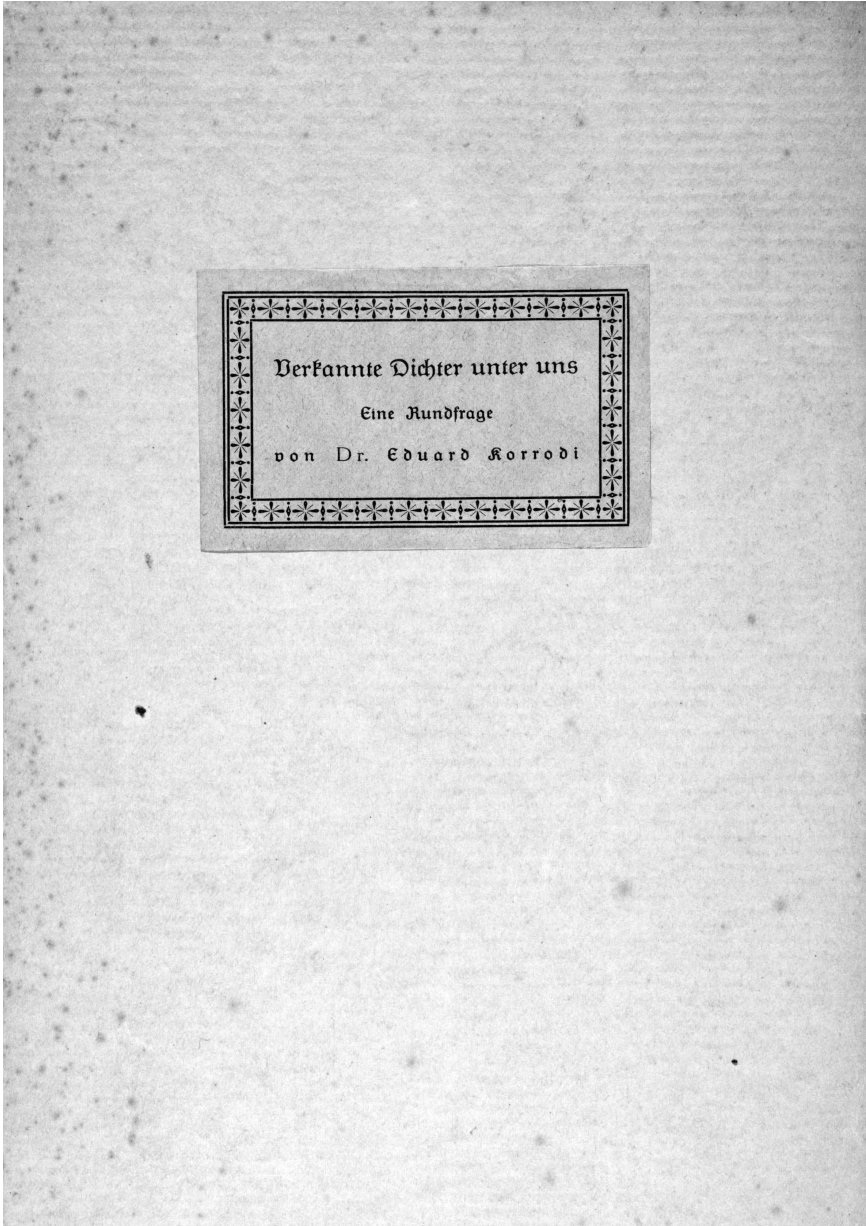


Abb. 5: Eduard Korrodi, Verkannte Dichter unter uns (FDH)

### 3. Hofmannsthal an Korrodi<sup>287</sup>

[Rodaun, April 1926]

Welch ein eigentümliches Thema werfen Sie da auf. Sie fragen mich, ob es nach meiner Meinung einen verkannten Dichter unter uns gebe – und Sie antworten mir selbst, indem Sie schreiben: Aber ist denn z.B. Emil Strauß nicht verkannt trotz seinem Bekanntsein?<sup>288</sup> Völlig ja, muß

<sup>287</sup> Das Original des Briefes ist nicht erhalten; wahrscheinlich hat es dem Druck, bei dem Ort, Datum und persönliche Anrede fehlen, als Vorlage gedient: Neue Zürcher Zeitung, Sonntag, 4. April 1926. Erste Sonntagsausgabe. Bl. 3, Nr. 535. Literarische Beilage. Korrodi weist im Schlusssatz seiner redaktionellen Einleitung, der in der »Vorbemerkung« des späteren Privatdrucks K45 fehlt (s.u. S. 120), darauf hin: »Wir lassen heute Hugo v. Hofmannsthal den Chor anführen und Thomas Mann ihn beschließen. Ein zweiter Teil der Rundfrage wird in der nächsten literarischen Beilage veröffentlicht und mit einer Antwort höchsten Ernstes von Rudolf Borchardt besiegelt werden.« Dieser zweite Teil, zu dem Borchardt das »Schlußwort« – mit dem später ergänzten Titel »Über das Recht des Dichters verkannt zu bleiben« – beisteuert, erscheint in der Literarischen Beilage vom 18. April 1926. Erste Sonntagsausgabe. Bl. 3, Nr. 613. Die übrigen Beiträger sind in der gebotenen Reihenfolge: Jakob Schaffner, Heinrich Federer, Fritz Strich, Carl Sternheim, Heinrich Mann, Hermann Bahr, Robert Faesi, Hermann Hesse, Thomas Mann, Adolf Koelsch, Rudolf Alexander Schröder, Wilhelm von Scholz, René Schickele, Johannes Schlaf, Josef Winckler, Stefan Zweig, Robert Walser, Michael Georg Conrad, Raoul Auernheimer und Wilhelm Schäfer. Sämtliche Texte werden anschließend neugesetzt und in Buchform zusammengefasst; s.u. Brief 4. – Im Nachhinein kritisiert Rudolf Alexander Schröder die Umfrage als »geradezu von bestialischer Torheit« und als »gewaltige Eselei«, während sich Rudolf Borchardt über »das himmlische durchsichtige Gebahren der befragten Edelliteraten« mokiert und gesteht: »Lange habe ich einen so herrlichen zoologischen Garten nicht erlebt, und Dein Freund in Rodaun [i.e. Hofmannsthal] war keineswegs die geringste Nummer der Sammlung« (Borchardt – Schröder, Briefwechsel [wie Anm. 35], S. 86 und 92f.; BW Borchardt. Kommentar, S. 544f.).

<sup>288</sup> Der in Pforzheim geborene Emil Strauß (1866–1960) war ab 1891 mit Erzählungen, Romanen und Dramen in die Öffentlichkeit getreten. In Hofmannsthals Bibliothek finden sich, neben »Lorenz Lammerdien. Erstes Kapitel eines unvollendeten Romans. Dezember 1899« (Berlin 1917), der seinerzeit vielgelesene Schülerroman »Freund Hein. Eine Lebensgeschichte« (Berlin 1902) sowie der Roman »Kreuzungen« (Berlin 1904) (SW XL, S. 658f: Nr. 2538–2540). Seine Erzählung »Der Engelwirt. Eine Schwabengeschichte« (Berlin: S. Fischer 1901) brachte es auf mehrere Auflagen, ehe sie in die Reihe »Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane« und später in den Georg Müller- und, nach dem Zweiten Weltkrieg, in den Hanser-Verlag übernommen wird. Dieser »schönen Novelle« hatte Hofmannsthal 1901 in der Zeitschrift »Die Insel« (2. Jg. 2. Quartal. Nr. 4. Januar 1901, S. 145) eine überaus positive Besprechung gewidmet, mit dem Schluss: »Hier ist ein Buch, das genug Kunstwerk ist, um sich eines sehr starken Gehaltes an Stimmung und souveräner Sicherheit als eines ungeordneten Schmuckes zu bedienen« (SW XXXII, S. 219; zur Entstehung der Anzeige s. ebd., S. 974–976; s. auch Olivia Varwig, »Der Kritiker mit den unabweislichen Grundforderungen«. Rezensionen und andere Prosa Hugo von Hofmannsthals 1891–1901. Kritische und kommentierte Edition. Diss. Wuppertal 2012, S. 221–224: urn:nbn:de:hbz:468-20121204-104830-6). 1925 war Strauß der »Dichterpriis des Verbandes der Kunstfreunde« zuerkannt und 1926 zum 60. Geburtstag die Ehrendoktorwürde der Universität Freiburg verliehen worden. Zehn Jahre später – nach seiner Hinwendung zum Nationalsozialismus – wird er zum 70. Geburtstag mit der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft,

ich Ihnen zustimmen. Und ist nicht, den Zürich vor kurzem zu Gast hatte,<sup>289</sup> nicht Rudolf Alexander Schröder,<sup>290</sup> füge ich nun hinzu, ich meine den Dichter jetzt, nicht den hochanerkannten Übersetzer,<sup>291</sup> ist nicht der Dichter der »Deutschen Oden« und des »Elysium«<sup>292</sup> ebensolch ein Verkannter? Aber ich gehe noch höher. Als ein beständig Verkannter, dessen Name doch nie völlig abstirbt, geht Immermann<sup>293</sup> von einer Ge-

dem ersten Erwin-von-Steinbach-Preis und der Ehrenbürgerschaft der Stadt Freiburg ausgezeichnet; 1941 und 1942 folgen der Johann-Peter-Hebel- und der Grillparzer-Preis; vgl. Dokumentation zu Leben und Werk von Emil Strauss (1866–1960). Ausstellung der Stadt Pforzheim 8. Mai bis 14. Juni 1987. 2. Aufl. Hg. von Bärbel Rudin. Pforzheim 1990. – Korrodi selbst hatte am 30. Januar 1926 in einem Feuilletonbeitrag der »Neuen Zürcher Zeitung« (Nr. 154) »Emil Strauss. Zu seinem 50. Geburtstag« gratuliert.

<sup>289</sup> Schröder hatte am 22. Februar 1926 auf Einladung des »Lesezirkels Hottingen« an der Universität Zürich über »Homer und der Dichter« gesprochen. Der Vortrag ist gedruckt in: Neue Schweizer Rundschau XIX. Jg., Nr. 5. Mai 1926, S. 441–458; Rudolf Alexander Schröder, Gesammelte Werke II (wie Anm. 139), S. 17–40.

<sup>290</sup> Hofmannsthal hatte Schröder im Februar 1900 in München kennengelernt und seither dessen literarisches Werk aufmerksam verfolgt (vgl. die Liste der in seiner Bibliothek erhalten gebliebenen Schröder-Bücher: SW XL, S. 609–613; Nr. 2371–2393). 1905 hatte er »Empedocles. Ein Gedicht« (München 1900, mit der gedruckten Widmung: »Herrn von Hofmannsthal freundlichst zugeeignet«; SW XL, Nr. 2377) und »Sonette zum Andenken an eine Verstorbene« (Leipzig 1904; SW XL, Nr. 2387) in dem eher allgemein gehaltenen kleinen Aufsatz »Eines Dichters Stimme« angezeigt (Die Neue Rundschau. XVI. Jg. der freien Bühne. Bd. 1, 6. Heft, Juni 1905, S. 765f.; SW XXXIII, S. 98f.). 1912 folgt die ausführliche Besprechung der »Odyssee«-Übersetzung (Leipzig 1912; SW XL, Nr. 1457f.): »Ein deutscher Homer von heute« (Neue Freie Presse, 7. April 1912; SW XXXIV, S. 42–52) und zu Schröders 50. Geburtstag am 26. Januar 1926 die Würdigung »R. A. Schröders«, die aus Anlass der in Anm. 289 genannten Rede in: Der Lesezirkel. 13. Jg. 7. Heft. Februar 1926, S. 61f., veröffentlicht wird (GW RA III, S. 74–75).

<sup>291</sup> Schröder übersetzt zeitlebens aus dem Griechischen (Homer), Lateinischen (Vergil, Horaz), Englischen (Pope, Shakespeare, T. S. Eliot), Französischen (Racine, Moliere), Flämischen und Holländischen ins Deutsche; vgl. Rudolph Adolf, Schröder-Bibliographie. Darmstadt 1953, S. 24–30 und 49–51.

<sup>292</sup> Schröders »Deutsche Oden« erschienen, nach dem Erstdruck in den »Süddeutschen Monatsheften« vom Oktober 1910, im gleichen Jahr als Sonderdruck in 50 nummerierten Exemplaren (SW XL, Nr. 2373). Sie werden 1913 als Nr. 66 in die Insel-Bücherei übernommen. Die Bände »Elysium. Ein Buch Gedichte« (Leipzig 1906), »Elysium. Gesammelte Gedichte« (Leipzig 1912) und »Elysium« (Leipzig 1918; Insel-Bücherei Nr. 239) finden sich in Hofmannsthals Bibliothek: SW XL, Nr. 2374–2376.

<sup>293</sup> Den Dichter, Dramatiker und Theaterleiter Karl Immermann (1796–1840) schätzt Hofmannsthal lebenslang. Notate und Lesedaten in seiner von Robert Boxberger herausgegeben 20-bändigen Immermann-Ausgabe (Berlin/Leipzig 1893) belegen die stete Auseinandersetzung mit Mensch und Werk (SW XL, S. 376–378; Nr. 1499). In zeitlicher Nähe zur Antwort auf Korrodiss Rundfrage hatte er am 26. Februar 1926 im Brief an Theodora von der Mühl geäußert: »Ja, wie das kommt dass Immermanns Name fast gar nicht geliebt ist! [...] lesen [Sie] von ihm, was Sie unter den alten Büchern finden. Es ist nicht alles gleich – die schöpferische Kraft hat ihn oft verlassen, aber alles ist von einem bedeutenden und reinen Menschen. [...] alles was er aufgeschrieben hat, [...] alles geht einen hohen reinen Gang, und ist gescheit wie weniges Deutsche« (Hirsch, S. 319). Drei Jahre später, als er bei Carl J. Burckhardt auf dem Schönenberg zu Gast ist (s.o. S. 70), berichtet er am 19. Februar 1929 Rudolf

neration in die andere hinüber. Und Goethe selber? Er ist freilich immer da, dem Schein nach für die Nation, in der Tat für Einzelne – aber nie (oder nur für die wenigsten) in vollem Schein, sondern immer wechselnder fällt auf einen Teil seines Werkes der Schatten der Verkennung. Ein verkannter Dichter war für Generationen der Dichter des Westöstlichen Diwan,<sup>294</sup> verkannt ist heute der Dichter der »Pandora«<sup>295</sup> wie der »Natürlichen Tochter«.<sup>296</sup> – Daß Hölderlin heute mit solcher Gewalt als ein neues Element hereinbrechen kann, beruht – geheimnisvoll genug – auf einer fast hundertjährigen Verkennung.<sup>297</sup> Als ich ein junger Mensch

Alexander Schröder von der Lektüre »eine[r] Reihe herrlicher Briefe Immermanns an Tieck, worin der edle, zu so Hohem begabte, nie vom Glück begleitete Mann sich auch über sich selber herrlich ausspricht« (Hofmannsthal – Schröder, Briefwechsel [wie Anm. 139]). 1922 hatte Hofmannsthal mit »Platen und Aristophanes« einen Auszug aus Immermanns »Düsseldorfer Anfänge. Maskengespräche« in das »Deutsche Lesebuch« übernommen (Bd. II, S. 93–96; in der zweiten Auflage von 1926: Bd. II, S. 143–149); und im August 1927 bringt die zweite Folge der »Neuen deutschen Beiträge« (Heft 3, S. 7–19) »Die Hirschjagd« aus Immermanns »Tristan und Isolde«.

<sup>294</sup> In GW RA III, S. 215, analog zu den vorangehenden und folgenden Werktiteln in Anführungsstriche gesetzt. Goethes Gedichtzyklus »West-Östlicher Divan« erschien zuerst 1819, dann 1827 in erweiterter Gestalt.

<sup>295</sup> Goethes »Pandora« wird unter der Überschrift »Pandora's Wiederkunft« 1808 in der Zeitschrift »Prometheus« (Heft 1 und 2) als Teildruck (Vers 1–402) veröffentlicht. Die angekündigte Fortsetzung bleibt aus; stattdessen kommt der »Erste Aufzug« des Fragment gebliebenen Stücks (Vers 1 bis 1086) als »Pandora von Goethe« im in Wien und Triest gedruckten »Taschenbuch für das Jahr 1810« heraus. Erst in »Goethe's Werken« (11. Bd., Tübingen 1817) trägt der Text die endgültige Überschrift »Pandora. Ein Festspiel. Erster Aufzug«.

<sup>296</sup> »Die Natürliche Tochter. Trauerspiel von Goethe«. Erstdruck im bei Cotta in Tübingen erschienenen »Taschenbuch auf das Jahr 1804«.

<sup>297</sup> Zur Wiederentdeckung Hölderlins hatte maßgeblich Hofmannsthals junger Freund, der Philologe Norbert von Hellingrath (1888–1916), mit seiner ersten Historisch-Kritischen Hölderlinausgabe beigetragen. Hofmannsthal hatte die bis dahin ausgelieferten Bände Ende 1922 in einem »Bücherbrief« für »Das Tage-Buch« (3. Jg. 1922, Heft 48, S. 1667) rühmend angezeigt (GW RA II, S. 508–510). Als er im folgenden Jahr in seinem vierten »Vienna Letter« (The Dial LXXV. September 1923, Nr. 9, S. 271–277; das deutsche Original »Wiener Brief [IV]« in: GW RA II, S. 482–491, bes. S. 488–491) versucht, das amerikanische Publikum mit Gestalt und Dichtung Hölderlins bekannt zu machen, umreißt er »den inneren Aspekt des geistigen Deutschland nach der Katastrophe des Krieges und des den Krieg fortsetzenden Friedens«, wobei es »vor allem« auf »den geistigen Zustand und die Haltung der Jugend« ankomme. Sie habe sich in Hölderlin »einen Führer oder Vorläufer des Führers heraufbeschworen, [...] in der Gestalt eines Toten, eines durch fast hundert Jahre von der Nation fast vergessenen geistig hohen Individuums, dessen geistige Präsenz und Gewalt über die sich um ihn scharende jetzige Generation eine so große und besondere ist, daß man auch hier fast eher von einem religiösen Phänomen sprechen möchte als von einem bloß literarischen.« Bereits am 17. September 1920 hatte er in diesem Sinn »auf die ungeheure Geltung« hingewiesen, welche »der früher fast vergessene Hölderlin für die gegenwärtige Generation gewonnen« habe (Hirsch, S. 194). Vgl. Bohnenkamp, Norbert von Hellingrath und Hugo von Hofmannsthal (wie Anm. 209), bes. S. 344f. und 349–352.

war, war Büchner ein vergessener Mensch!<sup>298</sup> Der Autor eines vergessenen »Buchdramas« »Danton«,<sup>299</sup> und das einzige, wodurch sein Namen fortlebte, jenes Gedicht Herweghs auf seinen frühen Tod.<sup>300</sup>

So scheint freilich, wenn man scharf zusieht, jenes Begriffspaar Ver-  
kennung und Anerkennung seine Konturen zu verlieren und sich auf-  
zulösen wie Rauch. – Doch glaube ich den Sinn Ihrer Frage, und was  
Sie antrieb, sie einigen Künstlern zu stellen, ganz wohl zu verstehen. Sie  
gewahren in der geistigen Nation, im höheren Publikum eine allseitige  
Lockerung. Vom Publikum in der Einzahl kann überhaupt nicht mehr  
die Rede sein. Jeder Produzierende hat das seine, Anhänger, sein biß-  
chen Notorität,<sup>301</sup> seine mehr oder minder angemäße, ja wahnhaft  
»Welt«. Das alles vollzieht sich auf tausend Ebenen. Der Begriff der An-  
erkennung, die eine allseitige sein müßte, wenigstens für den Moment,  
ist nahezu aufgehoben. Und Sie fragen sich, ob denn der Gegenbegriff,

<sup>298</sup> Ein erster Hinweis Hofmannsthal auf »die Werke des verschollenen Georg Büchner« (1813–1837) findet sich im Brief an Fürstin Marie von Thurn und Taxis vom 8. September 1910 (BW Thurn und Taxis, S. 157). In seiner zweibändigen Ausgabe (Georg Büchner, Gesammelte Werke. Hg. von Paul Landau. Berlin 1909: SW XL, Nr. 465) liest er am 14. Dezember 1910 die Dramen »Dantons Tod [und] Leonce u Lena« (SW XXXVIII, S. 589). Zu Büchners 100. Geburtstag setzt er sich, wie zahlreiche Annotationen im zweiten Band seiner Handausgabe dokumentieren, mit dem fragmentarischen Text des »Wozzeck« auseinander (SW XVII, S. 1249–1262; SW XL, Nr. 465, S. 106–110), erarbeitet eine Vorlage für die Uraufführung am 8. November 1913 am Münchner Residenztheater und fügt eine Schlusszene »Wozzek. (letztes Bild.)« hinzu, die allerdings ungespielt bleibt (SW XVII, S. 387, 1251). Als er am 3. Januar 1914 einer Vorstellung beiwohnt, ist er, wie Alfred Roller erfährt, von diesem »unvergesslich[en] Theatererlebnis« begeistert (SW VII, S. 1269), und zehn Jahre später charakterisiert er das »Bruchstück« als »von Leben strotzend« (s. die nächste Anm.). Vgl. Klaus E. Bohnenkamp, Ad fontes! Hugo von Hofmannsthal im Herbst und Winter 1913/1914. Daten, Fakten, Korrekturen. In: HJb 16, 2008, S. 7–65, hier S. 63f.

<sup>299</sup> In GW RA III, S. 215, Komma nach: »Buchdrama«. – »Dantons Tod«, zwischen Mitte Januar und Mitte Februar 1835 entstanden, wurde, wenngleich in zensierter Gestalt, als einziges der Dramen zu Büchners Lebzeiten gedruckt (Frankfurt a.M. 1835). Die Uraufführung des für unspielbar gehaltenen Textes findet fast ein Dreivierteljahrhundert später am 5. Januar 1902 in Berlin statt. In seinem nachgelassenen Essay »Repertoire« (1924/25; Erstdruck in: Hugo von Hofmannsthal, Festspiele in Salzburg. Wien 1938, S. 25–27) zitiert Hofmannsthal das Wort vom »Buchdrama« und schreibt: »Einiges haben die letzten Zeiten dem lebendigen Theater zugewonnen: Büchners »Danton« und das von Leben strotzende Bruchstück »Wozzeck« galten lange für »Buchdramen« und waren nur den Literaturbeflissenen bekannt; heute sind sie dem Repertoire einverleibt« (GW RA III, S. 173–175, hier S. 173).

<sup>300</sup> Georg Herwegh, Zum Andenken an Georg Büchner, den Verfasser von »Dantons Tod«. Zürich, im Februar 1841, mit dem vorangestellten Motto: »Die Guten sterben jung, / Und deren Herzen trocken, wie der Staub / Des Sommers, brennen bis zum letzten Stumpf« (Herweghs Werke. Hg. von Hermann Tardel. Erster Teil: Gedichte eines Lebenden. Berlin u.a. o.J., S. 92–96). Herwegh hatte das Gedicht in Zürich am 19. Februar 1841, dem vierten Todestag des Dichters, öffentlich vorgetragen (vgl. ebd., Dritter Teil, S. 179).

<sup>301</sup> In GW RA III, S. 216: »Notorität«; s. aber Brief 5: S. 105, Z. 11.

jener tragisch wuchtige der Verkenning (wie er finster auf Hebbels Jugend lastete) noch als geltend anzusehen? Die Frage führt in ein ernstes Gebiet. In einer schwankenden, flatternden, alles berührenden, alles tastenden Welt einsam zu bleiben, Schicksal auf sich zu ziehen in der finsternen grandiosen Form der völligen Verkenning, dazu gehört eines, das seltenste: eine innere Großheit (und dies dunkle Urelement ist mit Künstlergröße nicht identisch, aber viel zu weit führt das hier, diese beiden Begriffe gegeneinander abzugrenzen). Auch solche Menschen gibt es in dieser Zeit. Indem ich drei Namen hinschreibe: Rudolf Pannwitz,<sup>302</sup> Otto zur Linden,<sup>303</sup> Ernst Fuhrmann<sup>304</sup> meine ich nicht, für diese Männer »einzutreten«. Dieser Begriff und das grandiose Verkanntsein dieser

<sup>302</sup> Rudolf Pannwitz (1881–1969) gehört zu den prägenden Gestalten in Hofmannsthal's Leben und Denken, seit dessen Werk »Die Krisis der europäischen Kultur« (Nürnberg 1917) ihn »wie ein unaufhaltsamer Sturmwind ergriffen« hatte (BW Pannwitz, S. 21: 8. August 1917). Er war überzeugt, dieser Mann habe für sein Leben die »größte Epoche« gemacht und sei »im eigentlich poetischen, im philosophischen u. historischen gleich groß« (BW Redlich, S. 36: 28. September 1917). Unter dieser Prämisse setzt er sich über die Jahre hin für Pannwitz ein, ohne die öffentliche Bekanntheit dieses »geistig gewaltige[n] Menschen« (BW Auernheimer, S. 252: 7. November 1919) entscheidend fördern zu können (vgl. Erwin Jaeckle, Rudolf Pannwitz. Eine Einführung. In: BW Pannwitz, S. 647–699).

<sup>303</sup> In GW RA III, S. 216, die korrekte Namensform: »zur Linde«. – Auf das Werk des Dichters und Kulturphilosophen Otto zur Linde (1873–1938) war Hofmannsthal durch Rudolf Pannwitz aufmerksam geworden, der seinerseits bekennt, er habe zur Linde »von allen lebenden für meine entwicklung das meiste ja ungeheuerste« zu danken (BW Pannwitz, S. 434; vgl. Erwin Jaeckle [wie Anm. 302], S. 666–671). Hofmannsthal gegenüber hatte er ihn als einen »beharrlich verkannten groszen« charakterisiert, als »etwas ungeheures von weltweisen und erschütterndes von mensch und ein sehr groszer denker und dichter« (BW Pannwitz, S. 406, 434). Gelegentlich taucht zur Linde im Kontext der »Neuen deutschen Beiträge« auf; vgl. Donata Mische, Hugo von Hofmannsthal's Tätigkeit als Herausgeber zwischen 1920 und 1929. Kritische und kommentierte Edition. Diss. Wuppertal 2010 (urn:nbn:de:hbz:468–20110511–113341–5), S. 338: N 32; s. auch SW XXXVIII, S. 959.

<sup>304</sup> In GW RA III, S. 216: Komma nach: »Fuhrmann«. – Hofmannsthal's Bekanntschaft mit dem Dichter, Schriftsteller und Philosophen Ernst Fuhrmann (1886–1956) geht ebenfalls auf Pannwitz zurück. Er hatte Fuhrmann am 13. Oktober 1917 gebeten, Hofmannsthal die fünf Bände seiner Schriften zuzuschicken, »eine verwirrende Zusammenstellung« ausgewählter »Dramen, Gedichte und Aufsätze, Erzählungen und hymnische Prosa, Dialoge, Betrachtungen, Psalmen und Aphorismen« (BW Pannwitz, S. 762), die, mit zahlreichen Anstreichungen und Annotationen versehen, neben anderen Werken Fuhrmanns (SW XL, Nr. 904, 906, 907) in Hofmannsthal's Bibliothek erhalten sind (SW XL, Nr. 905). Für eine mögliche Aufnahme in die »Neuen deutschen Beiträge« hat Hofmannsthal Fuhrmann's etymologisches Fragment über den »Hahn« (Fuhrmann, Schriften, Bd. 1, S. 3–5) exzerpiert (E IV B 104.10a; s. Donata Mische [wie Anm. 303], S. 345: N 42, mit der Erläuterung ebd., S. 556). Vgl. Gert Mattenklott, »Schriftsteller, Handleser, Sternleser«. Das Echo auf Ernst Fuhrmann, mitgeteilt aus Briefen und Aufzeichnungen von Hofmannsthal, Rilke, Pannwitz, Nolde, Schmidt-Rottluff und Vogeler. In: HB 30. Herbst 1984, S. 69–92; zum Verhältnis Hofmannsthal/Fuhrmann und zu Fuhrmann's Einflüssen auf Hofmannsthal und dessen Werk s. ebd., S. 80–87.



Männer gehören zwei Regionen an, die nicht miteinander kommunizieren.

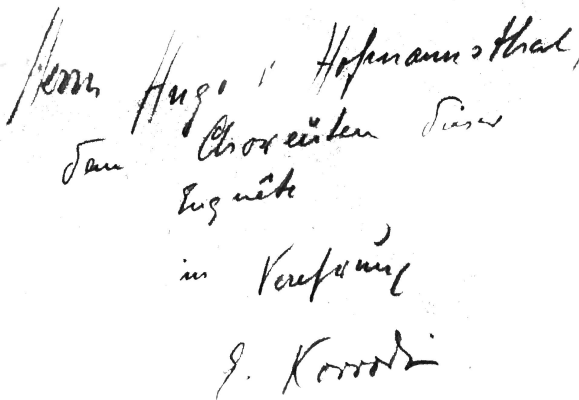
Ich bin, lieber Doktor,<sup>305</sup> mit den freundlichsten Grüßen immer Ihr  
Hofmannsthal

4. Korrodi an Hofmannsthal<sup>306</sup>

[Zürich, Ende April/Anfang Mai 1926]

*Verkannte Dichter unter uns?*  
[Zürich 1926]

Herrn Hugo v. Hofmannsthal,  
dem Choreuten dieser | Enquête  
in Verehrung  
E. Korrodi



Herrn Hugo v. Hofmannsthal,  
dem Choreuten dieser  
Enquête  
in Verehrung  
E. Korrodi

Abb. 6: Eduard Korrodi, *Verkannte Dichter unter uns* (FDH)  
Widmung für Hugo von Hofmannsthal

<sup>305</sup> In K47, S. 9: »lieber Doktor Korrodi«.

<sup>306</sup> FDH 642. Original-Broschur [Zürich 1926]; 56 S.: SW XL, S. 410, Nr. 1628; im Bereich des Titelblatts und andernorts nicht aufgeschnitten. Mit der auf dem ersten fliegenden Bl. mit Bleistift eingetragenen Widmung greift Korrodi auf seine o. (Anm. 287) zitierte redaktionelle Vorbemerkung zum ersten Teil des Zeitungsdrucks zurück: »Wir lassen

lieber D<sup>r</sup> Korrodi

verzeihen Sie, dass ich Ihnen für die Sendung (das Rilke-gedenkheft)<sup>309</sup>  
u. Ihren Brief nicht schneller gedankt habe. Aber ich war zu Ende Jänner

heute Hugo v. Hofmannsthal den Chor anführen«. In dem Bändchen (K47) sind die Antworten aller an Korrodis Rundfrage beteiligter Autoren nach den Drucken in der »Neuen Zürcher Zeitung« neugesetzt und in einem von Korrodi herausgegebenen Privatdruck zusammengefasst.

<sup>307</sup> Schweizerische Nationalbibliothek Bern, Schweizerisches Literaturarchiv: SLA-Wb-B-4-7. 2 Blatt, 8°, je beidseitig beschrieben (Nachlass Werner Weber). Ein Teildruck des Briefes mit Lesefehlern und Auslassungen in normalisierter Orthografie und Zeichensetzung in: Hirsch, S. 342f., ein kurzes Zitat ebd., S. 438 (in beiden Fällen vermutlich nach dem Durchschlag einer Maschinenabschrift aus dem Nachlass von Max Rychner [DLA]). Am rechten Briefkopf des Originals hat Werner Weber, Korrodis Nachfolger als Feuilletonchef der »Neuen Zürcher Zeitung«, notiert: »Dieser Brief Hugo v Hofmannsthal ist uns von Dr. Eduard Korrodi geschenkt worden – zum Trost dafür, dass er uns einen Insel-Band ›Goethes Gespräche‹ kaputt gesendet hatte (Seiten mir nichts dir nichts herausgerissen). Werner Weber«. Der von Weber genannte Band ist nicht eindeutig zu bestimmen, da der Insel-Verlag mehrere Ausgaben von Goethes Gesprächen herausgebracht hat (vgl. Heinz Sarkowski, Der Insel-Verlag. Eine Bibliographie 1899–1969. Frankfurt a.M. 1970, Nr. 362–364). Korrodi selbst besorgte 1944 für den Zürcher Manesse-Verlag den Band »Goethe im Gespräch. Auswahl und Nachwort von Eduard Korrodi«. Im Gegensatz zu seiner äußeren Erscheinung, so notiert Helen Münch-Küng, ging Korrodi »mit Büchern eher lieblos um. Es ist bekannt, daß er Seiten aus teuren Editionen herausriß, wenn sie ihm als Arbeitsmittel so besser dienten« (Korrodi, Feuilletons, S. 22).

<sup>308</sup> Hofmannsthal hatte mit seiner Frau Gerty am 7. Februar 1927 eine zweite, lang ersehnte Sizilien-Reise angetreten, um seine stark angegriffene Gesundheit zu stärken. Bereits am 16. Februar kann er, der sich in Rodaun noch »in einem miserablen Zustand« befunden hatte, Theodora von der Mühl melden: »[...] jetzt wird mir schon besser«, angesichts »diese[s] griechische[n] Licht[s], in dem hunderte blühender Mandelbäume schweben« (Hirsch, S. 329). Die Route, über die Gerty von Hofmannsthal Reisediarium vom 11. Februar bis 5. März 1927 und Hofmannsthal's Notiz: »7 II – 7 III 27. / Triest-Palermo-Girgenti-Taormina-Rom-Mailand« Auskunft geben (SW XXXVIII, S. 1011f.), hatte zu Schiff von Triest nach Palermo (Ankunft 11. Februar), weiter nach Girgenti (Agrigent) (Ankunft 15. Februar) und am 20. Februar nach Taormina geführt, von wo das Paar am Abend des 26. Februar nach Rom aufbrechen wird; vgl. Claudia Bamberg, Sizilien. In: Hofmannsthal. Orte (wie Anm. 84), S. 396–414, bes. S. 408–414.

<sup>309</sup> In Memoriam Rainer Maria Rilke. Privatdruck der Neuen Zürcher Zeitung. Frau Wunderly-Volkart, Herrn und Frau Prof. Kippenberg, Fräulein Regina Ullmann, Herrn Werner Reinhart zugeeignet von Ed. Korrodi [Zürich 1927], 8°, 48 S. Mit Texten von Rainer Maria Rilke, Eduard Korrodi (»An Rainer Maria Rilkes Grab«), Robert Faesi, Paul Valéry, Max Pulver, Camill Hoffmann, Regina Ullmann, Nanny von Escher, Hans Trog, Paul Morisse, Franz Theodor Csokor. Das broschiierte Bändchen ist ein Umbruch in Buchform aus der »Neuen Zürcher Zeitung« vom Sonntag, dem 16. Januar 1927, Bl. 3. Erste Sonntagsausgabe, Nr. 74. Literarische Beilage: Zur Erinnerung an Rainer Maria Rilke. Es fehlt in Hofmannsthal's nachgelassener Bibliothek (SW XL).

gar nicht wohl und entschloss mich, zu Schiff über Triest nach dieser schönen Insel zu fahren, u. mich wieder etwas zurechtzubringen.

Das, was Sie aussprechen, habe ich mir in den letzten Jahren öfter gedacht. Dass Sie an Ihrer Stelle der Einzige sind der die litterarischen Dinge heute noch mit dem Ernst und der Freude behandelt mit der sie in der deutschen publicistischen Welt vor vier oder fünf Jahrzehnten behandelt worden sind, aber heute nicht mehr behandelt werden. Aber ich glaube, oder vielmehr ich weiß, dass Sie auch der einzige Redacteur einer Tageszeitung sind, der für sein Publicum und über den unmittelbaren Kreis noch weit hinaus eine wirkliche Autorität erworben hat, was ja weit mehr ist als Notorietät des persönlichen Namens – und was kaum mehr vorkommt. Sie haben ein Publicum, das sich richtig von Ihnen führen lässt – das ist unendlich viel in einer so zersetzten Welt wie die heutige ist.

Vor ein paar Tagen in Girgenti zog ich unter einem Haufen englischer Zeitungen eine Nummer der N.Z.Z. hervor und fand darin Ihre Besprechung des Lesebuches – den zweiten der beiden Aufsätze.<sup>310</sup> Ich freute mich wirklich ungemein – nicht nur über das Freundliche, Wohlgesinnte – sondern über den Ton in dem dies geschrieben ist – über diese wirkliche, etwas sagende und zugleich gesellige Sprache in der Sie solche Dinge behandeln und die ja auch fast ein unicum ist in der heutigen publicistischen Welt – in der mir fast niemand mehr Herr seiner Sprache zu sein scheint – oder nicht mehr, in nicht präziser Weise Herr dessen, was es er auszudrücken vorhat, wodurch dieses Übermaß an Ausdrucksmaterial für ein Zu-wenig an Zu-sagendem resultiert, was die Erscheinung des meisten, was gedruckt wird, so qualvoll macht: als sähe man kleine übermäßig getakelte Schiffe steuerlos unterm Wind hintaumeln.

Sie haben recht, ich habe viel Liebe und Freude in die Zusammenstellung des Lesebuches gewandt (u. ich wollte ich könnte immer wieder

<sup>310</sup> Korrodi hatte die beiden Bände des »Deutschen Lesebuchs« in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 6. und 8. Februar 1927 ausführlich besprochen (K12 und K 13; s.o. S. 52f.). In einem undatierten Schreiben an Willy Bretscher (1897–1992), den langjährigen »Chef-redaktor« der »Neuen Zürcher Zeitung«, erinnert er, sich in der Ortsangabe täuschend, an Hofmannsthals Reaktion, »der mir von Agrigento einen rührenden Brief über meine Rezension seines »Deutschen Lesebuches« schrieb, das in der Schweiz zuerst treue Liebhaber fand«. Das Schreiben an Bretscher hat Korrodi seiner Essaysammlung »Erlebte Literatur« (wie Anm. 41, S. [7]) als Einleitung vorangestellt.

Liebe u. Bemühung an dergleichen wenden) und ich bin Ihnen sehr dankbar. dass Sie es fühlen u. es andere fühlen machen.

Ich schrieb Ihnen neulich recht trocken,<sup>311</sup> ich hätte keine Freude an Rilkes Arbeiten – sicher, dass Sie eine solche Äußerung nicht missverstehen. Es steht aber nicht so einfach damit, seine ersten Sachen freilich, und noch das »Stundenbuch« waren mir wirklich beinahe verhasst<sup>312</sup> (ich höre, er habe sich in den letzten Jahren selber davon abgewandt, auch von dem wirklich abstoßend morbiden Prosaband L.M. Brigge<sup>313</sup>) – aber im Ganzen, und auch zu den schönsten Sachen der mittleren Zeit<sup>314</sup>

<sup>311</sup> Der Brief ist nicht überliefert.

<sup>312</sup> Rainer Maria Rilke, *Das Stunden-Buch*, enthaltend die drei Bücher: Vom monchischen Leben. Von der Pilgerschaft. Von der Armuth und vom Tode. Leipzig: Insel-Verlag 1905. Von den fünfhundert nummerierten Exemplaren hatte Rilke die Nummer 106 Hofmannsthal mit der handschriftlichen Widmung auf dem Vortitel zugeschickt: »Hofmannsthal. / Weihnachten 1905. / sein Rainer Maria Rilke.« (vgl. SW XL, S. 571, Nr. 2204; BW Rilke, S. 45). Unmittelbar nach Erhalt hatte Hofmannsthal am 6. Januar 1906 dem Sammler und Diplomaten Edgar Spiegel von Thurnsee (1878–1931) geraten: »Willst Du etwas wundervolles lesen, das mir die größte Freude gemacht hat und macht, sooft ich es in die Hand nehme? Es ist das neue Gedichtenbuch von Rainer Maria Rilke ›das Stunden buch‹ erschienen im Insel-verlag« (DLA; zit. in SW XXXIX, S. 864).

<sup>313</sup> Rainer Maria Rilke, *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. Leipzig 1910. Rilke hatte die beiden kleinen Bände am 8. Juli nach Rodaun gesandt, mit der handschriftlichen Widmung auf dem Vortitel des ersten Bandes: »Hugo v. Hofmannsthal, auf das Herzlichste Rilke / (Paris, Sommer 1910).« (SW XL, S. 570, Nr. 2197; BW Rilke, S. 66; abgebildet in: Ilse Unruh, *Hugo von Hofmannsthal – Manuskripte, Drucke und Briefe aus dem Londoner Nachlaß*. In: *Aus dem Antiquariat: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Nr. 69, 31. August 1993, S. A 307).

<sup>314</sup> Vgl. Hofmannsthals Antwort vom 2. April 1907 auf Rilkes Zusendung der Gedichte »Die Rosenschale« und »Alkestis« für den von Hofmannsthal besorgten Lyrikteil der Zeitschrift »Morgen«: »In der ›Rosenschale‹ scheinen Sie mir in gewissem Sinn in Ihrer Art weitergekommen zu sein, als je zuvor, und wirklich das Unmögliche möglich gemacht zu haben. [...] Ich versuche mir klar zu machen, worin die schwer zu definierende, wenn auch leicht zu spürende ganz bestimmte Qualität Ihrer poetischen Sprache liegt und bin vielleicht gelegentlich im Stande das Gefundene in anspruchsloser Form ohne großes Gerede über Weltanschauung und Gott und Teufel einmal aufzuschreiben« (BW Rilke, S. 50f.). Als er zu »Weihnachten 1907« die Anfang Dezember ausgelieferten »Neuen Gedichte« mit der Widmung erhalten hatte: »H. v. Hofmannsthal / und Frau von Hofmannsthal / in Erinnerung an Rodaun / auf das Herzlichste: Rilke« (SW XL, S. 571, Nr. 2201), hatte er am 18. Januar 1908 mit den Worten gedankt: »Ich kann Ihr Buch – und was es mir ist – auch heute noch längst nicht ausmessen – es ist noch längst nicht Besitz – sondern immer neue Überraschung. / Dies Buch und zugleich damit der Eindruck Ihrer Person, dies erscheint mir als der größte Gewinn des letzten Jahres« (BW Rilke, S. 60). Wenig später, am 29. Januar 1908, fragt er Hans Carossa: »Ist Ihnen der neue Band Rilke in die Hände gekommen? Ich finde diese Sachen so schön, so schön, die schönste Entwicklung eines Dichters die mir je vorgekommen ist. Er war in seinen Anfängen sehr abhängig von mir (ähnlich wie Sie von Dehmel, doch viel stärker) [...] wie weit kann man über solche Anfänge hinauswachsen! Das ist schön« (Hugo von Hofmannsthal – Hans Carossa, *Briefwechsel 1907–1929*. In: *Die Neue Rundschau*. 71. Jg. 1960. Heft III, S. 384; vgl. auch Hofmannsthals zwei Jahrzehnte spätere Äußerungen vom 30. Oktober 1927 an Katharina Kippenberg zu einer von ihr besorgten Auswahl von Rilke-Gedichten

ist mein Verhältnis ein sehr schwieriges und ich möchte versuchen, es mir durch Nachdenken klar zu machen.<sup>315</sup> Denn diese descriptiv-transcendenten Gedichte der mittleren Zeit sind wirklich etwas, etwas in der deutschen Sprache sehr besonderes u. isoliertes (vielleicht als deutsche

[Inselbücherei Nr. 400. Leipzig 1927]. In: BW Rilke, S. 144f.; BW Insel, Sp. 1007f.). Rilkes zurückliegende Lesungen in der Wiener Buchhandlung von Hugo Heller am 8. und 13. sowie seine Besuche in Rodaun am 7. und 11. November 1907 hatten bei Hofmannsthal einen starken Eindruck hinterlassen, und er sagte »im Anschluß daran später einmal« zu Rudolf Kassner: »Er ist mehr als ich, aber Sie werden zugeben, daß er von mir kommt.« Kassner, der ihm »weder das eine noch das andere zugeben« mochte, ist Gewährsmann dafür, dass sich Hofmannsthals »Ansicht über Rilke als Dichter« in kommenden Jahren – unter dem von Kassner wohl zu Recht vermuteten zeitweiligen Einfluss Rudolf Borchardts – so sehr »geändert« habe, dass er in Rilke nur »die Materie zu einem Dichter« habe sehen können, »das Letzte fehle ihm, er, Rilke, sei kein Dichter« (Rudolf Kassner, Zum Briefwechsel zwischen Rainer Maria Rilke und der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe. In: Rudolf Kassner, Sämtliche Werke. Hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Bd. X. Pfullingen 1991, S. 327). Schon am 9. Februar 1909 hatte er in Weimar Harry Graf Kesslers Eintreten für Rilkes »Neue Gedichte«, die »so konkret« seien und »so viel Fleisch« hätten, einschränkend zurückgewiesen: »Ja, fast zu viel Fleisch! Es sei so, wie wenn alle Blumen zu stark dufteten, alle Speisen zu stark schmeckten.« Als Kessler Rilke jedoch »verteidigte« und »einige seiner Gedichte vor[las]«, »fand« »auch H[ofmannsthal] sie wunderschön« (Harry Graf Kessler, Das Tagebuch. Vierter Bd. 1906–1914. Hg. von Jörg Schuster. Stuttgart 2005, S. 557). Einen zuvor »innerlich konstruierten Aufsatz« über Rilke (vgl. SW XXXVIII, S. 544, Nr. 1112; s. auch Anm. 316) hatten die »Neuen Gedichte« jedenfalls umgestoßen (BW Rilke, S. 60).

<sup>315</sup> Im Vormonat hatte Hofmannsthal auf die unerwartete Nachricht von Rilkes Tod im Sanatorium von Val-Mont Theodora von der Mühl am 4. Januar seine »Trauer um den armen so traurig in Montreux gestorbenen grossen und eigenthümlichen Künstler« bekundet (Hirsch, S. 327). Unter diesem Eindruck hatte er in einem Brief an Fürstin Marie von Thurn und Taxis versucht, sich über sein problematisches Verhältnis zu Rilke und dessen Werk klar zu werden. Das Schreiben ist nicht überliefert; den Inhalt aber skizziert die Fürstin in ihren »Erinnerungen an Rilke«: »En 1927, je me trouvais à Rome après le décès de notre ami. Je reçus une lettre de Hugo de Hofman[n]sthal, un autre ami très cher, qui m'annonçait de Sorrente (si je ne me trompe) sa venue à Rome, car il voulait me voir et parler avec moi de Rainer Maria Rilke. Il vint donc et me dit qu'il désirait tant savoir de moi, qui les connaissait tous deux si bien, pourquoi, malgré son admiration sincère pour celui que nous avons perdu, pourquoi ils ne purent jamais se lier autant que ç'aurait été naturel – pourquoi quelque chose se mettait toujours entre eux et les empêchait de se comprendre jusqu'au bout. Nous en avons parlé longtemps alors, car je connaissais cet obstacle surgi entre les deux poètes et je l'avais toujours beaucoup regretté. Revenu à Vienne, j'écrivis à Hofman[n]sthal: 'Vous ne pouviez pas vous comprendre sans restriction aucune, car vous êtes le poète de la vie – de la vie belle, terrible, joyeuse, tragique ... mais toujours de la vie – et lui était le poète de la mort! ...' / Je ne crois pas que je me sois trompée, et plus je relis ses œuvres douloureuses, plus s'affermir cette impression qui frappa tant alors Hofman[n]sthal« (Princesse de la Tour et Taxis, Souvenirs sur Rainer Maria Rilke, publiés par Maurice Betz. Paris 1936, S. 90f.; Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Deutsche Ausgabe, bes. von Georg H. Blokesch. Schriften der Corona I. München/Berlin/Zürich 1933, S. 42; vgl. insgesamt BW Thurn und Taxis, S. 239f.). Carl Jacob Burckhardt hatte schon Anfang Oktober 1920 hellsichtig erkannt: »Für Sie ist sicher dieser Prager Deutsche schwieriger als für mich«, und in beeindruckender Tiefe und Ausführlichkeit dessen Gestalt und Werk kritisch analysiert und interpretiert, ohne dass Hofmannsthal schriftlich darauf eingegangen wäre (BW Burckhardt, S. 49f.).

Gedichte, nicht ganz legitimes).<sup>316</sup> Die Elegien dann sind, glaube ich, einfach nicht gut – es fehlt ihnen an jener seltensten rhythmischen Inspiration, welche allein diese höchste Dichtungsart legitimieren könnte.<sup>317</sup> – Es ist mir sonderbar, wie viel bei solchen Anlässen geschrieben wird und wie wenig darunter stichhältige Kritik ist – alles bleibt bei den Deutschen im Guten u Bösen am Stoff haften. Ich grüße Sie vielmals.

Ihr Hofmannsthal

<sup>316</sup> In Hirsch, S. 343, der Druckfehler: »Gesichte« statt: »Gedichte«. In der – wohl einzigen – Aufzeichnung zum geplanten Rilke-Essay, die Rudolf Hirsch (Hirsch, S. 339) in einem Notat des Jahres 1907 gefunden zu haben meint, heißt es: »Zum Schluss könnte man noch eines sagen: Gedichte dieser Art (sie existieren nur in der deutschen Litteratur [...]) fixieren eine Haltung im Dasein. Diese fordert zunächst die Kritik heraus und wird misswillig mit einer idealen jugendlichen Haltung verglichen und wohl gar als krank bezeichnet. Vielleicht aber handelt es sich hier um Seelen denen es auf ein eins und alles ankommt, [...] um Seelen die in sich den Bogen des Schicksals stärker spannen als andere – und am Ende erstarren sie nur wovor andere auch erstarren – und nur wenn sie verzweifeln wären sie zu verwerfen. Verzweiflung ist aber hier wie dort nicht zu merken.« (SW XXXVIII, S. 545, Nr. 1113; SW XXXIX, S. 864)

<sup>317</sup> Ein Exemplar der normalen Ausgabe der »Duineser Elegien«, die, nach den inzwischen vergriffenen 300 Exemplaren der Vorzugsausgabe, Ende Oktober 1923 im Insel-Verlag erschienen war, hatte Rilke am 11. Februar 1924 Hofmannsthal zugeleitet. Nachträglich zu dessen 50. Geburtstag am 1. Februar 1924 hatte er auf dem Vortitel die Widmung »Für Hugo von Hofmannsthal – im Februar 1924, dem Monat des Gedenktages –« und auf dem Spiegeltitel das Gedicht »Das Füllhorn« eingetragen (SW XL, S. 570, Nr. 2199; BW Rilke, S. 98f.; Rainer Maria Rilke, Sämtliche Werke. Hg. vom Rilke-Archiv. In Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn. Zweiter Bd. Wiesbaden 1957, S. 149f.). Im Begleitbrief vom selben Tage hatte er angemerkt, es seien ihm »eben ein paar Verse« gelungen, »bei denen ich, kaum standen sie da –, die Empfindung hatte, daß ich sie Ihnen geben dürfe. Ich schreibe sie in die Elegien, die ohnehin seit einer Weile für Sie bereitlagen, und bin ganz bei der Sache in diesem stillen Beweis meiner Zuwendung und freundschaftlichen Bewunderung.« Am 19. Februar 1924 hatte Hofmannsthal seinen etwas gewundenen Dank formuliert: »Sie schicken mir den Band Ihrer Werke, in welchem vielleicht der höchste Versuch in wunderbar einmaliger Sammlung Ihrer Kräfte unternommen ist: und Sie schmücken noch die erste Seite dieses genug gewichtigen, genug schönen Buches mit einem unvergleichlichen Gedicht in Ihrer Handschrift, durch dessen Zueignung Sie mir so viel Ehre als Freude bereiten« (BW Rilke, S. 98–100). Die Erste Duineser Elegie hatte er bereits im letzten Januardrittel 1912 kennengelernt, als Fürstin Marie von Thurn und Taxis sie ihm und Kassner »mit Herzklopfen« vorgelegt hatte: »Beide Freunde waren aufs tiefste ergriffen und würdigten sofort diese gewaltige Kraft« (Taxis, Erinnerungen an Rilke [wie Anm. 315], S. 42) – sehr zur Freude Rilkes, »da ihre Zustimmungen ja eigentlich von sehr verschiedenen Centren herkommen und eine besondere Bedeutung darin liegt, wenn sie sich so beegnen« (Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel. Besorgt durch Ernst Zinn. Mit einem Geleitwort von Rudolf Kassner. Bd. I. Zürich/Wiesbaden 1951, S. 97 und 102). Hofmannsthal hatte daraufhin im »Januar 1912« ein Exemplar seines im Oktober/November 1911 erschienenen »Jedermann« (s. SW IX, S. 106) »R.M.R. in stetem Gedächtnis und als ein Gegengeschenk für die Duineser Elegie« zugeschickt und am 8. Februar Rilkes Antwort erhalten: »Was schließlich Ihre eingeschriebenen Worte angeht, so war mirs überaus lieb, durch die Fürstin Taxis zu hören, daß Sie die »Elegie« bei ihr kennen gelernt ja sogar sehr schön vorgelesen haben; daraus schloß ich schon, daß Sie gut von ihr dächten und, insofern sie eine Nachricht von mir ist, sie als gute Nachricht empfanden« (BW Rilke, S. 68f.).

108 Klaus E. Bohnenkamp

Rodaun 11. IV 27.

lieber D<sup>r</sup> Korrodi

ich wollte Ihren freundlichen Wunsch, übermittelt durch D<sup>r</sup> Steiner,<sup>319</sup> gern erfüllen und schicke daher das Handexemplar des IVten Aufzuges des »Turm« in der neuen Fassung,<sup>320</sup> u. meine, dass sich aus diesem eine geschlossene Scene gewinnen ließe, etwa mit der Überschrift:

### Der Thronwechsel

(Scene aus dem Trauerspiel der Turm.) Ich meine ungefähr Seite 1 bis Seite 11.<sup>321</sup> Vielleicht würde D<sup>r</sup> Steiner ganz kurz u. einfach den Inhalt

<sup>318</sup> DLA: A: Hofmannsthal, 59.975. 1 Blatt. 4°, beidseitig beschrieben.

<sup>319</sup> Eine persönliche Begegnung Hofmannsthals mit Steiner scheidet aus. Der jedenfalls bekundet, er habe den Dichter seit 1913 nicht mehr gesehen: »Alle die späteren Jahre suchte ich seiner inneren Laufbahn zu folgen und lebte mit seinem Werk, wie es sich langsam entfaltete« (Herbert Steiner, Begegnungen mit Dichtern [wie Anm. 137], S. 32). Der mithin schriftlich vorgetragene Wunsch ist nicht erhalten; auch in den Mitteilungen Korrodís an Steiner aus dieser Zeit (DLA), in denen Hofmannsthal nicht erwähnt wird, fehlen entsprechende Anhaltspunkte.

<sup>320</sup> Es handelt sich um eine Abschrift der »Dritten Fassung« des vierten Aufzugs. Sie wird dem Zeitungsdruck zu Grunde gelegt und ist verloren, anders als ihre Vorlage: »26 fortlaufend paginierte Blätter« der »Akt Niederschrift mit Reinschriftcharakter« (SW XVI.2, S. 266: IV/9H<sup>8</sup>; gedruckt ebd., S. 187–206). – Um die letztgültige Form seines Trauerspiels »Der Turm« hat Hofmannsthal, nach der frühen Bearbeitung von Calderons »Das Leben als Traum« (s.u. Anm. 322), »in immer neuen Anläufen von Sommer 1920 bis Spätherbst 1927 gerungen« (SW XVI.1, S. 143). Von der ersten Fassung hatte er den ersten und zweiten Aufzug im Februar 1923, die restlichen drei Akte im Januar 1925 (erschieden Mitte Februar 1925) in seine »Neuen deutschen Beiträge« aufgenommen (SW XVI.1, S. 5–139). Eine zweite Fassung (die erste Buchausgabe) war im Oktober 1925 als signierter Luxusdruck im Verlag der Bremer Presse herausgekommen (SW XVI.2, S. 7–123), gefolgt von der entscheidend umgestalteten dritten Fassung, die als zweite Buchausgabe unter der Jahreszahl 1927 Ende Januar/Anfang Februar 1928 bei S. Fischer in Berlin veröffentlicht wird (SW XVI.2, S. 125–220; 269).

<sup>321</sup> Der Abdruck in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 21. August 1927 (SW XVI.2, S. 269: D<sup>7</sup>) folgt Hofmannsthals Vorschlag und bietet unter dem Titel »Der Thronwechsel« – nach den Bühnenanweisungen (SW XVI.2, S. 187, 2–5) – den Auftritt der Woiwoden und die Abdankungsszene des vierten Aktes in Gestalt der in Anm. 320 genannten Reinschrift IV/9 H<sup>8</sup>. Dabei werden die Richtigstellungen Hofmannsthals vom 20. Juni 1927 (s.o. Anm. 163) berücksichtigt: SW XVI.2, S. 189, Z. 31: »Graf Adam mit einem Offizier der Wache ...« (statt »einem Pikett« in der handschriftlichen Vorlage: SW XVI.2, S. 351, Z. 10) und S. 194, Z. 2: »mit sechs Hartschierern« (im Buchdruck zu »sechs Offizieren« geändert; vgl. SW XVI.2, S. 269, Z. 9, und 351, Z. 28).

des Stückes bis zu diesem Punkt erzählen.<sup>322</sup> Dazu bemerke ich daß am Schluss von Act III. in der neuen Fassung der König Basilius den Sigismund nicht zu erneutem Kerker, sondern zum Tode verurteilt.

Mit vielen Grüßen der Ihre  
Hofmannsthal

PS. Das Mpt. erbitte ich baldigst zurück, ich brauche es dringend!<sup>323</sup>

<sup>322</sup> Die namentlich nicht gekennzeichnete »Vorbemerkung der Redaktion« stammt fraglos aus der Feder Herbert Steiners: »Calderons ›Das Leben ein Traum‹ ist ein höchster Ausdruck des Dichters wie des Barockzeitalters überhaupt. Hier durchdringen sich uralte Motive: das um einer Prophezeiung willen ausgesetzte Kind, der in Einsamkeit und Wildnis heranwachsende Held, der Sohn, der den Vater besiegt und demütigt, und vor allem die Frage nach der Wirklichkeit unseres Daseins, nach der Grenze zwischen Traum und Leben. Hugo von Hofmannsthal, früh von dem ›nie veraltenden Stoff‹ ergriffen, hat ihn vor fast einem Vierteljahrhundert aufgenommen, aber seine freie Bearbeitung nicht abgeschlossen und ihn erst in dem fünftaktigen Trauerspiel ›Der Turm‹ endgültig gestaltet und zu einem völlig neuen Schluß geführt. Das Motiv von Traum und Leben, eines der wesentlichen im Werk des alten wie des heutigen Dichters, hat sich gleichsam in des Innere des Helden zurückgezogen. / Rudolf Alexander Schröder hat an dieser Stelle (20. Juni 1926) auf den ›Turm‹ als den Höhepunkt von Hofmannsthals dichterischem Schaffen hingewiesen, als auf ein Werk, ›aus dem uns das Bild unserer eigenen Zeit entgegentritt‹. Wir dürfen heute einen großen Teil des vierten Akts in einer, gegenüber der (im Verlag der Bremer Presse, München, 1925 in kleiner Auflage erschienenen) ersten Ausgabe ganz umgearbeiteten Fassung vorlegen. / Das Drama spielt in ›einem Polen des 17. Jahrhunderts, mehr der Sage, als der Geschichte‹. Der Inhalt ist folgender: Sigismund, der einzige Sohn des Königs Basilius, ist, seiner Herkunft unbewußt, im einsamsten Kerker aufgewachsen, fern von Menschen, einzig sein Hüter und Lehrer Julian, ein Edelmann, der ihn zum Werkzeug großer ehrgeiziger Pläne machen will, und dessen Diener Anton dürfen zu ihm. In Zeiten allgemeiner Erschütterung des Reiches und auf langen Krieg folgenden Aufruhrs werden Sigismund und Julian an den Hof gebracht. Die Zusammenkunft mit Basilius, der sich als sein Vater zu erkennen gibt, endet damit, daß Sigismund ihn zu Boden schlägt und zum Tode verurteilt wird. Er wird angesichts des Königs und des Volkes zum Schafott geführt, aber auf diesem Gange von den Sträflingen und den Großen befreit und zum Herrscher ausgerufen. Hier setzen die folgenden Szenen ein.« – Hofmannsthal hatte sich seit Herbst 1901 mit einer Bearbeitung des Calderonschen Dramas »La vida es sueño« beschäftigt. Bruchstücke aus dem ersten, zweiten und vierten Aufzug werden unter dem Titel »Das Leben ein Traum. Fragmente einer freien Bearbeitung« (mit der beigefügten Jahreszahl »1902«) in der Pfingstbeilage der Wiener Tageszeitung »Die Zeit« am 15. Mai 1910 (S. 1–5) veröffentlicht (vgl. SW XV, S. 175: 6D<sup>2</sup>). Vorangestellt ist eine Vorbemerkung Hofmannsthals, in der das zitierte Wort vom »niemals veraltenden Stoff« fällt (SW XV, S. 165). Die Angabe zu Ort und Zeit des Dramas paraphrasiert den Hofmannsthalschen Wortlaut: »Schauplatz: Ein Königreich Polen, aber mehr der Sage als der Geschichte. / Zeit: Ein vergangenes Jahrhundert, in der Atmosphäre dem siebzehnten ähnlich« (SW XIV.1, S. 8; SW XIV.2, S. 6).– Rudolf Alexander Schröders Aufsatz »Der Turm« war am 20. Juni 1926 in der »Neuen Zürcher Zeitung« und den »Münchener Neuesten Nachrichten« erschienen (s.o. Anm. 139). Der zitierte Satz lautet: »Und grauenvoll: aus diesem Bild tritt uns Zug um Zug mit einem gespenstischen Reichtum der Stufungen und der Beziehungen das Bild unsrer eigenen Zeit und ihrer hoffnungslosen Infernos entgegen« (Rudolf Alexander Schröder, Gesammelte Werke II [wie Anm. 139], S. 858).

<sup>323</sup> Im gleichen Sinn mahnt Hofmannsthal am nächsten Tag, dem 12. Mai, Konrad Maril (1889–1936), den Leiter des Bühnenvertriebs und der Auslandsabteilung des S. Fischer Ver-



## Anhang

Eduard Korrodi  
Hugo von Hofmannsthal †<sup>324</sup>

»Um großen Meisters trauervollen Preis / Vernehmet nun aus schattenhaftem Munde.«<sup>325</sup> Der Schreibende wäre dieses Preises nicht fähig, auch wenn ihn die Trauerbotschaft nicht so tief erschüttert hätte, denn der Dichter Hugo v. Hofmannsthal, Ehre und Glanz des österreichischen Schrifttums, der einzige, dessen Gedicht in der deutschen zeitgenössischen Literatur immer noch ein Geheimnis blieb, der einzige, der berühmt und unbegriffen, umhuldigt und tief verkannt sein konnte und aus all diesem Ungeklärten sein Zauberbild schuf – er war vielen, wenn von hohen und letzten Dingen, vom Ursprung der Poesie, der Magie der Sprache die Rede war, der Führer in einem fast absoluten Sinn, ja der Verführer zu dem wesenhaft Schönen, wie er es fühlend verstand. – Nun hat der Tod den Dichter berührt. In dem beispiellosen Zaubergedicht spricht der Tod zum Dichter:

»In jeder wahrhaft großen Stunde,  
Die schauern deine Erdenform gemacht,  
Hab ich dich angerührt im Seelengrunde  
Mit heiliger, geheimnisvoller Macht.«<sup>326</sup>

Die erste Kunde aus Wien bringt den Tod Hofmannsthals tragisch verquickt mit dem eines Sohnes des Dichters, der sich am Tag vorher im elterlichen Haus in Rodaun erschossen hat. – Der<sup>327</sup> Vater traf bei der

lags (Peter de Mendelssohn, S. Fischer und sein Verlag [wie Anm. 6], S. 913; BW Fischer, S. 884), er brauche weitere »Correcturen [...] dringend sofort für Reinhardt [...] etc.« Denn das »Wichtigste« sei »natürlich jetzt möglichst schnell Ex. in der Hand zu halten« (SW XVI.2, S. 459).

<sup>324</sup> K20.

<sup>325</sup> Schlussverse aus dem Gedicht »Zu einer Totenfeier für Arnold Böcklin«, das Hofmannsthal 1901 als »Prolog« zum »Tod des Tizian« geschrieben hatte, aus Anlass einer Aufführung des 1892 entstandenen »Fragments als Totenfeier für Arnold Böcklin im Künstlerhaus zu München den 14. Februar 1901«; SW III, S. 224, Z. 33f.; zur Druckgeschichte s. SW III, S. 737f. Als eigenständiges Gedicht aufgenommen in: »Die gesammelten Gedichte« (Leipzig 1907, S. 61–64), »Die Gedichte und Kleinen Dramen« (Leipzig 1911, S. 87–88) und »Gedichte« (Leipzig 1922, S. 82–83).

<sup>326</sup> Der Tor und der Tod: SW III, S. 71, Z. 10–14.

<sup>327</sup> Lies: Den.

Einsegnung der Leiche des Sohnes ein Hirnschlag. Er verschied, ohne das Bewußtsein wieder erlangt<sup>328</sup> zu haben.

\*\*

Wenn Hofmannsthal auch nur 35 Jahre alt geworden ist, so ist seine literarische Figur doch fast schon 40 Jahre sichtbar. Hermann Bahr hat den zauberhaften Jüngling beschrieben,<sup>329</sup> dem mit achtzehn Frühlingen unter den Namen Loris Melikow, Theophil Morren<sup>330</sup> Verse von betörender Schönheit gelangen. Der »Schmelz der ungelebten Gefühle« war so echt, der Takt des Dichters so unerhört, daß nur das Wunderbare dichterischer Schöpfung diese Frühreife nicht erklären, aber manifestieren konnte. Jede Leistung Hofmannsthals hat organischen Anteil an seinem Lebenswerk. Daß er mit einer Dissertation über Victor Hugo<sup>331</sup> als Romanist in Wien promovierte, deutete seine Weltweite an, kündete die mehr grillparzerisch als goethesch visierten, habsburgisch-spanisch gefärbten Weltliteraturtendenzen des Dichters voraus. – Mit 33 Jahren

<sup>328</sup> Lies: wiedererlangt

<sup>329</sup> Hermann Bahr, Loris. In: Studien zur Kritik der Moderne. Frankfurt a.M. 1894, S. 122–129; nachgedruckt in: BW Bahr. Bd. II, S. 776–781; dort auch weitere Äußerungen Bahrs über den jungen Hofmannsthal.

<sup>330</sup> Es war Hofmannsthal als Schüler einer öffentlichen Lehranstalt – in seinem Fall des Akademischen Gymnasiums in Wien – verboten, unter eigenem Namen zu publizieren. Daher wählt er den russischen obersten Sicherheitsbeamten und Innenminister General Michael Tarielowitsch Loris-Melikow (1826–1888) zum Namenspatron – »mein ›Dichtername‹ Loris ist mir durch einen Zufall hangen geblieben, er hat nichts anagrammatisches, noch sonst zauberhaftes an sich«, erklärt er Richard Dehmel am 19. Februar 1894 (HB 21 /22. 1979, S. 14) – und zeichnet seine Gedichte und Essays zwischen Oktober 1890 und Dezember 1893 mit »Loris Melikow« oder schlicht »Loris« (vgl. Max Mells Nachwort zu »Loris. Die Prosa des jungen Hugo von Hofmannsthal«. Berlin 1930, S. 269; Martin Stern: Hofmannsthals Pseudonym »Loris«. In: HB 8/9, 1972, S. 181f., sowie Hans-Georg Schede. In: HJb 6. 1998, S. 9f.). Unter dem Pseudonym »Theophil Morren (Wien)« war 1891 das Erstlingswerk »Gestern. Studie in einem Akt, in Reimen« erschienen (SW III, S. 5–35 und 297–330).

<sup>331</sup> Korrodi verwechselt Hofmannsthals Dissertation mit dessen Habilitationsschrift. Die handgeschriebene, am 6. Mai 1898 eingereichte Dissertation »Über den Sprachgebrauch bei den Dichtern der Plejade« ist, bis auf einen Teil der Einleitung (SW XXXII, S. 287f.), seit 1945 verschollen (vgl. ebd., S. 1075–1078). Die interessierte Öffentlichkeit hatte von ihr keine Kenntnis, wohl aber von Hofmannsthals Habilitationsschrift »Studie über die Entwicklung des Dichters Victor Hugo«, die er 1901 »der Philosophischen Facultät der Universität Wien überreicht / behufs Erlangung der *venia legendi* für das Gebiet der romanischen Philologie«. Sie erscheint 1901 (unvollständig) im Selbstverlag; 1904 folgt eine erste (gekürzte) Buchausgabe in der Reihe: Die Dichtung. Hg. von Paul Remer. Bd. III, bei Schuster und Loeffler in Berlin und Leipzig; 1925 publiziert der Verlag der Bremer Presse in München den vollständigen Text unter der Überschrift »Versuch über Victor Hugo« als »Sonderveröffentlichung der Neuen Deutschen Beiträge« in einer Auflage von 1 200 Exemplaren (SW XXXII, S. 220–281 und 979–989).

gab er schon »Die prosaischen Schriften gesammelt« heraus.<sup>332</sup> Auch das gehörte zur Schicksalslinie des Dichters, ein vorzeitiges herbstliches Gefühl. Es gibt denn auch kein zweites Dichterschicksal in der jetzigen deutschen Literatur, das den Preis des Frühruhmes so teuer bezahlt hätte und mit so großartiger Entschlossenheit nach der lyrischen Epoche die Aufgaben des Mannes übernahm. Seine »erfundenen Gespräche und Briefe«<sup>333</sup> über Gedichte, über den Goetheschen Tasso, die Unterhaltungen über die Schriften von Gottfried Keller, die Reden über Shakespeares »Könige und große Herren«;<sup>334</sup> diese Prosastücke und ihrer noch viele mehr, in denen das Tiefe an der Oberfläche schimmert,<sup>335</sup> scheinen von einem späten Meister im Abendrot seines Lebens geschrieben zu sein. Weisheit ist ihnen zugeboren. Wären später Geschlechter in Irrtümern über Leben und Folge der Hofmannsthalschen Werke verstrickt, sie würden die umgekehrte These vertreten: Daß dieser Dichter zu hohen Jahren gekommen sein mußte, ohne Jugend, aus der Fülle des Alters geschöpft habe. – Dies Leben mit seinem andern Lebensgesetz hat seine eigene Sternbahn.

Der Mann fühlte nicht mehr sich in der Mitte der Dinge. Er dichtete in geheimnisvollen Zusammenhängen ein Oesterreich des Volkstums, und wenn das politische<sup>336</sup> aus den Fugen ging, so lebt das andere in seinem Werke weiter. Er hat notiert, wie das Kind Grillparzer auf dem Schoß der Amme als Erstes den Text der »Zauberflöte« vernahm und wie auf diese Weise das Zauberstück und österreichische Melodie im kindlichen Gefühl sich verankerte.<sup>337</sup> Hofmannsthal hat im Erbe seines vielgemischten, deutschen, italienischen und jüdischen Blutes,<sup>338</sup> von

<sup>332</sup> S.o. Anm. 45.

<sup>333</sup> Die Bezeichnung »Erfundene Gespräche und Briefe« ist eine Prägung Hofmannsthals, die er schon 1902 in einer Titelliste verwendet (SW XXXI, S. 231 und 233). 1924 stellt er sie über die zweite Abteilung des zweiten Bandes der »Gesammelten Werke« (S. 173), welche die hier genannten Gespräche »über Gedichte« (1903; jetzt in: SW XXXI, S. 74–86), »über den Tasso von Goethe« (1906; SW XXXI, S. 107–117) und »über die Schriften von Gottfried Keller« (1906; SW XXXI, S. 99–106) umfasst.

<sup>334</sup> Der Festvortrag »Shakespeares Könige und große Herren«, den Hofmannsthal auf der Generalversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft am 29. April 1905 in Weimar gehalten hatte, war 1907 in den Ersten Band der »Prosaischen Schriften gesammelt« und 1924 in den dritten Band der »Gesammelten Werke« eingegangen; jetzt: SW XXXIII, S. 76–92.

<sup>335</sup> S.o. S. 75 mit Anm. 232.

<sup>336</sup> Lies: Politische

<sup>337</sup> S.o. Anm. 55.

<sup>338</sup> S.o. Anm. 244.

Mutterseite her einen Schuß niederösterreichischen Blutes.<sup>339</sup> Daher fehlte dem gescholtenen Aestheten der Zusammenhang mit dem Volkstümlichen nie. Daher hat die Musik mit ihm eine Bindung notwendig eingehen müssen. Das Bündnis Richard Straußens mit Hofmannsthal ist geistesgeschichtlich gesehen etwas völlig Neues. Wie im Leben der deutschen Dichter irgendwann einmal die Philosophie einbrach, mußte in Oesterreich, dem die Musik alle transzendenten Bedürfnisse stillte, einmal der Dichter und der Musiker im gemeinsam Schöpferischen kommunizieren. Und wie Oesterreich das Theatralische in der Kunst und auf der Bühne leidenschaftlich umworben hat, ist es kein Zufall, daß Hofmannsthal seinen österreichischen Spielleiter großer Prägung, Max Reinhardt, gefunden hat. »Jedermann« und das »Salzburger Große Welttheater!«<sup>340</sup> Wer sie nicht im Hintergrundschauspiel Salzburgs erlebt hat, weiß noch nicht, wie kühn Hofmannsthal seinen Barock-Traum träumen konnte, einen Traum, in dem »die Träume Traum sind« wie in Calderons Spiel, daß der Dichter an »die Urform des abendländischen Schauspiels« rührte und wie er in allen seinen Werken in der heimatlich begründeten Schöpfung der europäischen Dichter deutscher Sprache war: Ein Borger aus ewigem Vorrat, aber ein Verwandler und Zauberer des Gestern in das Heute.

Und dennoch gilt von Hofmannsthal, dem mächtigsten Bildungs- und Traditionsdichter[,] das bewundernde Wort des Todes an den Toren:

»Wie wundervoll sind die Wesen,  
Die, was nicht deutbar, dennoch deuten,  
Was nie geschrieben wurde, lesen,  
Verworrenes beherrschend binden,  
Und Wege noch im Ewig-Dunkeln finden.«<sup>341</sup>

In viel Ungeschriebenem hat dieser Dichter gelesen – nicht zuletzt in Menschen. Wer seiner Gegenwart dann und wann teilhaftig war, hat ihn bewundern müssen. Er hatte viele Freunde und wird keinen verlieren. Wer er aber war, weiß seine Zeit nicht. Ich berufe mich auf sein bewegtes Wort: Es wäre ein einziger, der das Buch über ihn und mit ihm schreiben

<sup>339</sup> S.o. Anm. 82.

<sup>340</sup> Lies: »... Welttheater!«

<sup>341</sup> Schlussverse des Todes in »Der Tor und der Tod«; SW III, S. 79, Z. 38–S. 80, Z. 4.

könnte. Der Schweizer, den Hofmannsthal meinte und dem er in treuester Freundschaft verbunden war,<sup>342</sup> möge es uns schenken, damit das Bild der wahrhaft magischen Persönlichkeit Hugo von Hofmannsthal rein und unverfälscht die Werke in den Wandel der Zeit begleite.

**Eduard Korrodis Beiträge  
über Hugo von Hofmannsthal**

- K1: Hugo v. Hofmannsthal's prosaische Schriften. Von Eduard Korrodi. In: Der Lesezirkel. IV. Jg., Heft 8 (März 1917), S. 111–114
- K2: E.K., Hugo von Hofmannsthal. In: Neue Zürcher Zeitung, 29. März 1917. Zweites Morgenblatt, Nr. 551, S. [1]  
Ankündigung der Rede »Österreich im Spiegel seiner Dichtung«
- K3: E.K., Die Rede Hugo von Hofmannsthal's. In: Neue Zürcher Zeitung, 31. März 1917, Nr. 565, S. [5]  
Nachdruck: SW XXXIV, S. 857–860
- K4: E.K., Die europäische Idee. Nach einem Vortrag Hugo von Hofmannsthal's. In: Neue Zürcher Zeitung, 3. April 1917. Erstes Abendblatt, Nr. 590, S. [1f.]  
Nachdruck: SW XXXIV, S. 1283–1285
- K5: E.K., Kritische Prosa. In: Neue Zürcher Zeitung, 18. November 1917. Zweites Sonntagblatt, Nr. 2170, S. [1f.]
- K6: E.K., Beethoven. Die Feier des Lesezirkels Hottingen. In: Neue Zürcher Zeitung, 12. Dezember 1920, Siebtes Blatt. II. Sonntagsausgabe, Nr. 2053, S. [1]
- K7: E.K., Die beiden »Welttheater«. In: Neue Zürcher Zeitung, 16. September 1922. Erstes Morgenblatt, Nr. 1206, S. [1f.]
- K8: E.K., Ein Dankeswort an Hugo von Hofmannsthal. In: Neue Zürcher Zeitung. 1. Februar 1924. Zweites Morgenblatt, Nr. 157, S. [1f.]
- K9: E.K., Die Festschrift für Hugo von Hofmannsthal. In: Neue Zürcher Zeitung, 27. Juni 1924. Erstes Morgenblatt, Nr. 953, S. [1f.]

<sup>342</sup> Gemeint ist Carl Jacob Burckhardt.

- K10: k., Strauß' und Hofmannsthals Briefwechsel. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 10. Januar 1926. Bl. 5. Zweite Sonntagsausgabe, Nr. 43
- K11: E.K., Von Hebel zu Hofmannsthal. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 19. September 1926. Bl. 8. Erste Sonntagsausgabe, Nr. 1498  
 Literarische Beilage: Zum 100. Todestage Johann Peter Hebels (22. September.)
- K12: E.K., Hofmannsthals »Deutsches Lesebuch«. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 6. Februar 1927. Bl. 5. Zweite Sonntagsausgabe, Nr. 198
- K13: E.K.; Hofmannsthals »Deutsches Lesebuch«. II. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 8. Februar 1927. Bl. 5. Abendausgabe, Nr. 211
- K14: E.K., Salzburger Tage. I. Ein internationaler Kritiker-Kongreß. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 26. August 1927, Nr. 1432
- K15: E.K., Salzburger Tage II. Jedermann. Kabale und Liebe. Ein Sommernachtstraum in Leopoldskron. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 30. August 1927. Bl. 5. Abendausgabe, Nr. 1453
- K16: E.K., Oesterreichisches Tagebuch. Tag in Salzburg. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 9. September 1927. Bl. 6. Abendausgabe, Nr. 1512
- K17: E.K., Oesterreichisches Tagebuch. Von des Leibes Wohlfahrt. An den Seen. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 11. September 1927. Bl. 4. Zweite Sonntagsausgabe, Nr. 1519
- K18: E.K., Oesterreichisches Tagebuch. Begegnungen mit Schriftstellern. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 20. September 1927. Bl. 6. Abendausgabe, Nr. 1574
- K19: k., *Neue Bücher*. Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation. Von Hugo von Hofmannsthal. Verlag der Bremer Presse, München. In: *Neue Zürcher Zeitung*. 15. Januar 1928. Erste Sonntagsausgabe, Nr. 72  
 Literarische Beilage, S. [2]
- K20: E.K., Hugo v. Hofmannsthal †. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 16. Juli 1929. Bl. 5. Abendausgabe, Nr. 1387  
 Nachdruck in diesem Band, S. 111–115
- K21: k., Ein Hofmannsthal-Heft. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 11. August 1929. Bl. 3. Erste Sonntagsausgabe, Nr. 1542  
 Literarische Beilage: In Memoriam Hugo von Hofmannsthal, S. [2]

K22: E.K., Zeitschriften. Das Hofmannsthal-Heft der »Neuen Rundschau«. In: Neue Zürcher Zeitung, 10. November 1929. Bl. 3. Erste Sonntagsausgabe, Nr. 2168

Literarische Beilage, S. [1f.]

K23: E.K., Kritische Schriften. II. Das »Buch der Freunde«. Von Hugo von Hofmannsthal. In: Neue Zürcher Zeitung, 20. November 1929. Bl. 1. Morgenausgabe, Nr. 2246

In die Anzeige aufgenommenen sind die Aphorismen der Seiten 21 bis 23 des Buches

K24: E.K., Corona. Eine neue Zeitschrift. In: Neue Zürcher Zeitung, 22. Juni 1930, Nr. 1233

Nachdruck: Korrodi, Feuilletons, S. 158–160

K25: E.K., Literarhistorie für das Leben. II. In: Neue Zürcher Zeitung, 6. Januar 1931, Nr. 53

Zu Max Kommerells Frankfurter Antrittsvorlesung über »Hugo von Hofmannsthal«

Nachdruck: Korrodi, Feuilletons, S. 69f.

K26: E.K., Die Berührung der Sphären. Prosaschriften Hugo von Hofmannsthals. In: Neue Zürcher Zeitung, 24. Mai 1931. Bl. 8. Zweite Sonntagsausgabe, Nr. 987

K27: E.K., Tagebuch. Tristia ex Vindobona. In: Neue Zürcher Zeitung, 17. Mai 1932. Bl. 6. Abendausgabe, Nr. 911

Besuch in Rodaun

K28: E.K., Ein nachgelassenes Werk Hugo von Hofmannsthals. In: Neue Zürcher Zeitung, 20. November 1932. Bl. 2. Erste Sonntagsausgabe, Nr. 2155, S. [1f.]

Zu Hugo von Hofmannsthal, Andreas oder Die Vereinigten. Fragmente eines Romans. Mit einem Nachwort von Jakob Wassermann. Berlin: S. Fischer 1932

K29: E.K., Das Bergwerk zu Falun. Aus dem Nachlaß Hofmannsthals in der »Corona«. In: Neue Zürcher Zeitung, 18. Dezember 1932. Bl. 3. Erste Sonntagsausgabe, Nr. 2385: Bücherbeilage

K30: E.K., Deutsches Tagebuch IV. Hofmannsthals »Welttheater« in Berlin. In: Neue Zürcher Zeitung, 5. März 1933, Nr. 396

Nachdruck: Korrodi, Feuilletons, S. 176f.

K31: k., Aus Tagebüchern. In: Neue Zürcher Zeitung, 13. Februar 1936. Bl. 5. Abendausgabe, Nr. 258

K32: E.K., Beethoven. Die zweite Rede Hugo von Hofmannsthals. In: Neue Zürcher Zeitung, 3. Dezember 1937. Bl. 7. Abendausgabe, Nr. 2187

K33: E.K., Hofmannsthals »Großes Welttheater« (Schauspielhaus, 2. Dezember). In: Neue Zürcher Zeitung, 4. Dezember 1939. Bl. 2. Morgenausgabe, Nr. 2051

K34: E.K., Erinnerungen an Hofmannsthal. In: Neue Zürcher Zeitung, 1. Oktober 1942. Bl. 1. Morgenausgabe, Nr. 1555

Zu Carl J. Burckhardt, Erinnerungen an Hofmannsthal

K35: E.K., Zehn Jahre »Corona«. In: Neue Zürcher Zeitung, 30. Mai 1943. Bl. 4. Sonntagsausgabe, Nr. 861

K36: E.K., Hofmannsthals »Turm«. Schauspielhaus 5. Juni. I. In: Neue Zürcher Zeitung, 7. Juni 1943. Bl. 2. Morgenausgabe, Nr. 899

K37: E.K., Hofmannsthals »Turm«. Schauspielhaus 5. Juni. II. In: Neue Zürcher Zeitung, 8. Juni 1943. Morgenausgabe, Nr. 906. Bl. 2

K38: E.K., Meisterwerke deutscher Sprache II. Bemerkungen zu Emils Staigers Aufsätzen. In: Neue Zürcher Zeitung, 11. Juli 1943, Nr. 1080

Zu Hofmannsthals »Der Schwierige«

Nachdruck: Korrodi, Feuilletons, S. 73–75

K39: E.K., Hugo von Hofmannsthal zum Gedenken. Brief an einen Literaturfreund. In: Neue Zürcher Zeitung, 30. Januar 1944. Bl. 3: Sonntagsausgabe, Nr. 166: Literatur und Kunst

K40: E.K., »Cristinas Heimreise«. Schauspielhaus (26. Oktober). In: Neue Zürcher Zeitung, 28. Oktober 1944. Bl. 2. Morgenausgabe, Nr. 1834, S. [1f.]

K41: E.K., Die Erzählungen Hugo von Hofmannsthals. In: Neue Zürcher Zeitung, 1. Januar 1946, Nr. 6 (1). Bl. 6: Literatur und Kunst

K42: E.K., Gedenken an Hugo von Hofmannsthal. In: Neue Zürcher Zeitung, 16. Juli 1949. Morgenausgabe, Nr. 1466

Nachdruck: Korrodi, Feuilletons, S. 298f.



- K43: E.K., Das gerettete Venedig«. Zürcher Festspiele. In: Neue Zürcher Zeitung, 24. Juni 1950. Bl. 4. Morgenausgabe, Nr. 1330
- K44: Brief an Herrn Chefredakteur W. Bretscher, gez. Eduard Korrodi. In: E.K., Erlebte Literatur. Olten MCMLII. 56. Publikation auf Veranlassung von William Matheson für die Vereinigung Oltener Bücherfreunde. Weihnachten 1952, S. [7–10]
- K45: Salzburger Notizen über Hugo von Hofmannsthal. Vorabend. In: E.K., Erlebte Literatur (wie K44), S. 73–84
- K46: p.f., Schweizer Besuch in Wien. Gespräch mit Dr. E.C. In: Fremden-Blatt. Wien, 6. Mai 1917, S. 8
- K47: Verkannte Dichter unter uns? Eine Rundfrage. [Zürich 1926], kl. 8°, Broschur. 56 S.

Das Titelschildchen auf dem Einbanddeckel:

Verkannte Dichter unter uns | Eine Rundfrage | von Dr. Eduard Korrodi  
S. [3]: Verkannte Dichter unter uns? | Eine Rundfrage.

S. [5–]6: Verkannte Dichter unter uns? | Eine Rundfrage. | Vorbemerkung.

Der Steller dieser Enquete führt kein anderes Vorhaben im Schilde, als diese hartnäckig immer wiederkehrende Frage dem Konversationsgeplätscher zu entziehen und sie in die Metaphysik des Ruhmes und in das Reich zeitlicher und überzeitlicher Wirkungen hinüberspielen zu lassen, ganz im Gegensatz zu jenem Urteil des Franzosen, der Goethe und Zelter mit seiner Erklärung belustigte: »Was soll ich für die Nachwelt tun, hat denn die Nachwelt etwas für mich getan?«

Der Fragesteller erklärt sich befriedigt, wenn durch den Widerspruch der Standpunkte die ganze Hinterhältigkeit des Problems aufgewiesen wird, der Frage nach den verkannten Dichtern die nach den überschätzten Autoren korrespondiert und endlich das Schauspiel offenkundig wird, wie selbst eine neue Stufe der Verkennung den Ruhm des Berühmten gefährdet.

Oder führte der Fragesteller doch noch anderes im Schild? Wollte er über einen Umweg zu denen reden, die sich, wie die Schweizer als ganzer Stamm im deutschen Schrifttum zuweilen nur als Metöke geduldet fühlen, wie wohl sie es selber waren, die sich in ihre Friedenssache verkapselten, sich zur »Nationalliteratur im Winkel« konstituierten, gegen deren Präntionen zu kämpfen, Pflicht schweizerischer Kritik ist; denn nur die »Tonlosen« leugnen den Lebenszusammenhang schweizerischen und deutschen Schrifttums.

Der Fragesteller darf sich ehrlich freuen, daß aus allen deutschen Gauen zur Erörterung des Problems beigetragen wurde, ja daß ein paar

gute Geister sich zu einer Ausführlichkeit entschlossen, deren Gewicht hier zu loben sich nicht ziemt, aber doch nicht verschwiegen zu werden braucht.

Ostern 1926.

Eduard Korrodi (Zürich).<sup>343</sup>

Hofmannsthals Antwort (ohne Überschrift) auf S. 7–9, gez.: Ihr / Hofmannsthal.

K48: In Memoriam Hugo von Hofmannsthal. Separatabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung. [Zürich 1929], kl. 8°; Broschur. 45 S.

S. [4]: Bemerkung

Dieser Privatdruck der Neuen Zürcher Zeitung sammelt die Beiträge der beiden »Literarischen Beilagen« (Nr. 1542 und 1584) zur Erinnerung an Hugo von Hofmannsthal. – Außerdem sind in unserm Blatt der redaktionelle Nachruf von Eduard Korrodi (Nr. 1387), ein Aufsatz von Paul Stefan (Nr. 1399) und die Trauerrede von Rudolf Alexander Schröder (Nr. 1458) erschienen.

Wen dieses Maß unserer Totenklage erstaunt, dem antworten wir: Wir haben diesen Dichter geliebt.

Treue bewährt die dauernde Verehrung!

Ed. Korrodi.

Auf Korrodis »Bemerkung« (S. 4) folgen: Rudolf Alexander Schröders Gedicht »Dem Dichter ins Stammbuch« (S. 5f.), »Hofmannsthal« von Rudolf Borchardt (S. 7–12), »Skizzen zu einem Bildnis« von Max Mell (S. 13–18); »Das Tagebuch eines Willenskranken« von Loris (S. 19–32), »Worte der Freundschaft« von Jakob Wassermann und Konrad Burdach (S. 33 und 33–36), »Die Frau ohne Schatten« von Herbert Steiner (S. 37–41) und »Hofmannsthal und die Jüngsten« von Carl Helbling (S. 42–45).

K49: -ff., Vortrag über Hofmannsthal und Rilke. In: Neue Zürcher Zeitung, 14. November 1930, Nr. 2201: Lokales

Besprechung von Eduard Korrodis Vortrag im Dramatischen Verein Zürich am 12. November 1930.

<sup>343</sup> Es handelt sich um eine übergangene Fassung jener einleitenden, mit »Ed. Korrodi« gezeichneten Bemerkung, die Korrodi dem ersten Teil der Antworten auf seine Rundfrage in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 4. April 1926 vorangestellt hatte. Abgesehen von stilistischen Einzelheiten fehlt naturgemäß der o. zitierte Hinweis (Anm. 287) auf die künftige Abfolge der Beiträge.